

_____ **LMU**
Ludwig_____
Maximilians_____
Universität_____
München_____

1993

1994

1995

Die Chronik umfaßt den Zeitraum vom
1. Oktober 1993 bis 30. September 1995

Herausgeber: Das Rektoratskollegium
der Ludwig-Maximilians-
Universität München

Redaktion: Pressereferat
Leiter Dietmar Schmid;
Eva Schwab,
Ursula Haubner
(Redaktionsassistentz)
Geschwister-Scholl-Platz 1
80539 München
Telefon (089) 21 80-34 23
Telefax (089) 33 82 97

Graphiken und Statistiken: Planungsstab

Photos: Autorenangaben beim
Bild, ohne Angaben privat

Copyright: Nachdruck – auch
auszugsweise – nur
mit Genehmigung
der Redaktion

ISSN 0179-5473
ISBN 3-922480-12-8

Druck: Kirmair
Offsetdruck GmbH
München

Typographie: Büro Rolf Müller
München

Satz: Minkmar & Minkmar
Typoservice GmbH
München

Angesichts der 524 Jahre, die unsere Universität besteht, sind zwei Jahre wenig. Über eine solche Spanne, vom 1.10.1993 bis 30.9.1995, berichtet diese Chronik. Sie ist trotz dieser kurzen Zeit ein recht umfangreiches Werk geworden. Dies hat seinen Grund in der Größe unserer Hochschule. In ihren 20 Fakultäten und 6 zentralen Einrichtungen mit ca. 13.000 Mitarbeitern und ca. 60.000 Studenten geschieht in nur zwei Jahren so viel, daß eine solche Chronik nur herausragende und exemplarische Ereignisse des Lebens einer Universität darstellen kann. Auf manches, worüber wir zunächst berichten wollten, mußte verzichtet werden. Einiges, was mitteilenswert wäre, haben wir möglicherweise vergessen. Dafür bitten wir um Verständnis.

Es gab in den vergangenen zwei Jahren einiges Bedrückende an unserer Universität. So hat die Krise der Staatsfinanzen Schatten geworfen und zu Personalabbau und Mittelkürzungen – wenn auch in noch erträglichem Ausmaß – geführt, was mancherorts schmerzhaft Beeinträchtigungen der Arbeit zur Folge hatte. Es ist aber auch über Erfreuliches zu berichten. Viele Berufungsverfahren konnten erfolgreich zum Abschluß gebracht werden. Das Genzentrum in Großhadern wurde eingeweiht, der Rektor erhielt den Schlüssel für das Gartengebäude, den ehemaligen Sender „Freies Europa“, im Englischen Garten. All das und vieles mehr sind Zeichen für Engagement, Kreativität und Innovationsbereitschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität.

Die Erstellung einer Chronik macht viel Arbeit. Dank gilt allen, die daran mitgewirkt haben, vor allem Herrn Dietmar Schmidt, Frau Eva Schwab und Frau Ursula Haubner vom Presseferat sowie Herrn Ralf Balleisen und den übrigen Mitarbeitern des Planungsstabs, die den in dieser Chronik abgedruckten „Bericht des Rektoratskollegiums“ verfaßt haben.

Für das Rektoratskollegium

Prof. Dr. Lutz von Rosenstiel
Prorektor

Inhaltsverzeichnis

		1994	
			Ehrendoktor Prof. Bert Sakmann 80
			– Rede Rektor Prof. Steinmann
			– Rede Minister Zehetmair 81
			Honorarprofessuren für Glotz und Ring 85
			Gedächtnisvorlesung Weiße Rose 1994 86
Vorwort	3		– „Das Nein zu Hitler in Europa“ Prof.Dr.Dr.h.c. Joseph Rován
Bericht des Rektoratskollegiums	6		Wiedereröffnung der Nuklearmedizinischen Klinik und Poliklinik 97
			25 Jahre Pädiatrische Intensivstation 97
Aus dem Leben der Universität			Eröffnung des Genzentrums 98
			– Begrüßung Rektor Prof. Steinmann
			– Minister Zehetmair (auf der Pressekonferenz) 100
			– Grußwort Prof. Zacher, Präsident der Max-Planck-Gesellschaft 102
			– Grußwort Prof. Hoffmann, Vorsitzender des Wissenschaftsrates 104
			– Grußwort Dr. Kohl, Wacker Chemie GmbH 105
			– Grußwort Ministerialdirektor Dr. Lübbert 106
			– Grußwort Stadtrat Dr. Schulte-Sasse 110
			– Grußwort Ministerpräsident Dr. Stoiber 112
			Tage der Forschung 117
			Nachlässe in der Universitätsbibliothek 117
			Münchener Poetikvorlesungen 117
			522. Stiftungsfest der Universität 1994 118
			– Begrüßung Rektor Prof. Steinmann
			– Grußwort Minister Zehetmair 121
			– Verleihung der Ehrenbürgerwürde und Förderpreise Rektor Prof. Steinmann 124
			– „Wahrnehmung und Wirklichkeit“ Prof.Dr.phil. Wolfgang Prinz 128
			100 Jahre Musikwissenschaft an der Universität 138
			Uni-Sommerfeste 138
			Neuer Generaldirektor der Naturwissenschaftlichen Sammlungen 139
		1993	
150 Jahre Paläontologie	62		
Münchener Komitee der „Freunde der Universität Tel Aviv“	63		
Neue Waschstraße für Großhadern	63		
Ausstellungen im Museum „Reich der Kristalle“	64		
„Stieftöchter der Alma mater“ – Rede Dr. Hadumod Bußmann	65		
Geschwister-Scholl-Preis 1993	71		
Eröffnung der Bibliothek für Wirtschaftswissenschaften – Grußwort Bibliotheksdirektor Dr. F. Junginger – Grußwort Ministerialdirigent D. Bächler	72 75		
Ludi Horatiani	76		
Felix-Wankel-Tierschutz-Forschungspreis 1993	77		
Ehrendoktorwürde an Eva Hesse	77		
25 Jahre Pressereferat	78		

Osteuropa-Förderstipendien	139	Gedächtnisvorlesung „Weiße Rose“ 1995	179
25 Jahre kollegiale Universitätsleitung	140	– „Die persönliche Freiheit des Denkens und Handelns in Diktatur und Demokratie“ Prof.Dr. Gerda Freise	
Neuer Prorektor Prof.Dr. Heinrich Soffel	140	25.000 DM für Kupferstichsammlung	191
Zweiter Bauabschnitt der Chemie und Pharmazie	141	Neue Amtsperiode für Prorektoren	191
– Ausschnitt Rede Rektor Prof. Heldrich		Universitätsgesellschaft fördert Sicherung alter Handschriften	191
– Ausschnitt Rede Minister Zehetmair	142	Veranstaltungen zum 50. Jahrestag des Kriegsendes	192
– Ausschnitt Rede Bürgermeisterin Burkert	143	– Einführung Rektor Prof.Dr. Andreas Heldrich	
„Sommerakademie“ in Landshut	143	– „Niederlage und Befreiung. Der 8. Mai und die Deutschen“ Prof.Dr. Hans Maier	193
100 Jahre Physikalisches Institut	144	„Student und Arbeitsmarkt“	204
– Festvortrag Prof. Brandmüller		Erste Station der Kinderklinik Großhadern eröffnet	204
– „Aus der Rede von Prof. v. Lommel ‘Die Physik im Jahre 1894‘“ Prof. Moser	146	523. Stiftungsfest der Universität 1995	205
Rektoratsübergabe	148	– Begrüßung, Verleihung der Förderpreise Rektor Prof. Heldrich	
– Begrüßung Prof. von Rosenstiel		– Grußwort, Verleihung des Förderpreises Zweite Bürgermeisterin Dr. Gertraud Burkert	211
– Rede Martin Maleck, Studentenvertreter	150	– „Ethik als Preis des Fortschritts“ Prof.Dr.Dr.h.c. Trutz Rendtorff	213
– Rede Prof. Steinmann	152	75 Jahre Studentenwerk	221
– Rede Prof. Heldrich	158	Informationsveranstaltungen zur „Orthodoxen Theologie“	221
– Rede Minister Hans Zehetmair	161	Übergabe des Gebäudes von Radio Free Europe	222
Geschwister-Scholl-Preis 1994	168	Akademische Gedenkfeier für Adolf Butenandt	222
Felix-Wankel-Tierschutzpreis 1994	168	– Rede Prof.Dr. Andreas Heldrich	223
– „Über die Würde der Natur“ Landesbischof Prof. Huber		Promotionsfeier der Philosophischen Fakultät	225
500-Jahrfeier des Herzoglichen Georgianums	176	– „Die Würde, die wir selbst tragen“ Dr. Hadumod Bußmann	
Kernphysiker Klose erhält den Ehrendoktor der Philosophischen Fakultät II	176	Ruderregatta	232
Gastprofessoren auf Einladung der Universitätsgesellschaft	177	Kurzbiographien	234
		Ehrungen und Preise	252
		Verstorbene	267
1995			
BR-Intendant Prof. Albert Scharf wurde Ehrendoktor	178		
Hochschulpartnerschaft mit St. Petersburg	178		

Vorwort

Mit diesem Jahresbericht legt das Rektoratskollegium der Ludwig-Maximilians-Universität München Rechenschaft über den Zeitraum vom 1. Oktober 1993 bis 30. September 1995 ab. Die Rechenschaftspflicht ist zum einen darin begründet, daß die Universitäten als öffentliche Körperschaften mit dem Recht der Selbstverwaltung einen großen Teil ihres Haushalts aus staatlichen Mitteln finanzieren. Zum anderen haben die Universitäten den gesellschaftlichen Auftrag, ihre Studierenden wissenschaftsbezogen auf eine berufliche Tätigkeit vorzubereiten, den wissenschaftlichen Nachwuchs auszubilden und Forschung zu betreiben sowie – in den medizinischen Fächern – Kranke zu versorgen. Es ist daher nur folgerichtig, daß die Universitäten regelmäßig darüber berichten, wie sie ihre Aufgaben in der Vergangenheit erfüllt haben. Diese Berichtspflicht ist auch im Bayerischen Hochschulgesetz verankert.

Der vorliegende Bericht hat aber nicht nur die Funktion einen gesetzlichen Auftrag zu erfüllen. In den vergangenen Jahren sind die äußeren Rahmenbedingungen, die die Arbeit der Universitäten mitbestimmen, schwieriger geworden. Einerseits zwingt die angespannte Situation der öffentlichen Haushalte zu Sparmaßnahmen auch im Bildungsbereich; andererseits wird den Universitäten von verschiedenen Seiten der Vorwurf gemacht, sie arbeiteten nicht effektiv genug und leisteten zu wenig. Vor diesem Hintergrund ist es notwendig zu zeigen, daß diese Vorwürfe häufig unberechtigt sind, und daß die Mittel, die in die Universitäten fließen, keine Verschwendung von Ressourcen, sondern vielmehr notwendige Investitionen in die Zukunft sind.

Zu den einschneidendsten Prozessen, die sich gegenwärtig an der Universität vollziehen, zählt

der Generationswechsel bei ihren Professoren. Aus diesem Grund beginnt dieser Jahresbericht, abweichend von früheren Gepflogenheiten, mit einem Kapitel über den Strukturwandel an der Universität, den dieser Generationswechsel nach sich ziehen wird. In den folgenden Kapiteln wird dargestellt, was an der Universität in Lehre und Studium, bei der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses und in der Forschung zuwege gebracht wurde. Gleichzeitig wird vor Augen geführt, unter welchen schwierigen Bedingungen diese Leistungen entstanden sind. Die vielfältigen Kontakte zwischen der Universität und der außeruniversitären Öffentlichkeit dürfen bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt bleiben. Die Universität hofft, mit diesem Bericht zum besseren Verständnis der spezifischen Formen der Arbeit in einer wissenschaftlichen Hochschule beizutragen und dadurch Sensibilität für ihre Probleme zu wecken.

Wie bereits angeführt, bezieht sich die Rechenschaftslegung der Universitätsleitung auf die Studienjahre 1993/94 und 1994/95. In einigen Bereichen, zum Beispiel beim Haushalt, wird das jeweilige Kalenderjahr zugrunde gelegt.

Das Rektoratskollegium weist bei dieser Gelegenheit auch auf den Bericht der Universitätsfrauenbeauftragten zum Stand der Gleichstellungspolitik an der Universität München für den Zeitraum vom 1. August 1992 bis 31. Juli 1995 hin, der am 14. Dezember 1995 vom Senat entgegengenommen wurde.

I. Generationswechsel und Strukturwandel

1. Generationswechsel

An der Universität München vollzieht sich gegenwärtig ein einschneidender personeller

Erneuerungsprozeß. Bis zur Jahrtausendwende wird rund ein Viertel, bis zum Jahr 2005 sogar mehr als die Hälfte aller Professuren infolge der Emeritierung oder Ruhestandversetzung des derzeitigen Stelleninhabers frei. Dieser Generationswechsel bei den Professoren* ist für die Universität Problem und Chance zugleich. Die Probleme sind insbesondere darin zu sehen, daß in einer Zeit sich verengender finanzieller Spielräume eine zunehmende Zahl an Berufungsverhandlungen zu führen ist. Die Universität wird durch die laufenden und geplanten Sparmaßnahmen im Haushaltsbereich hart getroffen, da sie in der Möglichkeit, Bewerbungen um eine Professur eine attraktive, mit anderen Hochschulen und Forschungsinstituten konkurrenzfähige Ausstattung anzubieten, drastisch beschnitten wird.

In den beiden durch diesen Bericht erfaßten akademischen Jahren 1993/94 und 1994/95 hat die Universität München ihre Berufungsverfahren trotz der schwierigen Finanzlage sehr erfolgreich abgeschlossen. Insgesamt 115 Wissenschaftler folgten in diesem Zeitraum einem Ruf auf eine Professur, in 50 Fällen auf einen Lehrstuhl und in 65 Fällen auf eine C3-Professur. Als Erfolg kann die Universität in diesem Zusammenhang auch die geringe Abwanderungsrate unter ihren Lehrstuhlinhabern verbuchen. Lediglich fünf Lehrstuhlinhaber nahmen im Berichtszeitraum einen auswärtigen Ruf an. Vier C4-Professoren, die einen Ruf an eine auswärtige Hochschule oder eine andere wissenschaftliche oder klinische Einrichtung erhalten hatten, konnten in München gehalten werden. Ein weiteres Rufabwendungsverfahren war Ende September 1995 noch nicht abgeschlossen.

* Alle maskulinen Personen- und Funktionsbezeichnungen in diesem Jahresbericht beziehen sich in gleicher Weise auf Männer und Frauen.

2. Umschichtungen

Der personelle Erneuerungsprozeß bietet für die Universität aber auch die Chance, die Personalstruktur zu überdenken, Forschungsschwerpunkte neu zu definieren und durch Umschichtungen aus eigener Kraft Neues in Angriff zu nehmen. Bereits in der Vergangenheit hat die Universität unter Beweis gestellt, daß sie in der Lage ist, auch ohne Inanspruchnahme zusätzlicher Stellen und Mittel Strukturveränderungen vorzunehmen: So wurden in den vergangenen zehn Jahren 13 Lehrstühle und 23 C3-Professuren auch über die Fakultätsgrenzen hinweg in moderne Fachrichtungen umgewidmet, zahlreiche neue Studiengänge eingeführt und Verbesserungen in der Organisationsstruktur vorgenommen. Exemplarisch seien an dieser Stelle die im Berichtszeitraum neugeschaffenen Lehrstühle für Virologie und Neuropsychologie, die C3-Professur für Neogräzistik sowie der durch Umwidmungen erfolgende Modellversuch Orthodoxe Theologie genannt.

Außerdem wurden 34 Stellen, die auf ehemalige Stellen für Universitätsdozenten zurückgehen, eingezogen und, soweit es sich um C3-Stellen handelte, in vielen Fällen in neue Fachrichtungen umgewidmet. Bis zum Jahre 2008 werden voraussichtlich weitere 43 ehemalige Universitätsdozentenstellen anderweitig verwendet. Sie sind, sofern sie nicht in Stellen für wissenschaftliche Assistenten abgesenkt werden müssen, für strukturelle Änderungen im Bereich der Professuren vorgesehen.

3. Strukturpläne und Lehrstuhlerneuerungsprogramm

Um den sich vollziehenden Strukturwandel auf eine systematische Grundlage zu stellen, haben die Ständige Kommission für Hochschulplanung und das Rektoratskollegium die Fakultäten um eine Fortschreibung der Strukturpläne aus dem

Jahre 1991 gebeten. Die Fakultäten sollten die Chance wahrnehmen, ihre Entwicklungslinien zu beraten und die strukturellen Überlegungen für die kommenden 10 bis 15 Jahre darzustellen. Bis zum Ende des Berichtszeitraums haben fast alle Fakultäten ihre Strukturpläne vorgelegt, deren Beratung durch die Ständige Kommission für Hochschulplanung mittlerweile abgeschlossen wurde.

Das Bayerische Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst hat zur Unterstützung des Umstrukturierungsprozesses an den Universitäten das Lehrstuhlerneuerungsprogramm mit einem Finanzvolumen von insgesamt 150 Millionen DM geschaffen, das den Universitäten helfen soll, hochqualifizierte Wissenschaftler zu gewinnen. Die Mittel aus diesem Programm können für Investitionen bei der Neubesetzung von Lehrstühlen in experimentellen Fächern der Natur- und Ingenieurwissenschaften sowie in den medizinischen Fächern verwendet werden. Erklärtes Ziel ist, mit den bereitgestellten Mitteln innovative Entwicklungen zu initiieren und zu fördern.

Das Ministerium hat die Vorlage von Strukturplänen über die künftige fachliche Ausrichtung freierwerdender Lehrstühle zur Voraussetzung für die Beteiligung am Lehrstuhlerneuerungsprogramm gemacht. Es hat deshalb gebeten, ein entsprechendes Strukturkonzept zu erstellen und dabei auch die fachliche Definition und Relevanz des jeweiligen Lehrstuhls sowie die Notwendigkeit vorhandener Parallelllehrstühle zu überprüfen. Einer Ankündigung von Ministerpräsident Dr. Stoiber zufolge soll bei freiwerdenden Lehrstühlen, die sich der notwendigen Umstrukturierung entziehen, ein Teil der bisherigen Mittel gesperrt und zusammen mit dem Lehrstuhlerneuerungsprogramm für die Ausstattung innovativer Lehrstühle verwendet werden. Die Universität München hat dem Ministerium zwischenzeitlich die Strukturpläne ihrer Fakultäten vorgelegt.

4. *Strukturreform der Medizin*

Das Ministerium hat die Medizinische Fakultät von der Verpflichtung zur Abgabe eines Strukturplans ausgenommen, weil diese Fakultät anlässlich des Besuchs des Ausschusses Medizin des Wissenschaftsrates am 27. und 28. Juni 1991 ihre Zukunftsvorstellungen in einem dreibändigen „Dossier“ dargelegt hatte. Auf Anregung des Wissenschaftsrates wurde im Mai 1994 ein umfangreicher Fortschreibungsband vorgelegt. Der Wissenschaftsrat verabschiedete im Januar 1995 eine Stellungnahme zur weiteren Entwicklung der Medizinischen Fakultät, in der er insbesondere die Bildung einer Strukturkommission des Ministeriums für die drei Münchner Hochschulklinika empfahl. Dieses Gremium soll beraten, wie eine Entlastung der Hochschulmedizin von Aufgaben der Krankenversorgung, beispielsweise durch einen Abbau von rund 600 Planbetten innerhalb der nächsten 10 Jahre, erreicht und ein arbeitsteiliges Verbundsystem geschaffen werden kann. Außerdem sollen sich gegenseitig ergänzende Strukturen der beiden Standorte der Medizinischen Fakultät in der Innenstadt und in Großhadern geschaffen werden.

Am 1. Oktober 1995 hat das Bayerische Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst in Anlehnung an die Empfehlungen des Wissenschaftsrates eine Strukturkommission für die weitere Entwicklung der Münchner Medizinischen Fakultäten eingesetzt, die in der Zwischenzeit ihre Arbeit aufgenommen hat.

5. *Institut für Anwaltsrecht*

Eine für den Haushalt der Universität kostenneutrale fachliche Ergänzung hat der Senat durch die Anerkennung eines Instituts für Anwaltsrecht am 27. Juli 1995 auf den Weg gebracht. Dieses Institut, das Ende Oktober 1995 zunächst befristet für drei Jahre durch

das Ministerium errichtet wurde, hat die Rechtsstellung eines Instituts an der Universität München. Es befaßt sich mit wissenschaftlichen Arbeiten unter anderem zum internationalen Anwaltsrecht, zur außergerichtlichen Beilegung von Gerichtsverfahren und zur rechtlichen Stellung des Anwaltberufs im In- und Ausland. Die Lehrtätigkeit wird durch Mitglieder der Juristischen Fakultät und durch Lehrbeauftragte ausgeübt. Da 75 % aller Juristen den Anwaltsberuf ausüben und nur 4 % der Absolventen als Richter oder Staatsanwalt von der Justiz übernommen werden, wird mit dem Institut für Anwaltsrecht eine Lücke im Lehrkanon geschlossen und ein wichtiger Beitrag zur wissenschaftlichen Erforschung des Anwaltsberufes und zur praxisorientierten Ausbildung angehender Rechtsanwälte geleistet.

6. *Frauen in der Forschung*

Ein Strukturwandel, den die Universität noch zu leisten hat, ist die stärkere Präsenz von Frauen auf Professorenstellen. Gegenwärtig sind die Professuren in den Fakultäten der Universität München - wie auch in den übrigen Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland - nach wie vor fast ausschließlich in Männerhand. 1995 waren lediglich 5 % aller Professuren an der Universität München von Frauen besetzt. Bei den Lehrstühlen lag der Frauenanteil mit 4 % sogar noch darunter. Frauen sind somit an der Spitze der akademischen Stufenleiter nur eine Minderheit. Der Universität ist die Förderung von Frauen in der Forschung sowie die Erhöhung des Frauenanteils im wissenschaftlichen Bereich und insbesondere auf den Professuren ein ernstes Anliegen im Rahmen von Berufungsverfahren. Die Fakultätsfrauenbeauftragten und die Universitätsfrauenbeauftragte wirken dabei mit beratender Stimme mit. Auch bei der Besetzung von Stellen im wissenschaftlichen Bereich ist das Ziel der Förderung von Frauen in der Forschung ein maßgebliches Kriterium. Andererseits ist festzustellen, daß im

Durchschnitt schätzungsweise nur 8 bis 10 % der Bewerbungen auf ausgeschriebene Professuren von Wissenschaftlerinnen stammen. Nach Einschätzung der Universität werden insbesondere die Frauenfördermaßnahmen des Hochschulsonderprogrammes II des Bundes und der Länder, über die an anderer Stelle detaillierter berichtet werden wird, einen maßgeblichen Beitrag zur Steigerung des Frauenanteils in der Professorenschaft leisten.

7. Personelle Veränderungen in der Universitätsleitung

Unter das Stichwort Generationswechsel fällt auch der 1994 erfolgte Wechsel an der Spitze der Universität München: Prof. Dr. Wulf Steinmann, der über zwölf Jahre hinweg die Geschicke der Hochschule als Präsident und Rektor geleitet hatte, schied mit Ablauf des Sommersemesters 1994 aus Altersgründen aus seinem Amt. Zu seinem Nachfolger wählte die Versammlung am 22. Februar 1994 mit großer Mehrheit den Inhaber des Lehrstuhls für Bürgerliches Recht am Institut für Internationales Recht, Prof. Dr. Andreas Heldrich, der bereits zuvor als Prorektor dem Leitungsgremium der Universität angehört hatte. Prof. Heldrich ist der 709. Rektor in der Geschichte der Universität München. Seine Amtszeit läuft bis 30. September 1998.

In der Sitzung am 16. Juni 1994 wählte die Versammlung für den Rest der Amtszeit des Rektoratskollegiums bis 31. März 1995 den Inhaber des Lehrstuhls für Angewandte Geophysik am Institut für Allgemeine und Angewandte Geophysik, Herrn Prof. Dr. Heinrich Soffel, als Nachfolger von Prof. Heldrich zum Prorektor. Er übernimmt den Aufgabenbereich Wissenschaftlicher Nachwuchs, Bibliotheksfragen, EDV und Informatik. Am 26. Januar 1995 wurden die amtierenden Prorektoren, Prof. Dr. Lutz von Rosenstiel, Prof. Dr. Dr. Dieter Adam und Prof. Dr. Heinrich Soffel, für

eine weitere Amtsperiode bis zum 31. März 1997 in ihrem Amt bestätigt.

Mit Wirkung vom 1. September 1995 wurde ferner die Leiterin der Hauptabteilung für EDV, Haushalt und Planung in der Zentralen Universitätsverwaltung, Frau Regierungsdirektorin Eva Regenscheidt-Spies, auf Vorschlag des Senats zur Ständigen Vertreterin des Kanzlers bestellt.

II. Studium und Lehre

1. Studierende

Die Ludwig-Maximilians-Universität München ist - gemessen an der Zahl der eingeschriebenen Studierenden - nach wie vor die größte deutsche Universität. Im Wintersemester 1994/95 waren an ihr 60.320 Studierende eingeschrieben, das waren rund 5 % aller Studierenden an Universitäten in der Bundesrepublik Deutschland und 32 % aller Studierenden an bayerischen Universitäten. Verglichen mit den beiden weltweit größten Hochschulen, der Unabhängigen Universität von Mexiko und der Universität Bombay mit jeweils mehr als 250.000 Studierenden, ist die Universität München freilich von eher bescheidener Größe.

In den vergangenen Jahren wurde auch sie von dem demographisch bedingten Rückgang der Abiturientenzahlen erfaßt. Im Studienjahr 1994/95 haben sich 5.438 Studienanfänger (das sind Studierende im ersten Hochschulsemester) an ihr eingeschrieben. Dies bedeutet einen Rückgang um 8 % gegenüber dem vorherigen Studienjahr und um 11 % gegenüber 1992/93. Die Gesamtzahl der Studierenden lag dagegen im Wintersemester 1994/95 nur um 5 % unter derjenigen für das Wintersemester 1992/93. Daß sie nicht in dem gleichen Maße zurückgegangen ist wie die Zahl der Studien-

anfänger, hängt primär damit zusammen, daß mehr Studierende eine Promotion anstreben. Im Wintersemester 1994/95 hatten sich in den einzelnen Fächern insgesamt 7.493 Promovenden eingeschrieben, das waren 7 % mehr als zwei Jahre zuvor.

Vor allem in den Diplomstudiengängen und im Magisterstudiengang ist die Zahl der Studierenden im Berichtszeitraum deutlich gesunken. Überdurchschnittliche Rückgänge waren beispielsweise in den natur- und wirtschaftswissenschaftlichen Diplomstudiengängen und in einigen Magisterfächern zu verzeichnen. Zum Teil ist diese Entwicklung eine Auswirkung des Numerus clausus; zum Teil spiegelt sich in ihr die veränderte Situation auf dem Arbeitsmarkt, die insbesondere für Absolventen naturwissenschaftlicher Fächer in den letzten Jahren sehr ungünstig war. Im Zusammenhang mit dem Arbeitsmarkt ist sicherlich auch der Zulauf zum Lehramtsstudium zu sehen. Vor allem in den Studiengängen, die für die Lehrämter an Haupt-, Real-, beruflichen und Sonderschulen ausbilden, haben die Studierendenzahlen deutlich zugenommen. Die Bedarfsprognosen des Kultusministeriums und Presseberichte über verbesserte Anstellungschancen im Schuldienst finden somit in der Studienwahl ein zahlenmäßiges Echo.

In einigen Fächern hat die studentische Nachfrage abweichend vom allgemeinen Trend so sehr zugenommen, daß Zulassungsbeschränkungen neu oder wieder eingeführt werden mußten. Dies betraf die Fächer Deutsch als Fremdsprache, Kunstgeschichte, Sonderpädagogik, Theaterwissenschaft und Völkerkunde sowie den neuen Studiengang Dramaturgie. Im Studienjahr 1994/95 waren außerdem das Magisterfach Neuere und Neueste Geschichte sowie das Lehramtsfach Geschichte zulassungsbeschränkt. Aufgrund einer besonderen Engpaßsituation wurden ferner zusätzlich zu dem Numerus clausus in Geographie und Sonder-

pädagogik Zulassungsbeschränkungen nach Art. 75 BayHSchG für Wirtschaftsgeographie und Sprachbehindertenpädagogik eingeführt. Dagegen konnte der Numerus clausus in Chemie, Amerikanistik und Informatik aufgrund der in diesen Fächern zwischenzeitlich eingetretenen Entlastung aufgehoben werden. Bundesweit hat sich seit dem Wintersemester 1992/93 das Verhältnis von Bewerbungen zu Studienplätzen in Studiengängen mit einem harten Numerus clausus entspannt. Für die Universität München gilt diese Aussage nur eingeschränkt. Lag im Bundesbereich die Relation Bewerber zu Studienplätzen in Betriebswirtschaftslehre bei 1,8:1, so sind im Wintersemester 1994/95 für dieses Fach an der Universität München 2,5 Bewerbungen je Studienplatz bei der Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen eingegangen.

Der leichte Rückgang der Studierendenzahlen an der Universität München hat dazu geführt, daß sich das Betreuungsverhältnis von Studierenden je Stelle für wissenschaftliches Personal gegenüber früheren Jahren etwas verbessert hat. 1995 standen rechnerisch 17 Studierende einer Wissenschaftlerstelle gegenüber. 1991 waren es noch 18, 1988 sogar 19. Allerdings wird diese „Verschnaufpause“ nur von kurzer Dauer sein, da nach den Prognosen des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst sowie der Kultusministerkonferenz die Zahl der Oberstufenschüler in den nächsten 15 Jahren stark steigen und der Zustrom an die Universitäten infolgedessen wieder deutlich anwachsen wird. Auch die Hochschulrektorenkonferenz rechnet nicht mit einem dauerhaften Rückgang der Studierendenzahlen, da der Trend zu einer höherqualifizierenden Ausbildung anhält.

2. Absolventen

In den Studienjahren 1993/94 und 1994/95 legten 5.147 bzw. 5.328 Studierende an der

Universität München einen ersten berufsqualifizierenden Abschluß ab. Die Absolventenzahl von 1994/95 stellt eine neue Höchstmarke dar. In diesem Jahr haben 24 % mehr Studierende ein Studium abgeschlossen als zehn Jahre zuvor. Die Universität München hat damit ihre Spitzenstellung unter den bundesdeutschen Universitäten gehalten. Der relativ stetige Anstieg der Zahl der Absolventen grundständiger Studiengänge in den vergangenen zehn Jahren stellt eine eindrucksvolle Leistung der Universität dar, die umso höher zu bewerten ist, als sie nicht von einem Zuwachs an Stellen für Professoren und wissenschaftliche Mitarbeiter begleitet wurde.

Mehr als die Hälfte der im Berichtszeitraum abgelegten Examen waren Universitätsprüfungen. Den größten Anteil stellten die Diplome, deren Zahl von 1979/80 bis 1993/94 fast kontinuierlich zugenommen hat. In den vergangenen zwei Studienjahren war die stärkste Steigerungsrate allerdings in den Lehramtsstudiengängen zu verzeichnen, in denen die Zahl der Abschlüsse gegenüber 1992/93 um mehr als die Hälfte gestiegen ist. Im Lehramt an Gymnasien hat sie sich im gleichen Zeitraum sogar mehr als verdoppelt. Trotz dieses Aufschwungs hat das Lehramtsstudium noch nicht die zahlenmäßigen Dimensionen vom Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre erreicht.

3. Studiendauer

Erfreulicherweise hat sich der bereits im letzten Jahresbericht konstatierte Trend zu kürzeren Studienzeiten an der Universität München fortgesetzt. Im Studienjahr 1992/93 - dem letzten Jahr, für das mit früheren Jahren vergleichbare Daten vorliegen - betrug die durchschnittliche Fachstudiendauer der Absolventen grundständiger Studiengänge 5,7 Jahre. In den Studienjahren 1990/91 und 1991/92 benötigten die Absolventen im Schnitt noch 6,1 bzw. 6,2 Jahre bis zum Abschluß ihres Studiums.

Eine Ursache hierfür ist sicherlich die sogenannte „Freischußregelung“, die 1990 in den Rechtswissenschaften und 1992 in den Lehramtsstudiengängen eingeführt wurde. In diesen Studiengängen wird den Studierenden, die innerhalb der Regelstudienzeit zur Ersten Staatsprüfung antreten, eine zusätzliche Wiederholungsmöglichkeit eingeräumt. In den Rechtswissenschaften haben im Berichtszeitraum rund 40 % der Prüfungsteilnehmer von dieser Regelung Gebrauch gemacht. Die durchschnittliche Studiedauer ist infolgedessen von 5,6 Jahren (1990/91) auf 4,6 Jahre (1992/93) zurückgegangen.

In den Lehramtsstudiengängen schwankte der Anteil der Examenkandidaten „mit Freischuß“ je nach Schulart zwischen unter 10 % (Lehrämter an Realschulen und Gymnasien) und rund 25 % (Lehramt an Sonderschulen). Trotz der deutlich geringeren Inanspruchnahme der Sonderregelung haben sich auch im Lehramtsbereich die Studienzeiten im Schnitt spürbar verkürzt.

Der offensichtliche Erfolg der „Freischußregelung“ hat dazu geführt, daß ihre Einführung auch für andere Studiengänge erwogen wird. Allerdings achten die Studierenden in vielen Fächern seit einigen Jahren ohnedies in zunehmendem Maße auf einen zügigen Abschluß ihres Studiums. Die Universität hofft, daß sich infolge des allgemeinen Trends zu einem kürzeren Studium die tatsächlichen Studienzeiten allmählich an die geltenden Regelstudienzeiten annähern werden.

4. Absolventen und Arbeitsmarkt

Der quantitativ belegte Erfolg der Universität München bei der Ausbildung der Studierenden fällt in eine Zeit, in der der Arbeitsmarkt auch für Hochqualifizierte schwieriger wird. Den Statistiken der Bundesanstalt für Arbeit zufolge erreichte die Zahl der arbeitslosen Akademiker 1994 einen neuen Höchststand. Die Tatsache,

daß 41 % der arbeitslosen Hochschulabsolventen jünger als 35 Jahre waren, läßt darauf schließen, daß sich für Akademiker vor allem der Einstieg in das Berufsleben schwierig gestaltet. Andererseits liegt die Arbeitslosenrate von Hochschulabsolventen nach wie vor deutlich unter derjenigen der übrigen Arbeitnehmer.

Die Universität München hat bereits 1985 in Zusammenarbeit mit der Vereinigung der Arbeitgeberverbände in Bayern, der Industrie- und Handelskammer für München und Oberbayern und dem Arbeitsamt München das Praxisprogramm „Student und Arbeitsmarkt“ ins Leben gerufen, das Studierende geistes- und sozialwissenschaftlicher Fächer – die traditionellen „Stiefkinder“ des Arbeitsmarkts – an qualifizierte Tätigkeiten in Wirtschaft und Verwaltung heranführt und sie so auf berufliche Alternativen außerhalb ihres Studienfaches vorbereitet.

Im Berichtszeitraum absolvierten 350 Studierende pro Jahr das 220stündige Kursprogramm, das berufsrelevante Zusatzqualifikationen vermittelt, und das zweimonatige Betriebspraktikum. Gleichzeitig wurde das Praxisprogramm durch die Erweiterung des Teilnehmerkreises und durch die Kooperation mit Universitäten aus anderen europäischen Ländern den veränderten Anforderungen des Arbeitsmarktes angepaßt: Als Reaktion auf die Verschlechterung der Berufschancen insbesondere von Naturwissenschaftlern wird seit 1995 für Studierende aller Fächer eine aus 20 Wochenendveranstaltungen bestehende Trainingsreihe angeboten, in der sich die Studierenden fächerübergreifende Qualifikationen aneignen können. Im Herbst 1995 wurde außerdem erstmals eine Gruppe von Studierenden der Biologie probeweise zu den Praxisprogrammen zugelassen. Ferner initiierte „Student und Arbeitsmarkt“ in Zusammenarbeit mit den Universitäten Edinburgh, Wolverhampton, Straßburg und Pavia und mit den dortigen Arbeitgeberverbänden ein Modell-

projekt, in dem Betriebspraktika für 42 Studierende geistes- und sozialwissenschaftlicher Fächer im Austausch durchgeführt wurden. Dieser Austausch soll in den kommenden Jahren in größerem Umfang fortgesetzt werden.

5. Studentinnen

Weiterhin stellen Frauen unter den Studierenden und Absolventen der Universität München die Mehrheit. In den Wintersemestern 1993/94 und 1994/95 waren 51 % bzw. 52 % aller Studierenden weiblichen Geschlechts. Bei den Studienanfängern lag der Frauenanteil sogar noch höher. In den Studienjahren 1993/94 und 1994/95 betrug er jeweils 58 %. Von den Studierenden, die in dieser Zeit ihr Studium abschlossen, waren 53 % Frauen. Somit entsprach beim ersten berufsqualifizierenden Abschluß die Frauenquote ungefähr dem Anteil der Studentinnen insgesamt.

Am stärksten waren im Wintersemester 1994/95 die Frauen in der Fakultät für Psychologie und Pädagogik (Frauenanteil 75 %), in der Tiermedizinischen Fakultät (72 %) und in der Philosophischen Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft II (71 %) vertreten, am schwächsten in der Fakultät für Physik (16 %), in der Forstwissenschaftlichen Fakultät (22 %) und in der Volkswirtschaftlichen Fakultät (31 %).

In einzelnen Fächern hat sich der Frauenanteil im Lauf der Jahre beträchtlich verändert. Ein signifikantes Beispiel ist das Fach Tiermedizin, das lange Zeit in weit überwiegendem Maß von Männern gewählt wurde, sich mittlerweile zu einem typischen „Frauenfach“ gewandelt hat. Auch in anderen Fächern, in denen die Studentinnen bislang unterrepräsentiert waren, wie zum Beispiel in Forstwissenschaft und in den Geowissenschaften, hat der Frauenanteil in den vergangenen Jahren deutlich zugenommen.

6. Studienreform

Die spürbare Verkürzung der durchschnittlichen Studienzeiten an der Universität München, über die oben berichtet wurde, zeigt, daß die in der Vergangenheit realisierten Maßnahmen zur Studienreform in die gewünschte Richtung wirken. Auch in den vergangenen zwei Jahren haben die Fakultäten und der Senat große Anstrengungen unternommen, um die Effizienz des Studiums durch eine Straffung des Studien- und Prüfungsstoffs und durch organisatorische Maßnahmen im Bereich der Prüfungen zu steigern. Der Erlaß von Studienordnungen mit detaillierten Studienplänen ist eine Möglichkeit, Studierenden Wege aufzuzeigen, wie sie das Studium innerhalb der für ihren Studiengang geltenden Regelstudienzeit zum Abschluß bringen können. Im Berichtszeitraum traten sieben neue Prüfungsordnungen, 19 Änderungssatzungen zu vorhandenen Prüfungsordnungen sowie 40 neu erarbeitete Studienordnungen in Kraft.

Im Diplomstudiengang Volkswirtschaftslehre wurde zum Wintersemester 1994/95 ein neues Prüfungsverfahren eingeführt, bei dem in Anlehnung an das credit-point-System angelsächsischer Hochschulen die Diplomprüfung nicht mehr als Blockprüfung am Ende des Studiums, sondern weitgehend studienbegleitend nach einem Leistungspunktesystem abgelegt wird. Die Volkswirtschaftliche Fakultät erwartet sich durch das neue Prüfungsverfahren eine deutliche Verkürzung der Studienzeiten bei gleichzeitiger Steigerung der Qualität der Ausbildung. Insbesondere soll das punktuelle Lernen auf die am Ende des Studiums stehende Blockprüfung reduziert und stattdessen das Engagement der Studierenden durch die studienbegleitende Ablegung der Diplomprüfung frühzeitig entwickelt und gefördert werden. Eine ähnliche Ausrichtung des Hauptstudiums auf studienbegleitende Prüfungen nach dem credit-point-System ist auch für den Diplomstudiengang

Betriebswirtschaftslehre konzipiert und inzwischen verabschiedet worden.

Die Reform des Studiums auf dem Weg des Erlasses von Prüfungs- und Studienordnungen wird innerhalb der Universität München allerdings nicht einhellig positiv beurteilt. Zwar wird allgemein anerkannt, daß durch derartige Satzungen Transparenz hinsichtlich der Studiendauer und des Studienumfangs, sowie der Zahl der zu erbringenden Leistungsnachweise und der abzulegenden Prüfungen hergestellt wird. Andererseits leisten insbesondere die straffe Organisation des Studiums in vorgeschriebenen Zeitintervallen und die Fixierung eines in Studienplänen festgeschriebenen Lehrveranstaltungsprogramms einer Verschulung des Studiums und den damit einhergehenden Verlust an akademischer Freiheit Vorschub, der durchaus bedenklich stimmen kann. Auch eine Massenuniversität wie die Universität München kann die Ausbildung der Studierenden nicht nach industriellen Produktionsmustern organisieren. Sie muß vielmehr ihren Studierenden Freiräume für geistige Anregungen über das unmittelbare Studienziel hinaus und für eine umfassende Persönlichkeitsentwicklung bewahren, will sie nicht den universitären Charakter der Ausbildung gefährden. Die Universität wird in Zukunft verstärkt darauf zu achten haben, daß dieser Aspekt über den von verschiedenen Seiten an sie herangetragenem Forderungen nach mehr Effizienz in Lehre und Studium nicht in Vergessenheit gerät.

7. Studienberatung

Es ist unstrittig, daß die oben dargestellten organisatorischen Maßnahmen zur Reform des Studiums und der Prüfungen durch eine effektive Beratung der Studierenden vor und während des Studiums flankiert werden müssen. Da heute etwa jeder zweite Schüler am Ende seiner Schullaufbahn nicht weiß, welchen Berufsweg er einschlagen bzw. welches Studium er aufneh-

men soll, kommt gerade der Beratung bei der Studienwahl und zu Beginn des Studiums große Bedeutung zu. Gezielte Informationen über den Charakter und die Anforderungen eines universitären Studiums, über die einzelnen Studiengänge und -fächer, sowie über die jeweils vorausgesetzten Kenntnisse können dazu beitragen, möglicherweise folgenschwere Fehlentscheidungen bereits in dieser Lebensphase zu verhindern.

Die Universität hat deshalb im November 1993 erstmals das Forum „Studium und Beruf“ veranstaltet. Diese Informationsmesse, die sich an Abiturienten und Schüler der Kollegstufe an Gymnasien im Haupteinzugsbereich der Universität richtet, ist auf große Resonanz gestoßen. Weitere in diesem Zusammenhang zu erwähnende Aktivitäten waren die Herausgabe von annähernd 90 Kurzbeschreibungen zu den einzelnen Studiengängen und -fächern sowie von zusammenfassenden Darstellungen der Zulassungsverfahren und die Erstellung zweier Leitfäden zum Magisterstudium. Diese Aktivitäten wurden auf Fachebene durch zahlreiche Initiativen zur Verbesserung der Fachstudienberatung ergänzt. Dazu zählen unter anderem die mittlerweile nahezu flächendeckend angebotenen Orientierungsveranstaltungen am Semesteranfang und der Versuch, ein Netzwerk kompetenter Fachstudienberater in den einzelnen Instituten zu schaffen. Leider konnte das Vorhaben, eine fächerübergreifende Beratungsstelle für die Lehramtsstudiengänge einzurichten, bislang nicht realisiert werden, da der Universität die hierfür notwendige Unterstützung auf ministerieller und politischer Ebene versagt blieb.

8. Neue Studienangebote

Als besonders bemerkenswerte Ergänzung der an der Universität München angebotenen Studiengänge wurde im Berichtszeitraum der Diplomstudiengang Dramaturgie mit den

Studienrichtungen Schauspiel dramaturgie und Musiktheater dramaturgie eingerichtet. Er stellt den wesentlichen Beitrag der Universität zu der vom Freistaat Bayern eröffneten „Bayerischen Theaterakademie“ dar. Dabei handelt es sich um ein in Deutschland einmaliges Kooperationsmodell, das dem künstlerischen Bühnennachwuchs umfassende Studien- und Ausbildungsmöglichkeiten bietet. Zu dem Ausbildungsangebot der Bayerischen Theaterakademie tragen neben der Ludwig-Maximilians-Universität auch die Hochschule für Musik, die Akademie der Bildenden Künste und die Hochschule für Fernsehen und Film bei. Die angehenden Diplom-Dramaturgen studieren im Grundstudium neben theaterwissenschaftlichen Inhalten auch – je nach der gewählten Studienrichtung – ein Fach der Neueren Literaturwissenschaft oder Musikwissenschaft. Im Hauptstudium treten künstlerische Fächer im Studienverbund der Theaterakademie hinzu.

Mit dem Diplomstudiengang Buchwissenschaft steht im Bereich der Sprach- und Kulturwissenschaften ein weiterer innovativer Studiengang unmittelbar vor der Realisierung. Durch eine Kombination von geistes- und wirtschaftswissenschaftlichen Studieninhalten sollen die Studierenden für Berufe des mittleren und höheren Managements im Buchhandels- und Verlagswesen qualifiziert werden. Der Studienbetrieb im Diplomstudiengang Buchwissenschaft wird voraussichtlich zum Wintersemester 1996/97 aufgenommen werden.

Dies gilt auch für das neue Magisternebenfach Interkulturelle Kommunikation. Die angestrebte Aufspaltung des bisherigen Diplomstudiengangs Geographie in einen Studiengang Physische Geographie und einen Studiengang Wirtschaftsgeographie ließ sich bislang noch nicht realisieren. Die Universität beabsichtigt ferner, einen Studiengang Orthodoxe Theologie einzurichten. Der Senat hat im Juli 1994 dem Antrag der Katholisch-Theologischen Fakultät

und der Evangelisch-Theologischen Fakultät auf Errichtung einer entsprechenden Ausbildungseinheit grundsätzlich zugestimmt und eine vorbereitende Kommission sowie einen beratenden Beirat eingesetzt. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist allerdings noch nicht geklärt, wie die Ausbildungseinheit Orthodoxe Theologie rechtlich und institutionell in die Universität eingebunden werden soll und wann mit der Ausbildung in diesem Fach begonnen werden kann.

9. Allgemeine Studienangebote

Im akademischen Leben der Universität nehmen die zahlreichen Veranstaltungsprogramme, die sich an interessierte Studierende aller Fakultäten und an eine breitere Öffentlichkeit richten, einen bedeutenden Platz ein. Zwei dieser Programme werden seit Jahren unter den Leitbegriffen „Studium generale“ und „Frauenstudien“ jeweils in Form einer semesterweise neu publizierten Broschüre zusammengefaßt.

Das „Studium generale“ umfaßt Studienangebote zu fächerübergreifenden Themen, die von allgemeinem Interesse sind. Diese Veranstaltungsreihe verfolgt das Ziel, das interdisziplinäre Gespräch zu vertiefen, die Universität im Sinne eines „Kontaktstudiums“ zu öffnen und aktuelle Themen zur Diskussion zu stellen. Die Ringvorlesung der Universität ist die zentrale Veranstaltung innerhalb des „Studium generale“. In ihr werden zu einem Generalthema Vorträge aus der Forschungsperspektive verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen gehalten. Im Berichtszeitraum standen die Ringvorlesungen unter folgenden Leitthemen:

Fremde (Wintersemester 1993/94)

Das Werden des Menschen
(Sommersemester 1994)

Afrika. Ungewisse Zukunft eines Kontinents
(Wintersemester 1994/95)

Kriminalität und Gesellschaft
(Sommersemester 1995).

Das Programm „Frauenstudien“ enthält nach Fakultäten geordnet alle Studienangebote zur Frauenforschung im weiteren Sinn. Darunter fallen Lehrveranstaltungen, die geschlechtsbezogene Fragestellungen als thematischen Schwerpunkt oder durchlaufenden Aspekt behandeln. Darüber hinaus berichtet „Frauenstudien“ über einschlägige Sonderveranstaltungen und Programme innerhalb und außerhalb der Universität, über die Konferenz der Frauenbeauftragten der Universität München sowie über studentische Arbeitskreise zu Frauenfragen.

Die Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität München (im folgenden kurz: Universitätsgesellschaft) stellte dankenswerterweise auch in den vergangenen vier Semestern Mittel zur Verfügung, um jeweils einen renommierten auswärtigen Gelehrten für eine Vortragsreihe gewinnen zu können. Die Universität konnte die Gastprofessur der Universitätsgesellschaft mit folgenden Wissenschaftlern besetzen:

Prof. Dr. Niklas Luhmann (Universität Bielefeld) zum Thema „Theorie der modernen Gesellschaft“ (Wintersemester 1993/94)

Lord Ralf Dahrendorf (St. Antony's College, Oxford) zum Thema „Europa nach der Revolution 1989“ (Sommersemester 1994)

Prof. Roger Penrose (University of Oxford) zum Thema „The Mental, Mathematical and Material Worlds, and the Three Mysteries that Relate Them“ (Wintersemester 1994/95)

Prof. Dr. Fritz Stern (Columbia University, New York) zum Thema „Im Schatten von Gestern: Rückblick auf das kurze Jahrhundert“ (Sommersemester 1995).

Darüberhinaus war es dank der Zuwendungen der Universitätsgesellschaft möglich, daß im Sommersemester 1995 Prof. Dr. Zentaro Kitagawa (Kyoto University) sechs Vorträge zum Thema „Modernes Recht in der nahen Zukunft“ abhalten konnte.

Für Hörer aller Fakultäten und für die Öffentlichkeit wird seit 1987 eine Veranstaltungsreihe mit dem Titel „Poetik der Gegenwartsliteratur“ angeboten. Sie wurde in den beiden Sommersemestern erstmals nicht von einer Person durchgängig wahrgenommen. Im Sommersemester 1994 lasen im Rahmen dieser Veranstaltungsreihe Mathias Polityck, Andreas Neumeister und Helmut Krausser. Im Sommersemester 1995 stellten sich Verena Auffermann, Jürgen Busche, Werner Fuld, Iris Radisch, Tilmann Spengler und Uwe Wittsock mit ihren Werken vor.

Auf die Eric-Voegelin-Gastprofessur wurden auf Vorschlag der Sozialwissenschaftlichen Fakultät durch Beschluß des Senats berufen:

Prof. Dr. Dr. h.c. Elisabeth Noelle-Neumann (Universität Mainz) im Wintersemester 1993/94 und Sommersemester 1994

Prof. Giles B. Gunn, Ph.D. (University of California, Santa Barbara) im Wintersemester 1994/95

Prof. Myra Jehlen, Ph.D. (Rutgers University, New Brunswick) im Sommersemester 1995.

Die Gastprofessur für Jüdische Geschichte hatte im Wintersemester 1993/94 Prof. Dr. Peter Krupnikow inne. Prof. Krupnikow lehrt an der Universität Riga.

Im Rahmen der Immanuel-Kant-Vorlesungen, die von Prof. Dr. Dieter Henrich ins Leben gerufen wurden, lasen als Gastprofessoren am Institut für Philosophie:

Prof. Dr. David Bell (Universität Sheffield, Großbritannien) vom 1.6.94 bis 31.7.94

Prof. Dr. Loris Sturlese (Universität Lecce, Italien) vom 1.6.95 bis 31.7.95.

Aus Anlaß des 2000. Todestages von Horaz veranstaltete das Institut für Klassische Philologie im Wintersemester 1993/94 eine Vortragsreihe mit dem Thema „Horaz und seine Wirkung“.

Zu den fächerübergreifenden Studienangeboten gehört schließlich auch das Seniorenstudium. Unter diesem Titel wird eine große Palette von Veranstaltungen zusammengefaßt, die neben Vorlesungen und Vorträgen auch Foren für das Gespräch zwischen den Generationen umfaßt. Das Seniorenstudium soll in erster Linie älteren Hörern, die nach dem Zweiten Weltkrieg die Last des Wiederaufbaus getragen haben, die Möglichkeit zu wissenschaftlicher Information und Fortbildung geben. Im letzten Jahresbericht wurde auf die erfreuliche Tatsache hingewiesen, daß die Zahl der Teilnehmer erstmals die 1.000er-Marke überschritten hat. Für diesen Berichtszeitraum ist ein weiterer Anstieg der Teilnehmerzahl auf 1.100 festzustellen, obwohl bedauerlicherweise ausgerechnet von diesem Personenkreis eine Studiengebühr entrichtet werden muß. Das wachsende Interesse, das sich in diesen Zahlen ausdrückt, zeigt, daß die Idee von Prof. Biser, der für den Aufbau und die Organisation dieses Studienprogramms verantwortlich zeichnet, sehr erfolgreich gewesen ist. Die Universität spricht Prof. Biser besonderen Dank für seine Arbeit aus.

10. Preise für die Lehre

Die Universität München hat 1995 erstmals drei Preise für hervorragende Lehre verliehen. Mit diesen von der Universitätsgesellschaft gestifteten und mit jeweils 3.000 DM dotierten Preisen sollen junge Nachwuchswissenschaftler,

die sich durch besondere Leistungen in der Lehre ausgewiesen haben, ausgezeichnet werden. Bei der Auswahl der Preisträger hat die Beurteilung durch die Studierenden eine maßgebliche Rolle gespielt. Die Preisträger des Jahres 1995 waren

Diplom-Volkswirt Walter Forster
(Volkswirtschaftliche Fakultät)

Dr. Stefan Gewalt (Fakultät für Betriebswirtschaftslehre)

Dr. Herbert Hopf (Fakultät für Biologie).

11. Studentenaustausch

Rund 4.600 ausländische Studierende befanden sich in den vergangenen Jahren durchschnittlich an der Universität München, um ein Vollstudium zu absolvieren. Erfreulicherweise hat die Zahl der ausländischen Studierenden in den letzten Jahren zugenommen. Mit einem Anteil von 8,2 % lag die Universität am Ende des Berichtszeitraum über dem Bundesdurchschnitt für die alten Länder, der 7,9 % betrug. Allerdings haben rund 40 % der an der Universität München eingeschriebenen ausländischen Studierenden ihre Hochschulzugangsberechtigung bereits in der Bundesrepublik Deutschland erworben. Die Zahl der Studierenden, die aus dem Ausland zum Studium an die Universität München gekommen sind, ist also deutlich geringer.

Nur ein geringer Teil der ausländischen Studierenden kann seitens des bayerischen Staates und der Universität mit Beihilfen oder Abschluß- bzw. Jahresstipendien gefördert werden. Der Universität stehen dafür Mittel von nur etwa 450.000,— DM jährlich zur Verfügung.

Die Universität dankt den Förderern und Stiftungen, die mit ihren Mitteln zum internationa-

len Austausch beitragen. Namens der begünstigten Studierenden danken wir für die neuen, in den ost- und südeuropäischen Raum gehenden Stipendien, die von der Deutschen Bank, der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, der Moll KG und der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität München gestiftet wurden. Mit diesen Stipendien können speziell Studierende aus Prag, Breslau und St. Petersburg gefördert werden.

Im Rahmen des Erasmus-Programmes sind an die Universität München 82 Städte angeschlossen. Dazu kommen noch einige Programme nach Tempus oder im Rahmen des Integrierten Auslandsstudiums. Studierende und Lehrende aus all diesen Städten befinden sich im Austausch mit der Ludwig-Maximilians-Universität bei gegenseitiger Anerkennung der erbrachten Studienleistungen. Den beteiligten und engagierten Mitgliedern der Universität gebührt unser Dank.

III. Wissenschaftlicher Nachwuchs

1. Promotionen

Die Universität München steht in der Doktorandenausbildung nach wie vor an erster Stelle aller Universitäten in der Bundesrepublik Deutschland. Wie stark ihre Spitzenstellung ist, geht aus einer Übersicht des Statistischen Bundesamts für das Jahr 1992 hervor, derzufolge an ihr 40 % mehr Doktoranden promoviert wurden als an der Freien Universität Berlin, der Universität mit der zweithöchsten Promotionshäufigkeit. Im Berichtszeitraum hat die Zahl der an der Universität München abgeschlossenen Promotionen erneut zugenommen. Sie erreichte 1994/95 mit 1.402 einen neuen Höchststand. Der seit nunmehr zwanzig Jahren anhaltende Trend einer beinahe stetigen Steigerung

der Promotionen hat sich auch im Berichtszeitraum fortgesetzt. Überdurchschnittlich waren die Zuwächse in den Naturwissenschaften und in besonderem Maße in den Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, die in den Studienjahren 1993/94 und 1994/95 Zuwachsraten von 21 % und 27 % zu verzeichnen hatten.

Bemerkenswert ist, daß der Anteil der weiblichen Promovenden seit vielen Jahren nahezu stetig steigt. 1985/86 waren knapp 34 % aller Doktoranden, die ihr Promotionsvorhaben abschlossen, Frauen; 1994/95 lag dieser Prozentsatz bereits bei fast 40 %. Da es sich hierbei offensichtlich um einen stabilen Trend handelt, ist anzunehmen, daß sich der Frauenanteil bei den Promotionen allmählich demjenigen bei den Studierenden und Absolventen der grundständigen Studiengänge annähern wird.

2. *Graduiertenkollegs*

In der Doktorandenförderung ist seit einigen Jahren die Tendenz zu beobachten, daß sich neben der traditionellen Form der individuell durch einen Hochschullehrer – den sogenannten „Doktorvater“ – betreuten Promotion neue Formen der Organisation und Durchführung von Promotionsprojekten etablieren, von denen die Graduiertenkollegs in besonderem Maße hervorzuheben sind. Als erstes Graduiertenkolleg an einer bayerischen Universität wurde im Wintersemester 1988/89 an der Universität München das von der Volkswagen-Stiftung geförderte Kolleg „Wechselbeziehungen zwischen Naturwissenschaft und Technik“ eingerichtet. Zwischenzeitlich sind vier weitere dieser Einrichtungen der Graduiertenförderung mit folgenden Leitthemen hinzugekommen:

„Geschlechterdifferenz und Literatur“ (Sprecherin: Prof. Dr. Ina Schabert, Institut für Englische Philologie),

„Sprache, Information, Logik“ (Sprecher: Prof. Dr. Franz Guenther, Centrum für Informations- und Sprachverarbeitung),

„Mathematik im Bereich ihrer Wechselwirkungen mit der Physik“ (Sprecher: Prof. Dr. Jürgen Batt, Mathematisches Institut),

„Zelluläre und molekulare Aspekte der Entwicklung“ (Sprecher: Prof. Dr. Charles N. David, Zoologisches Institut).

Die vier genannten Einrichtungen werden von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert. Hierfür hat sie in den Jahren 1994 und 1995 Mittel im Gesamtumfang von rund drei Millionen DM bereitgestellt. Zwei weitere Graduiertenkollegs wurden im Berichtszeitraum bewilligt, die Förderung jedoch erst 1996 aufgenommen. Es handelt sich hierbei um die Graduiertenkollegs

„Textkritik als Grundlage und Methode historischer Wissenschaften“ (Sprecher: Prof. Dr. Hans Walter Gabler, Institut für Englische Philologie)

„Multisensorische Interaktion in biologischen und technischen Systemen“ (Sprecher: Prof. Dr. Ulrich Büttner, Neurologische Klinik im Klinikum Großhadern)

In Graduiertenkollegs erarbeiten die Doktoranden, gefördert durch in der Regel mehrjährige Graduiertenstipendien, ihre Dissertationen in einem umfassenden, thematisch umschriebenen Forschungszusammenhang und besuchen begleitend Veranstaltungen aus einem systematisch angelegten Studienprogramm, das auch Vorträge renommierter Gastwissenschaftler umfaßt. Dadurch sollen zum einen die individuellen Promotionsprojekte in einen größeren Forschungszusammenhang eingeordnet werden, zum anderen die Doktoranden über ihr spezielles Arbeitsgebiet hinaus ein breiteres und umfassenderes Wissen über die Forschung zu dem

jeweiligen Leitthema des Graduiertenkollegs erhalten. Darüber hinaus soll bei den Kollegiaten die Fähigkeit und Bereitschaft zu wissenschaftlicher Kommunikation und Kooperation auch über Fachgrenzen hinweg geweckt werden. Die DFG verbindet mit ihrer Förderung der Graduiertenkollegs ferner die Erwartung, daß dadurch eine Straffung des Promotionsstudiums auch im Sinne einer Verkürzung der Promotionsdauer erreicht wird.

Die bisherigen Erfahrungen mit den Graduiertenkollegs an der Universität werden von den beteiligten Professoren sehr positiv beurteilt. Neben dem Erkenntnisgewinn auf dem unmittelbaren Arbeitsfeld des jeweiligen Graduiertenkollegs werden insbesondere die intensive Betreuung der Doktoranden durch die Hochschullehrer im Kolleg sowie durch Gastwissenschaftler aus dem In- und Ausland und die Intensivierung der interdisziplinären Forschungsarbeit hervorgehoben. Ferner haben diejenigen Kollegiaten, die ihre Promotion bereits abgeschlossen haben, diese in einem vergleichsweise kurzen Zeitraum und mit in der Regel überdurchschnittlichem Erfolg zu Ende gebracht.

3. Promotionsstudium der Volkswirtschaftlichen Fakultät

Die Volkswirtschaftliche Fakultät hat im Berichtszeitraum ebenfalls neue Wege bei der Doktorandenausbildung beschritten. Durch eine Änderung der Promotionsordnung, die im März 1994 in Kraft trat, wurde ein Graduiertenstudium eingerichtet, das spezielle Lehrveranstaltungen in volkswirtschaftlichen Kerngebieten und Vorlesungen hervorragender Gastwissenschaftler umfaßt. Durch die Verbindung der Forschungsarbeit der Promovenden mit einer curricularen Komponente soll einer einseitigen Spezialisierung der Doktoranden entgegen gewirkt, die Qualität der Doktorandenausbildung gemäß den internationalen Standards verbessert

und die wissenschaftliche Wettbewerbsfähigkeit der Fakultät auch in Zukunft gesichert werden.

Inwieweit die Einführung von Graduiertenstudien auch in anderen Fakultäten ein geeignetes Instrument zur Verbesserung der Doktorandenausbildung darstellt, kann derzeit noch nicht verläßlich beurteilt werden. Einige Fakultäten verfolgen bereits konkrete Pläne zur Neustrukturierung der Promotionsphase, andere stehen aus durchaus begründeten Erwägungen heraus Graduiertenstudien eher skeptisch gegenüber und bevorzugen weiterhin die traditionelle Form der Promotionsförderung. In jedem Fall ist zu begrüßen, daß an den wissenschaftlichen Einrichtungen der Universität ein intensiver Reflexions- und Diskussionsprozeß über Strukturverbesserungen in der Ausbildung der Doktoranden eingesetzt hat.

4. Habilitationen

Auch bei der Zahl der Habilitationen ist die Universität München führend unter den deutschen Universitäten. 1995 wurden insgesamt 106 Habilitationsverfahren abgeschlossen, mehr als je zuvor. Im Jahr 1994, dem letzten Jahr, für das bayern- und bundesweite Vergleichszahlen vorliegen, haben 7 % aller an deutschen Universitäten und 38 % aller an bayerischen Universitäten Habilitierten die Lehrbefähigung an der Universität München erworben.

Rund 10 % der 1995 an der Universität München Habilitierten waren weiblichen Geschlechts. Diese Quote kann eine Universität, die die Förderung von Frauen in der Wissenschaft als wichtiges Anliegen begreift, nicht zufriedenstellen. Zwar ist über mehrere Jahre hinweg betrachtet der Anteil der Frauen bei den Habilitationen in der Tendenz leicht steigend: 1988 wurde erstmals die 10 %-Marke überschritten. 1989 und 1992 lag der Anteil sogar bei 16 %. Insgesamt ist jedoch der Trend

hier längst nicht so stabil ansteigend wie bei den Promotionen.

Der Senat der Universität München hat nach eingehender Diskussion in den Gremien am 28./29. Juli 1994 die von der Frauenkonferenz der Universität erarbeiteten Empfehlungen zur Gleichstellung von Frauen und Männern in Studium, Forschung und Lehre einstimmig beschlossen. Die Empfehlungen enthalten eine Reihe von aufeinander abgestimmten Frauenfördermaßnahmen, die in eigener Verantwortung der Universität umgesetzt werden können. Damit ist auf gesamtuniversitärer Ebene ein erster Schritt in Richtung auf eine aktive Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses getan, dem sich nunmehr weitere Schritte auch in den Fakultäten und wissenschaftlichen Einrichtungen anschließen werden.

Die Universität wird in ihrem Bemühen, den Frauenanteil im wissenschaftlichen Bereich zu erhöhen, durch das Hochschulsonderprogramm II des Bundes und der Länder unterstützt. Ein zentrales Anliegen dieses Programms ist es, Frauen die Vereinbarkeit von Familie und wissenschaftlicher Karriere zu erleichtern. Zu diesen Zwecken wurden der Universität 1994 und 1995 Mittel in Höhe von insgesamt 2,7 Millionen DM zur Verfügung gestellt. Zum weit überwiegenden Teil wurden die Gelder aus diesem Fond für Wiedereinstiegsstipendien an Frauen, die ihre wissenschaftliche Qualifikation aus Familiengründen unterbrochen hatten, verwendet. Aufgrund einer eingehenden Beratung der Antragstellerinnen durch das Büro der Universitätsfrauenbeauftragten wurde erfreulicherweise eine sehr hohe Bewilligungsquote erzielt. Zuletzt waren 65 % der vergebenen Stipendien Habilitationsstipendien.

Die bisherigen Erfahrungen mit der Wiedereinstiegsförderung aus dem Hochschulsonderprogramm II haben allerdings auch eine Reihe von Problemen aufgezeigt, die das Erreichen des ge-

steckten Ziels beeinträchtigen: Zu nennen sind hier in erster Linie der vor allem für alleinerziehende Frauen zu niedrige Stipendiansatz, der Mangel an Kinderbetreuungseinrichtungen im Umfeld der Universität, die häufig zu geringe Bindung der Stipendiatinnen an die wissenschaftlichen Einrichtungen und die fehlende Anschlußfinanzierung nach dem Ende der Förderung aus dem Hochschulsonderprogramm II.

Ein Problem, das Frauen und Männer gleichermaßen betrifft, stellt das in vielen Fällen zu hohe Lebensalter der Wissenschaftler zum Zeitpunkt der Habilitation dar. 1995 waren die Habilitierten an der Universität München im Durchschnitt 39,4 Jahre alt. Zwar ist der langjährige Trend einer nahezu kontinuierlichen Zunahme des Durchschnittsalters der Habilitierten an der Universität München seit etwa zehn Jahren gestoppt. Das Niveau, auf dem sich dieses zwischenzeitlich eingependelt hat, ist jedoch noch zu hoch. Es ist alarmierend, daß viele Wissenschaftler erst in einem Alter die Lehrbefähigung erlangen, in dem sich ihnen außerhalb der Universität kaum noch Beschäftigungschancen auf dem Arbeitsmarkt bieten.

Der beschriebene Tatbestand wird in der Universität einhellig als ernstes Problem wahrgenommen. In den Fakultäten besteht Einigkeit darüber, daß die Gründe für die lange Zeitspanne bis zum Erwerb der Lehrbefähigung nicht allein in der Habilitationsphase zu suchen sind. Lange Studien- und Promotionszeiten tragen hierzu ebenso bei wie eine dem Studium vorgeschaltete Berufsausbildung, eine mitunter mehrjährige Unterbrechung der wissenschaftlichen Laufbahn durch Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit oder zur Kindererziehung oder gar eine berufsbegleitend erfolgende wissenschaftliche Qualifikation. Infolgedessen muß die Absicht, das Durchschnittsalter der Habilitanden zu senken, an mehreren Stellen ansetzen. In den vergangenen Jahren wurden von seiten der Universität bereits Schritte in diese

Richtung unternommen. Die Maßnahmen zur Verkürzung der Studienzeiten, über die oben berichtet wurde, sind in diesem Zusammenhang ebenso zu nennen wie die Einführung von Graduiertenkollegs und -studien. Wünschenswert wäre aber auch eine Ausweitung und attraktivere Dotierung der Stipendien für Doktoranden, da Stipendien in der Regel eine intensivere Konzentration auf die wissenschaftliche Arbeit ermöglichen als Beschäftigungsverhältnisse auf zumeist halben Plan- oder Projektstellen, bei denen die Promotion in der Regel nur eine von mehreren Dienstaufgaben ist.

5. Preise für Nachwuchswissenschaftler

Das Bayerische Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst hat 1994 erstmals den Bayerischen Habilitationsförderungspreis ausgelobt. Ziel dieses Preises ist, die Habilitation junger Wissenschaftler in denjenigen Fächern zu fördern, in denen qualifizierter wissenschaftlicher Nachwuchs knapp ist. In den Jahren 1994 und 1995 wurde der Kreis der in Frage kommenden Habilitanden auf die Fächer Rechtswissenschaften, Betriebswirtschaftslehre und Informatik beschränkt.

In den beiden Jahren des Berichtszeitraums wurde der Bayerische Habilitationsförderungspreis an jeweils fünf Nachwuchswissenschaftler der Universität München verliehen. Es waren dies:

Dr. Martin Deckert
(Juristische Fakultät; 1995);

Dr. Horst Eidenmüller
(Juristische Fakultät, 1994);

Dr. Andreas Heinemann
(Juristische Fakultät, 1995);

Dr. Stefan Helber
(Fakultät für Betriebswirtschaft, 1994);

Dr. Christiane Lass
(Juristische Fakultät, 1995);

Dr. Stephan Lorenz
(Juristische Fakultät, 1994);

Dr. Stephan Merz
(Fakultät für Mathematik, 1994);

Dr. Andreas Nelle
(Juristische Fakultät, 1995);

Dr. Heribert Schütz
(Fakultät für Mathematik, 1994);

Dr. Birgitta Wolff
(Fakultät für Betriebswirtschaft, 1995).

Ferner wurde 1994 und 1995 folgenden drei Nachwuchswissenschaftlern der Universität der Gerhard-Hess-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft zuerkannt:

Dr. Klaus Ensslin
(Fakultät für Physik, 1995);

Dr. Armin E. Heufelder
(Medizinische Fakultät, 1994);

Dr. Hartmut Löwen
(Fakultät Physik, 1994).

IV. Forschung

1. Preise und Ehrungen

Trotz der vielfach starken Inanspruchnahme der Professoren und wissenschaftlichen Mitarbeiter durch Aufgaben in der Lehre und Selbstverwaltung und trotz der angespannten Haushaltssituation ist die Universität München eine Forschungsstätte von nationalem und internationalem Rang. Im Unterschied zu den Bereichen Studium und Lehre sowie wissenschaftlicher Nachwuchs lassen sich jedoch die Leistungen in

der Forschung nur schwer nach außen darstellen. Manche Universitäten geben zu diesem Zweck ebenso umfangreiche wie in der Regel schwer lesbare Forschungsberichte heraus. Die Universität München ist diesen Weg bislang schon allein deshalb nicht gegangen, weil eine Aufzählung aller Forschungsvorhaben, die in den 20 Fakultäten und rund 220 wissenschaftlichen und klinischen Einrichtungen verfolgt werden, jeden vernünftigen Rahmen sprengen würde.

Ein Indiz für die hervorragende Qualität und das hohe Ansehen der an der Universität München betriebenen Forschung ist die Vielzahl von Preisen, Auszeichnungen und ehrenvollen Berufungen, die Wissenschaftler der Universität in den beiden Berichtsjahren erhalten haben. Aus der umfangreichen Liste der an Forscher der Universität verliehenen Preise, die in der Chronik dokumentiert ist, seien exemplarisch die im folgenden genannten herausgegriffen:

der Max-Planck-Forschungspreis, den Prof. Dr. Wolfgang Fikentscher (C4-Professor für Bürgerliches Recht und Handelsrecht, Gewerblichen Rechtsschutz und Urheberrecht sowie Privatrechtsvergleichung), Prof. Dr. Helmut Knözinger (C3-Professor für Physikalische Chemie) und Prof. Dr. Herbert Spohn (C3-Professor für Theoretische Festkörperphysik) erhalten haben;

der Bayerische Staatspreis, der dem Institut für Astrophysik für die Entwicklung des Mehrkanal-Spektralphotometers MEKASPEK zuerkannt wurde.

In diesem Zusammenhang verdient ferner Erwähnung, daß an Prof. Dr. Gerd Jürgens (bis 1994 C3-Professor für Genetik an der Universität München, jetzt C4-Professor an der Universität Tübingen) der Gottfried-Wilhelm-Leibnitz-Preis für Arbeiten verliehen wurde, die er an der Universität München durchgeführt hat.

2. Drittmittelforschung

Einen Maßstab für den Erfolg einer Universität in der Forschung stellt auch die Höhe der von ihren Wissenschaftlern eingeworbenen Drittmittel dar. In den Haushaltsjahren 1994 und 1995 betrug das Gesamtvolumen der an der Universität München eingeworbenen Drittmittel 293 Millionen DM. Es lag damit nochmals deutlich über dem Drittmittelbetrag der vorangegangenen Jahre. Diese Leistung ist umso höher zu bewerten, als der Wettbewerb auf diesem Gebiet der Forschungsfinanzierung spürbar härter geworden ist, was sich beispielsweise in den nachhaltig gesunkenen Bewilligungsquoten für Forschungsprojekte der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Europäischen Union ausdrückt.

Dennoch war die Deutsche Forschungsgemeinschaft erneut Hauptgeldgeber für die Drittmittelprojekte an der Universität München. Auf sie entfiel mehr als ein Drittel der gesamten Fördersumme. Ein großer Teil dieser Gelder diente der Finanzierung der insgesamt neun Sonderforschungsbereiche, bei denen die Universität München Sprecherhochschule ist. Sonderforschungsbereiche sind örtliche, vielfach interdisziplinäre Forschungsschwerpunkte, die zwar langfristig, aber nicht auf Dauer angelegt sind. Im Berichtszeitraum wurden folgende zwei derartige wissenschaftliche Großprojekte mit der Universität München als Sprecherhochschule neu eingerichtet:

SFB 369: „Molekulare und bioorganische Grundlagen des Sekundärstoffwechsels“ (Sprecherin: Prof. Dr. Regine Kahmann, Institut für Genetik und Mikrobiologie);

SFB 386: „Statistische Analyse diskreter Strukturen“ (Sprecher: Prof. Dr. Ludwig Fahrmeir, Institut für Statistik).

Die Universität München ist außerdem an den nachfolgend genannten Sonderforschungsbereichen federführend beteiligt:

SFB 184: „Molekulare Grundlagen der Biogenese von Zellorganellen“ (Sprecher: Prof. Dr. Walter Neupert, Institut für Physiologische Chemie, Physikalische Biochemie und Zellbiologie);

SFB 190: „Mechanismen und Faktoren der Genaktivierung“ (Sprecher: Prof. Dr. Horst Feldmann, Institut für Physiologische Chemie, Physikalische Biochemie und Zellbiologie);

SFB 207: „Grundlagen und klinische Bedeutung der extrazellulären limitierten Proteolyse“ (Sprecher: Prof. Dr. Hans Fritz, Abteilung für Klinische Chemie und Klinische Biochemie in der Chirurgischen Klinik im Klinikum Innenstadt);

SFB 217: „Regulation und Genetik der humanen Immunantwort“ (Sprecher: Prof. Dr. Gert Riethmüller, Institut für Immunologie);

SFB 220: „Funktionsgerichtete Anpassung und Differenzierung neuronaler Systeme“ (Sprecher: Prof. Dr. Gerrit ten Bruggencate, Physiologisches Institut);

SFB 333: „Entwicklungsperspektiven von Arbeit“ (Sprecher: Prof. Dr. Burkhard Lutz);

SFB 338: „Adsorption an Festkörperoberflächen: Mikroskopische Analyse von Zuständen und Prozessen“ (Sprecher: Prof. Dr. Helmut Knözinger, Institut für Physikalische Chemie).

An folgenden neun Sonderforschungsbereichen war die Universität beteiligt, ohne jedoch Sprecherhochschule zu sein:

SFB 143: „Elementarprozesse der Photosynthese“;

SFB 145: „Biologische, chemische und technische Grundlagen der Biokonversion“;

SFB 204: „Nachrichtenaufnahme und -verarbeitung im Gehör von Vertebraten“;

SFB 248: „Stoffdynamik des Bodensees“;

SFB 266: „Regulation der Organisation und Funktion synthetischer und biologischer Phasengrenzschichten durch Makromoleküle“;

SFB 348: „Nanometer-Halbleiterbauelemente: Grundlagen, Konzepte, Realisierungen“;

SFB 375: „Astro-Teilchenphysik“ (zum 1.1.1995 neu eingerichtet);

SFB 377: „Photoionisation und Ladungstrennung in großen Molekülen, Clustern und in kondensierter Phase“ (zum 1.1.1995 neu eingerichtet);

SFB 391: „Mechanismen der schnellen Zellaktivierung“ (zum 1.7.1995 neu eingerichtet).

Daneben wurden mit Hilfe von Drittmitteln zahlreiche Forschungsvorhaben vergleichbarer Größenordnung finanziert, von denen beispielhaft die durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft geförderten Forschergruppen genannt seien. Dabei handelt es sich um längerfristige Zusammenschlüsse von Wissenschaftlern, die gemeinsam eine Forschungsaufgabe bearbeiten, deren thematischer, zeitlicher und finanzieller Umfang die Möglichkeiten der Einzelprojektförderung übersteigt. Forschergruppen sollen insbesondere dazu beitragen, neue Arbeitsrichtungen zu etablieren, die in der Bundesrepublik Deutschland noch nicht hinlänglich vertreten sind. An der Universität München wurden im Berichtszeitraum die sechs nachfolgend genannten Forschergruppen gefördert:

„Nichtgenomische Steroidwirkungen“ (Sprecher: Prof. Dr. Peter Scriba, Medizinische Klinik Innenstadt);

„Vestibuläre Funktion und Okulomotorik“ (Sprecher: Prof. Dr. Thomas Brandt, Neurologische Klinik und Poliklinik im Klinikum Großhadern);

„Genetisch modifizierte Tumorzellvakzine zur Immuntherapie des Prostata- und Nierenzellkarzinoms: Experimentelle und klinische Grundlagen“ (Sprecher: Prof. Dr. Dolores Schendel, Institut für Immunologie);

„Wissen und Handeln“ (Sprecher: Prof. Dr. Dieter Frey, Institut für Psychologie);

„Zum politisch-sozialen Diskurs und Formen des Wissens im Zeitalter des Humanismus“ (Sprecher: Prof. Dr. Jan-Dirk Müller, Institut für Deutsche Philologie);

„Multiprotein-Komplexe in der Regulation der Genexpression und DNA-Replikation“ (Sprecher: Prof. Dr. Ernst-Ludwig Winnacker, Institut für Biochemie).

Die Verbundforschung, das heißt die Organisation großer Forschungsprojekte im Verbund mit anderen Universitäten oder wissenschaftlichen Einrichtungen, hat weiter an Bedeutung zugenommen. Die Zahl der Forschungsvorhaben, bei denen die Universität die Trägerschaft hatte, ist im Berichtszeitraum von 19 auf 25 gestiegen. Überwiegend handelte es sich dabei um Forschungsprojekte auf den Gebieten der Medizin und Biotechnologie, unter anderem im Rahmen der Forschungsprogramme „Gesundheitsforschung 2000“, „Ernährungsforschung“ und „Lungenforschung“ des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie sowie im Rahmen des „Human Capital and Mobility Network“ und des „International Scientific Cooperation Program“ der Europäischen Union.

3. Forschung und Öffentlichkeit

Die Universität München hat sich im Sommer 1994 an den von deutschen Wirtschaftsverbänden und Wissenschaftsorganisationen ausgerufenen „Tagen der Forschung“ mit verschiedenen Aktionen beteiligt. In Kooperation mit der Technischen Universität München und dem

Referat für Arbeit und Wirtschaft der Landeshauptstadt München wurde eine Ausstellung zum Thema „Forschungs- und Technologietransfer“ durchgeführt. Am 18. Juni 1994, dem bundesweiten Aktionstag, fanden in verschiedenen Instituten der Universität München Instituts- und Laborbesichtigungen unter sachkundiger Führung statt. Am 15. Juli 1994 befaßte sich eine im Rahmen der „Tage der Forschung“ organisierte interdisziplinäre Informationsveranstaltung mit dem Thema „Forschen am Gehirn“.

Aufbauend auf den Erfahrungen der „Tage der Forschung“ hat die Universität ihre forschungsbezogene Öffentlichkeitsarbeit im Jahr 1995 mit einer neuen Veranstaltungsreihe „Einblicke in die Forschung“ fortgesetzt, mit dem Ziel, den Dialog der Universität mit der Öffentlichkeit und den Wissenstransfer von der Universität in die Wirtschaft zu intensivieren. Diesem Zweck dienten insbesondere die „Tage der Offenen Tür“, die 1995 von den Instituten für Informatik, für Psychologie, für Empirische Pädagogik und Pädagogische Psychologie sowie der Sektion Physik und der Forstwissenschaftlichen Fakultät durchgeführt wurden. Im Rahmen dieser Veranstaltungsreihe wurden in den meisten Fällen neben einem „Tag der Offenen Tür“ für die interessierte Öffentlichkeit auch die an spezielle Zielgruppen gerichteten Veranstaltungstypen „Unternehmer besuchen Institute“ und „Schnuppertage für Schüler“ angeboten. Die große Resonanz auf dieses Veranstaltungsangebot – es kamen etwa 4.000 Besucher, rund 300 Vertreter klein- und mittelständischer Unternehmen sowie in München ansässiger Großunternehmen und zahlreiche verantwortliche Mitarbeiter aus Ministerien und kommunalen Behörden – zeigt, daß das öffentliche Interesse an der Forschungsarbeit in den wissenschaftlichen Einrichtungen der Universität groß ist.

Die Universität begreift dies als Chance, innerhalb der Bevölkerung Verständnis und Interesse für die Forschung zu wecken und ihre Leistungen auch einer breiteren Öffentlichkeit nahe zu bringen. Sie wird deshalb die Aktionslinie „Tage der Offenen Tür“ auch 1996 weiterführen.

Der 1993 erstmals ausgelobte, mit 3.000 DM dotierte Preis des Förderkreises Neue Technologien wird jährlich für herausragende Studienabschlußarbeiten an der Universität München vergeben. Mit diesem Preis, der den Forschungs- und Technologietransfer zwischen Hochschule und Wirtschaft fördern soll, werden Arbeiten gewürdigt, deren Ergebnisse unmittelbar in der Praxis Anwendung finden. 1994 wurde der Preis des Förderkreises Neue Technologien an den Diplom-Geologen Rüdiger Brunschlik, 1995 an die Diplom-Kauffrau Yvette Hartmann verliehen.

V. Haushalt und Personal

1. Entwicklungen im Planstellenbereich

Die Universität München hatte 1994 und 1995 wie schon in den vergangenen Jahren eine Reihe von schmerzlichen Kürzungen im Haushaltsbereich zu verkraften. Besonders hart haben sie dabei die Streichungen im Personalbereich getroffen. In den Haushaltskapiteln für die Universität München und ihre Kliniken, den Kapiteln 1507 und 1508 des Bayerischen Staatshaushalts, wurden in den beiden vergangenen Jahren insgesamt 27,5 Stellen ersatzlos eingezogen. Dieser Stellenabbau geht zum einen auf den 1993/94 neu in das Haushaltsgesetz eingefügten Artikel 6a zurück, der verfügt, daß von 1993 bis 1997 insgesamt 3.000 Stellen des öffentlichen Dienstes in Bayern einzuziehen sind. Zum anderen ist er eine Folge der Arbeitszeitverlängerung für Beamte von 1994, deret-

wegen die Universität Stellen abgeben muß, obwohl ihr bei der Arbeitszeitverkürzung im Jahre 1990 nicht in entsprechendem Umfang zusätzliche Stellen zugewiesen wurden.

Da die Universität bereits 1993 im Rahmen des Stellenabbaus nach Artikel 6a des Bayerischen Haushaltsgesetzes 26 Stellen abgeben mußte, hat sich die Gesamtzahl der eingezogenen Stellen auf nunmehr 53,5 summiert. Angesichts der Größe der Universität wirken Kürzungen in dieser Höhe vielleicht als *quantité négligeable*. Dies entspricht jedoch nicht den Tatsachen. Die Stellenabgabe trifft die Universität durchaus hart. Da sich der Einzug auf Stellen für wissenschaftliche Assistenten und seit 1994 in verstärktem Maße auf Stellen für das nichtwissenschaftliche Personal außerhalb der Medizin konzentrierte, sind in diesen Bereichen schmerzliche Lücken entstanden. In der Infrastruktur hat dies beispielsweise dazu geführt, daß Einschränkungen von Dienstleistungen für die wissenschaftlichen Einrichtungen, etwa bei der Tätigkeit der Pedelle, vorgenommen werden mußten, und daß notwendige Verbesserungen, wie zum Beispiel der verstärkte Einsatz neuer Techniken, nur langsame Fortschritte machen. Auch der Bibliotheksbereich mußte Stellen abgeben, obwohl dies der von der Bayerischen Staatsregierung geforderten Verkürzung der Studienzeiten entgegenwirkt.

Neue Stellen wurden der Universität im Berichtszeitraum lediglich für den Aufbau des Faches Orthodoxe Theologie (eine C4-Professur), die Ausstattung des Lehrstuhls für Geschichte (eine Assistentenstelle) und die technische Infrastruktur des Genzentrums in Großhadern (15 Arbeiter- und Angestelltenstellen) zugewiesen. Infolgedessen konnten neue Anforderungen ansonsten nur noch dadurch realisiert werden, daß vorhandene Stellen einer neuen Verwendung zugeführt wurden. Ein Instrument hierfür stellte das 1989 per Gesetz eingeführte Umschichtungsprogramm dar. Aber

auch innerhalb der Universität wurden – wie bereits an anderer Stelle erwähnt – in den vergangenen Jahren verstärkt Umschichtungen vorgenommen.

Die ohnehin stark angespannte Stellensituation wird noch dadurch verschärft, daß fast alle Stellen bei Freiwerden mehrere Monate lang einer Wiederbesetzungssperre unterliegen. Diese wurde zu Beginn des Jahres 1995 spürbar verschärft, da die Zahl der Sperremonate für Stellen des nichtwissenschaftlichen Personals von drei auf sechs verlängert wurde und die Ausnahmen erheblich eingeschränkt wurden. De facto handelt es sich bei der Wiederbesetzungssperre um einen verdeckten Stelleneinzug, da regelmäßig ein beträchtlicher Teil der vorhandenen Planstellen der Universität nicht besetzt werden kann. In besonderem Maße sind davon die Stellen für die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses betroffen, da die Personalfuktuation auf diesen Stellen in der Regel relativ hoch ist. Der Verlust an personeller Kapazität, der durch die Wiederbesetzungssperre entsteht, läßt sich zwar nicht exakt beziffern. Er wird aber speziell im natur- und wirtschaftswissenschaftlichen Bereich auf bis zu 7 % des Bestands an Assistentenstellen geschätzt.

Die auch in den nächsten Jahren anstehenden Kürzungen im Personalbereich machen es notwendig, darüber nachzudenken, wie diese Belastungen künftig zu verkraften sind. Bislang wurde die Zahl der von den einzelnen Einrichtungen der Universität abzugebenden Stellen nach Proportionalitätsgesichtspunkten festgelegt. Es ist jedoch fraglich, ob die sogenannte „Rasenmähermethode“ auf Dauer ein geeignetes Verfahren darstellt, den Stelleneinzug ohne nachhaltigen Schaden für die Universität zu bewältigen. In der Ständigen Kommission für Hochschulplanung hat sich aus diesem Grund eine Arbeitsgruppe etabliert, die einen Vorschlag erarbeitet, der auch Belastungs- und

Leistungskriterien sowie strukturelle Gesichtspunkte berücksichtigt. Ob und inwiefern dieser Vorschlag ein innerhalb der Universität konsensfähiges Schema zur Verteilung der Lasten aus künftigen Stelleneinzügen darstellen wird, läßt sich beim derzeitigen Verfahrensstand noch nicht beurteilen.

2. Stellen und Mittel aus Sonderprogrammen

Auch im Bereich der Sonderprogramme mußte die Universität im Berichtszeitraum Kürzungen hinnehmen. Im Rahmen des bayerischen Überlastprogramms – eines Programms zur temporären Verstärkung besonders überlasteter Fächer mit Stellen und Mitteln für Lehraufträge, wissenschaftliche Hilfskräfte und Korrekturassistenten sowie Sachmitteln – standen 1995 drei Stellen und rund 100.000 DM weniger Personal- und Sachmittel als 1993 zur Verfügung. In besonderem Maße waren davon die Fächer Germanistik, Kunstgeschichte und Wirtschaftswissenschaften betroffen, die jeweils eine Stelle und zum Teil auch Mittel in beträchtlichem Umfang abgeben mußten.

Seit der Einführung des Bayerischen Sofortprogramms im Jahr 1989 erhielt die Universität jährlich Haushaltsmittel in Höhe von knapp 2,4 Millionen DM für den Einsatz von Hilfskräften in überlasteten Fächern, die Verlängerung der Öffnungszeiten der Bibliotheken, die Anschaffung von Studienliteratur, die Verbesserung des Einsatzes der CIP-Netze in der Lehre und für Maßnahmen zur Verstärkung der Infrastruktur. 1994 wurden der Universität die Mittel aus dem Bayerischen Sofortprogramm um mehr als 40 % auf rund 1,4 Millionen DM gekürzt. Es mußten daher insbesondere bei der Beschaffung von Studienliteratur Einschränkungen gemacht werden.

Dagegen blieb die Universität im Berichtszeitraum bei den beiden Hochschulsonderprogrammen des Bundes und der Länder

erfreulicherweise von Stellenstreichungen verschont. Im Rahmen des Hochschulsonderprogramms II wurden ihr im Berichtszeitraum sogar 3,5 Stellen für die Verstärkung des Instituts für Informatik, des Botanischen Instituts, des Sonderforschungsbereichs 338 und der Zentralen Universitätsverwaltung neu zugewiesen. Somit verfügt die Universität über insgesamt 53,5 zeitlich befristete Stellen aus den beiden Hochschulsonderprogrammen.

Wie schon an anderer Stelle vermerkt, hat die Universität 1994 und 1995 im Rahmen des Hochschulsonderprogramms II zweckgebundene Mittel in Höhe von insgesamt 2,7 Millionen DM zur Wiedereinstiegsförderung von Frauen in die Wissenschaft erhalten.

Die bayerische Staatsregierung hat 1992 ein Aktionsprogramm zur Verkürzung der Studiedauer aufgelegt, aus dem der Universität 1994 und 1995 Mittel in Höhe von 232.600 DM bzw. 241.800 DM zugewiesen wurden. Dies ist eine deutliche Steigerung gegenüber 1993, als der Universität lediglich 159.000 DM zur Verfügung standen. Mit den Mitteln aus dem Aktionsprogramm wurde die Durchführung von Tutorien in den Fächern Allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft, Betriebswirtschaftslehre, Germanistik, Grundschuldidaktik, Kunstgeschichte, Mathematik und Sonderpädagogik finanziert. Diese Gelder stellen eine sinnvolle Investition dar, da sie in den genannten Fächern eine intensivere Betreuung der Studierenden ermöglichen und auf diese Weise einen Beitrag zu dem angestrebten Ziel der Verkürzung der Studienzeiten leisten können.

3. Sachhaushalt

Wie aus den nebenstehenden Tabellen ersichtlich, standen der Universität München 1994 und 1995 aus der Titelgruppe 73 für Forschung und Lehre 2,9 % bzw. 4,6 % mehr Mittel als

im jeweiligen Vorjahr zur Verfügung; in der Titelgruppe 76 betrug die Zuwachsraten 4,3 % bzw. 1,5 %. Die große Differenz zwischen den Brutto- und Nettobeträgen rührt daher, daß nach dem Bayerischen Haushaltsgesetz je nach Einzeltitel stets 12 % bzw. 15 % der Haushaltsansätze in den Titelgruppen 73 und 76 gesperrt sind und daher nicht ausgegeben werden können.

Darüber hinaus erhielt die Universität in den Jahren 1994 und 1995 im Rahmen des Reinvestitionsprogramms Mittel in Höhe von 2,7 Millionen DM. Die Reinvestitionsmittel wurden insbesondere für die Erneuerung von Praktikumseinrichtungen und für die Beschaffung von Spezialgeräten für die medizinischen Fächer und die experimentellen Naturwissenschaften sowie für die Sanierung von Hörsälen und Seminarräumen der Universität verwendet. Seit 1993 werden teilweise auch Investitionen, die aufgrund von Berufungszusagen getätigt wurden, aus Reinvestitionsmitteln finanziert.

4. Maßnahmen zur Kostensenkung

Die Universität hat im Jahre 1993 innerhalb der Zentralen Verwaltung eine Controllingstelle eingerichtet. Ziel dieser organisatorischen Neuerung war es, die Kostenentwicklung in einzelnen Funktionsbereichen der Universität zu analysieren und verstärkt nach Einsparungsmöglichkeiten zugunsten von Lehre und Forschung zu suchen. Einer Empfehlung des Bayerischen Obersten Rechnungshofs folgend, hat die Controllingstelle zunächst vor allem die Bereiche Gebäudereinigung und -bewachung untersucht und durch eine Neuordnung und -ausschreibung Einsparungen in Millionenhöhe erzielt. Dadurch konnte das Haushaltsdefizit bei der Gebäudebewirtschaftung, das 1993 noch rund sechs Millionen DM betrug, innerhalb eines Jahres ausgeglichen werden. Dies kam unmittelbar den wissenschaftlichen Einrichtungen der Universität zugute, da andernfalls das Defizit

Tabelle 1:

Mittel aus Titelgruppe 73 (Forschung und Lehre)

	Bruttobetrag	Nettobetrag	Veränderung gegen- über dem Vorjahr
1986	23.807.000	20.937.266	
1987	26.905.000	23.638.030	+ 12,90 %
1988	27.032.500	23.748.910	+ 0,47 %
1989	29.807.500	26.189.800	+ 10,28 %
1990	29.807.500	26.189.800	0,00 %
1991	31.346.000	27.548.000	+ 5,19 %
1992	31.346.000	27.548.000	0,00 %
1993	32.060.000	28.197.320	+ 2,36 %
1994	33.000.000	29.024.520	+ 2,93 %
1995	34.519.100	30.355.328	+ 4,59 %

Tabelle 2:

Mittel aus Titelgruppe 76 (Einrichtung und Ausstattung neuer, sowie Ergänzung der Einrichtung und Ausstattung bestehender Hochschuleinrichtungen)

	Bruttobetrag	Nettobetrag	Veränderung gegen- über dem Vorjahr
1986	7.799.000	6.629.150	
1987	7.799.000	6.629.150	0,00 %
1988	7.799.000	6.629.150	0,00 %
1989	8.579.000	7.292.150	+ 10,00 %
1990	8.579.000	7.292.150	0,00 %
1991	8.841.000	7.514.850	+ 3,05 %
1992	8.841.000	7.514.850	0,00 %
1993	8.794.400	7.475.240	- 0,53 %
1994	9.170.000	7.794.500	+ 4,27 %
1995	9.310.000	7.913.500	+ 1,53 %

aus dem Etat der Titelgruppe 73 für Lehre und Forschung hätte gedeckt werden müssen. Künftig sollen weitere kostenträchtige Funktionsbereiche innerhalb der Universität einer betriebswirtschaftlichen und kostenrechnerischen Untersuchung unterzogen werden.

Allerdings werden die Anstrengungen, nach Einsparungsmöglichkeiten zu suchen und die verfügbaren Mittel effektiver einzusetzen, durch die Praxis des staatlichen Haushaltsvollzugs oft eher gebremst als gefördert. Insbesondere die Tatsache, daß die innerhalb eines Titels bzw. einer Titelgruppe eingesparten Gelder immer wieder ersatzlos gestrichen werden, wirkt sich bisweilen hemmend auf die Bereitschaft der wissenschaftlichen, klinischen und zentralen Einrichtungen der Universität aus, im eigenen Bereich nach Einsparungsmöglichkeiten zu suchen und die Verwaltung bei dem Bemühen nach einer sinnvollen Kostenreduzierung zu unterstützen. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn vermehrt Anreizinstrumente geschaffen würden, um den sparsamen und verantwortungsvollen Umgang mit staatlichen Mitteln stärker als bisher zu belohnen.

Auch durch Maßnahmen, die eine flexiblere Haushaltsführung ermöglichen, könnte ein sparsamerer und effektiverer Mitteleinsatz erreicht werden. Hierunter fallen beispielsweise die Ausweitung der Deckungsfähigkeit von Titeln und Titelgruppen, insbesondere auch von Personal- und Sachmitteln, und die Übertragbarkeit von Mitteln in das darauffolgende Haushaltsjahr. In den vergangenen Jahren wurden auf diesem Gebiet bereits Fortschritte gemacht, die es den Universitäten ermöglichten, die Bewirtschaftung ihres Haushalts flexibler zu handhaben. Eine Abkehr von der in früheren Jahren geübten Praxis der Wiederzuweisung der Ausgaberechte, die an der Universität dem in vielen Bereichen des öffentlichen Sektors verbreiteten sogenannten „Dezemberfieber“ bislang erfolgreich entgegengewirkt hat, hätte

allerdings für die Universität München zwangsläufig Verluste zur Folge. Die Tatsache, daß diese Gelder trotz entsprechender Haushaltsansätze 1995 nicht ausgegeben wurden, bedeutet nicht, daß sie entbehrlich sind. Verzögerungen bei Ausgaben können beispielsweise dann eintreten, wenn Berufungsverfahren länger als geplant dauern und infolgedessen die hierfür vorgesehenen Mittel nicht abgerufen werden können, wenn sich Genehmigungsverfahren für Großgerätebeschaffungen bei den zuständigen Instanzen auf Bundesebene länger als geplant hinziehen und die dafür veranschlagten Haushaltsmittel vorgehalten werden müssen, oder wenn Mittel für kleine Baumaßnahmen so spät im Jahr zugewiesen werden, daß sie nicht mehr verbraucht werden können. Gerade im universitären Bereich stößt erfahrungsgemäß der Grundsatz der Jährigkeit der Haushaltsansätze in der konkreten Praxis auf große Schwierigkeiten.

VI. Baumaßnahmen

1. Neubauvorhaben für die Natur- und Biowissenschaften in Großhadern

Nach nur zweijähriger Bauzeit wurde am 23. Juni 1994 in Anwesenheit von Ministerpräsident Dr. Stoiber der Neubau des Laboratoriums für Molekulare Biologie (Genzentrum) eingeweiht. In diesem Gebäude sind Lehrstühle dreier verschiedener Fakultäten untergebracht: das Institut für Biochemie, Teile des Instituts für Molekulare Tierzucht und Haustiergenetik sowie der Lehrstuhl für Virologie am Max-von-Pettenkofer-Institut für Hygiene und Medizinische Mikrobiologie. Mit der Fertigstellung des Genzentrums wurde der erste Bauabschnitt des Neubauvorhabens für natur- und biowissenschaftliche Fächer an der Universität München abgeschlossen.

Für den zweiten Bauabschnitt erfolgte der erste Spatenstich am 12. Oktober 1995 durch Staatsminister Zehetmair. Im Rahmen dieser Baumaßnahme, die rund 30.000 m² Hauptnutzfläche umfaßt, werden Gebäude für weitere Institute der Fakultät für Chemie und Pharmazie errichtet, die nach der Fertigstellung vermutlich im Frühjahr 1999 von ihrem bisherigen Standort im Innenstadtbereich als Ganzes nach Großhadern umziehen wird. Die Arbeiten schreiten zügig voran.

Das Neubauvorhaben für die Fakultät für Chemie und Pharmazie ist eines der wichtigsten in der Geschichte der Universität. Es versetzt sie in die Lage, den Wissenschaftlern dieser Fakultät, die derzeit noch unter kaum zumutbaren Bedingungen in veralteten Räumlichkeiten arbeiten müssen, moderne und technisch hochinstallierte Institutsgebäude in unmittelbarer Nähe zum Klinikum Großhadern und zum Max-Planck-Institut für Biochemie in Martinsried zur Verfügung stellen zu können. Die Universität verspricht sich von der räumlichen Konzentration hochrangiger Forschungseinrichtungen und den damit verbundenen Möglichkeiten zur instituts- und fächerübergreifenden Zusammenarbeit äußerst vorteilhafte Arbeitsbedingungen für die dort tätigen Wissenschaftler und einen nachhaltigen Impuls für die natur- und biowissenschaftliche Forschung im Raum München.

Da der Bund seit Jahren für den Hochschulbau weit weniger Mittel zur Verfügung stellt, als für die Durchführung auch nur der dringendsten Maßnahmen erforderlich wäre, konnte der zweite Bauabschnitt des Neubauvorhabens in Großhadern nur realisiert werden, weil sich der Freistaat Bayern bereit erklärt hat, den 50 %igen Bundesanteil an den auf rund 430 Millionen DM geschätzten Kosten bis zum Jahr 2004 vorzufinanzieren. Die Refinanzierung soll zum Teil durch den Verkauf des nach dem Umzug der chemischen Institute freiwerdenden Areals an

der Karl-, Meiser- und Sophienstraße erfolgen. Die Universität schuldet den Verantwortlichen in Politik und Verwaltung, die durch ihre verständnisvolle Unterstützung diese Baumaßnahme erst ermöglicht haben, großen Dank.

2. Verlagerung tiermedizinischer Einrichtungen nach Oberschleißheim

Auch in der Tiermedizin ist von positiven Entwicklungen im baulichen Bereich zu berichten, die freilich erst in den nächsten Jahren wirksam werden. Im Juli 1995 gelang es der Universität, das Gebäude der Firma Schleicher in Oberschleißheim, das sich in unmittelbarer Nähe des Instituts für Geflügelkrankheiten, des Neubaugeländes für die geplanten klinischen Einrichtungen der Tiermedizin und des Lehr- und Versuchsguts befindet, zu erwerben und die Genehmigung für den Umbau der bislang primär zu Büro Zwecken genutzten Räumlichkeiten zu erhalten. Nach dem Abschluß der notwendigen Bauarbeiten werden dort das Institut für Hygiene und Technologie der Lebensmittel tierischen Ursprungs sowie der Lehrstuhl für Tierernährung und Diätetik des Instituts für Physiologie, Physiologische Chemie und Tierernährung untergebracht.

Dagegen hat sich der Beginn der Neubaumaßnahmen für die Rinderklinik und die Pferde-klinik sowie die Röntgenologie und Anästhesiologie infolge des fehlenden Bebauungsplans der Gemeinde Oberschleißheim verzögert. Einer der Gründe hierfür war die Forderung des Gemeinderats, das seit den sechziger Jahren zugeschüttete sogenannte Försterbachl wiederherzustellen. Da eine Verzögerung der Neubauten infolge der steigenden Baukosten, der zu erwartenden Bauunterhaltsmaßnahmen in den alten Gebäuden und der Einnahmeausfälle in den klinischen Einrichtungen den Freistaat Bayern mittelfristig teurer zu stehen käme als die Restaurierung des Baches, hat die Universität ihre Bereitschaft zu einem Entgegenkommen in

dieser Frage signalisiert und die Verhandlungen mit der Gemeinde über die Wiederherstellung des „Försterbachs“ aufgenommen. Die Universität hofft, bald grünes Licht für den Beginn der Neubauten zu erhalten und so der angestrebten Aufgabe des Standortes Oberwiesenfeld einen guten Schritt näher zu kommen.

3. Neu- und Umbauten für die geschichtswissenschaftlichen Institute an der Schelling- und Amalienstraße

Erfreulicherweise hat der Wissenschaftsrat das seit 1990 geplante Bauvorhaben für die geschichtswissenschaftlichen Institute an der Schelling- und Amalienstraße in die Kategorie I des Rahmenplans für den Hochschulbau eingestuft. Damit ist die Finanzierung dieser auf 64 Millionen DM geschätzten Baumaßnahme, durch die die derzeit auf mehrere, zum Teil weit auseinanderliegende Standorte verteilten geschichtswissenschaftlichen Institute und Lehrstühle unter einem Dach zusammengeführt werden, gesichert. Einem Baubeginn steht, abgesehen von der Klärung einiger Detailfragen hinsichtlich der Fassadengestaltung und der Zahl der bereitzustellenden Autostellplätze, nichts mehr im Weg. Der erste Spatenstich wird aller Voraussicht nach Anfang Oktober 1996 erfolgen.

4. Erwerb des „Gartengebäudes“ in der Oettingenstraße 67

Eine unerwartete Gelegenheit zur Abrundung ihres Gebäudebestands im Innenstadtbereich ergab sich für die Universität München durch den Auszug von Radio Free Europe aus dem Anwesen an der Oettingenstraße 67. Dank der Unterstützung durch die Staatsministerien für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst sowie der Finanzen konnte sich die Universität gegen mehrere Interessenten durchsetzen und das unmittelbar am Englischen Garten gelegene und deshalb „Gartengebäude“ benannte An-

wesen mit einer Hauptnutzfläche von rund 10.000 m² zum 1. Juli 1995 übernehmen. Nach dem Abschluß der erforderlichen kostspieligen Renovierungs- und Umbaumaßnahmen werden dort die nachfolgend genannten Einrichtungen untergebracht werden:

das Institut für Informatik,

das Centrum für Informations- und Sprachverarbeitung,

das Institut für Kommunikationswissenschaften,

das Geschwister-Scholl-Institut für Politische Wissenschaft,

das Japan-Zentrum,

der Lehrstuhl für Japanologie des Instituts für Ostasienkunde,

das Institut für Völkerkunde und Afrikanistik und

das Institut für Medizinische Optik.

Für die genannten Einrichtungen werden in dem „Gartengebäude“ neben den Institutsräumen auch Forschungsräume eingerichtet, die jeweils zeitlich befristet für bestimmte Forschungsvorhaben, insbesondere Drittmittelprojekte, zur Verfügung gestellt werden.

Dies versetzt die Universität in die Lage, die angemieteten Gebäude in der Herzogstraße 60, Leopoldstraße 11 b, Ludwigstraße 10 und Schellingstraße 33 aufzugeben. Der Freistaat Bayern spart dadurch Mietausgaben in Höhe von rund 3 Millionen DM jährlich. Für die betroffenen Einrichtungen sowie für die Universitätsverwaltung und die zentralen Werkstätten stellt der mit den Umzügen verbundene Arbeitsaufwand allerdings eine hohe zusätzliche Belastung dar. Dennoch wurde der neue Standort von den künftigen Nutzern - mit einer Ausnahme - positiv angenommen. Die Universität

ist überzeugt, mit der Unterbringung der oben genannten Einrichtungen in dem Gebäude in der Oettingenstraße 67 eine wesentliche Verbesserung der Rahmenbedingungen für Forschung und Lehre erreicht zu haben.

5. Anmietungen

Die Universität hat im Berichtszeitraum lediglich in einem Fall neue Räume angemietet. Im Zuge der Neuberufung von Prof. Dr. Werner Weidenfeld (C4-Professor für Politische Wissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Politischen Systeme) schloß sie zum 1. Juni 1995 einen zunächst auf ein Jahr befristeten Mietvertrag für das Anwesen Grafinger Straße 2. In den dort befindlichen Räumlichkeiten, die rund 1.100 m² Hauptnutzfläche umfassen, sind die Drittmittelforschungsstelle für Europapolitik – bestehend aus der Forschungsgruppe Europa, der Forschungsgruppe Deutschland in Europa und der Forschungsgruppe Jugend und Europa – untergebracht.

6. Bauvorhaben in den Universitätskliniken

Der Zustand der Klinikgebäude im Bereich des Klinikums Innenstadt erfordert nach wie vor in erheblichem Ausmaße Sanierungsmaßnahmen, die vornehmlich der Erhaltung der Gebäudesubstanz dienen. Daneben wurden andere größere Maßnahmen in Angriff genommen, wie die Verkehrsberuhigung im Klinikviertel sowie die Errichtung eines Hubschrauberlandeplatzes.

Im Klinikum Großhadern steht demgegenüber die Erneuerung und Ersatzbeschaffung technischer Geräte und Anlagen im Vordergrund, da diese Apparaturen infolge der langen Betriebszeit häufig verschlissen oder aufgrund technischer Weiterentwicklungen mittlerweile veraltet sind. Im Planungsstadium befindet sich derzeit die Errichtung einer Kinderklinik. Durch diese Maßnahme könnte das Leistungsangebot in der medizinischen Krankenversorgung bedeutend

verbessert werden. Von der Elterninitiative Kinderklinik Großhadern sind für diese Baumaßnahme 1,2 Millionen DM an Spendengeldern zur Verfügung gestellt worden.

7. Kleine Baumaßnahmen

Mit kleinen Baumaßnahmen kann die Universität – im Unterschied zum langwierigen Genehmigungsverfahren bei großen Baumaßnahmen – relativ flexibel auf geänderte Anforderungen, zum Beispiel bei Neuberufungen, oder auf Sicherheitsprobleme reagieren. Infolge der Reduzierung der Hochschulbauförderungsmittel des Bundes in den beiden vergangenen Jahren hat sich jedoch der finanzielle Spielraum insbesondere für umfangreichere kleine Baumaßnahmen (das sind Baumaßnahmen zwischen 500.000 und 750.000 DM) derart verengt, daß teilweise mehrere Jahre bis zur Einstufung der Maßnahme in Kategorie I des Rahmenplans verstreichen und auch in diesem Rahmen ein zügiger Baubeginn nicht mehr möglich ist.

Eine gewisse Entschärfung bei der Mittelsituation für kleine Baumaßnahmen im Bereich der Institute ist dadurch eingetreten, daß das Bayerische Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst in den beiden vergangenen Jahren großzügig Sondermittel zur Verfügung gestellt hat. Da diese aber zum großen Teil erst spät im Jahr zugewiesen wurden, konnten sie vom Universitätsbauamt kaum noch verausgabt werden. Insgesamt sind deshalb in beiden Jahren – trotz weiter bestehenden Mittelmangels – unvermeidliche Ausgabe-reste entstanden.

Im Klinikbereich hat sich wegen der vom Wissenschaftsrat geforderten Erstellung eines Gesamtkonzepts die Durchführung einiger großer Baumaßnahmen weiter verzögert, obwohl die Vorgaben des Gesundheitsstrukturgesetzes die Dringlichkeit der Baumaßnahmen erhöht haben.

VII. Universität und Öffentlichkeit

1. Kuratorium

Das Kuratorium der Universität München wurde 1984 eingerichtet, um die Verbindung der Universität zu Stadt und Land sowie zu den gesellschaftlichen Kräften zu pflegen. In der Sitzung am 21. Januar 1994, der letzten in der alten Amtszeit, befaßte sich das Kuratorium fast ausschließlich mit dem Thema „Tierversuche an der Universität München“. Anlaß waren die heftigen Angriffe von Tierversuchgegnern gegen Wissenschaftler der Universität. Im Rahmen eines neurowissenschaftlichen Forschungsschwerpunktes innerhalb eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Sonderforschungsbereiches sollten Versuche mit Makakenaffen erfolgen. Ziel dieser Versuche war, bestimmte Hirnregionen besser kennenzulernen, um damit Erkenntnisse für die Behandlung bestimmter Krankheiten - insbesondere von Erkrankungen, die im Zusammenhang mit einer Störung der Augenmotorik stehen, zum Beispiel infolge der Erkrankung an Multipler Sklerose - zu gewinnen. Die Universität sah in den Aktionen der Tierversuchgegner eine schwere Beeinträchtigung ihrer Forschungsarbeit und einen nicht hinnehmbaren Angriff auf die Persönlichkeit einer anerkannten Wissenschaftlerin. Nach eingehender Beratung verabschiedete das Kuratorium eine Pressemitteilung, in der es die Versuche zur Diffamierung und Einschüchterung von Wissenschaftlern, die Tierversuche durchführen, entschieden verurteilte. Es wies in diesem Zusammenhang darauf hin, daß der strittige Tierversuch ordnungsgemäß beantragt und genehmigt worden war, und daß insbesondere die medizinische Forschung gegenwärtig nicht vollständig auf Tierversuche verzichten kann. Ferner verdeutlichte das Kuratorium in der

Presseerklärung, daß die Universität München jederzeit bereit ist, in der Öffentlichkeit über Tierversuche zu diskutieren und darzulegen, wie der Versuch abläuft und was mit ihm erreicht werden soll.

Am 19. Januar 1995 wurde das Kuratorium für die Amtszeit von 1995 bis 1998 neu bestellt. Dabei fanden einige personelle Veränderungen statt: Die ehemaligen Mitglieder Dr. Johannes Hanselmann, Christa Harrer, Georg Kronawitter, Barbara Narnhammer, Dr. Erich Schosser und Dr. Max Streibl gehören dem Kuratorium nicht mehr an.

Zu neuen Mitgliedern wurden bestellt:

Hermann von Loewenich, Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern,

Dr. Albert Schmid,
Mitglied des Bayerischen Landtags,

Renate Schmidt,
Mitglied des Bayerischen Landtags,

Dr. Edmund Stoiber,
Bayerischer Ministerpräsident und

Christian Ude, Oberbürgermeister
der Landeshauptstadt München.

Am 22. Mai 1995 fand die konstituierende Sitzung des neuen Kuratoriums statt. Professor Kaske, Vorstandsvorsitzender des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft, wurde erneut zum Vorsitzenden gewählt. Der Rektor berichtete in dieser Sitzung über die Bau- und Umzugsvorhaben der Universität, den Generationswechsel innerhalb des Lehrkörpers, das Projekt zur Schaffung eines Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur. Außerdem kamen die Auslandsbeziehungen der Universität, unter anderem zur Harvard University und zur Universität St. Petersburg, zur Sprache.

2. *Universitätsgesellschaft*

Erneut erfuhr die Universität großzügige Unterstützung durch die Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität München, deren Mitgliederzahl im Berichtszeitraum auf 2.000 angewachsen ist. 1994 stellte die Universitätsgesellschaft den Instituten und Kliniken insgesamt 11,8 Millionen DM, 1995 12,2 Millionen DM Fördermittel zur Verfügung. Der größte Teil der Spenden war zweckgebunden für die Unterstützung der Forschung in der Medizinischen Fakultät, z.B. auf den Gebieten Leukämie, Krebs, Knochenmarktransplantation, Parkinson-Krankheit, Neurochirurgie oder Urologie. Auch die anderen bio- und naturwissenschaftlichen Fächer konnten mit Hilfe der Universitätsgesellschaft teure Geräte für Lehre und Forschung beschaffen. Beispielsweise wurde mit einem großen Betrag die apparative Ausrüstung für das ökologische Grundpraktikum im Fach Biologie finanziert und auf diese Weise die Einrichtung dieses Studienschwerpunkts gefördert. Die geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer profitierten vor allem von den nicht-zweckgebundenen Mitteln, mit denen zahlreiche Gastvorträge renommierter ausländischer Wissenschaftler sowie Symposien und Exkursionen finanziert, der Literaturbestand von Bibliotheken ergänzt und moderne Geräte für den Lehr- und Bürobetrieb beschafft wurden. Besonders ist in diesem Zusammenhang auf den finanziellen Beitrag zum Erhalt der Handschriften im Bestand der Universitätsbibliothek hinzuweisen.

Überhaupt bildeten die Bemühungen zur Verbesserung der Lehre einen Schwerpunkt der Förderpolitik der Universitätsgesellschaft. Diesem Ziel dienten beispielsweise Investitionen in die Ausstattung von Hörsälen und die Einrichtung von Multi-Media-Arbeitsplätzen. Ferner lobte die Universitätsgesellschaft erstmals drei Preise zu je 3.000 DM für besonders herausragende Leistungen in der Lehre aus. Die

Preisträger des Jahres 1995 wurden bereits im Kapitel „Studium und Lehre“ genannt.

Weiterhin unterstützte die Universitätsgesellschaft den Studierendenaustausch mit Hochschulen in Mittel- und Osteuropa durch die Vergabe von drei Stipendien an junge Studierende aus St. Petersburg, die zum Wintersemester 1995/96 für ein Jahr nach München kamen. Die bewährte Stipendienvergabe an Studierende aus Prag und Breslau wurde fortgeführt und durch eine nichtselbständige Jubiläumsstiftung der Firma Moll noch verstärkt.

3. *Stiftungsfeste*

Die Universität München feiert alljährlich am letzten Samstag im Juni zusammen mit zahlreichen Ehrengästen aus dem In- und Ausland das Stiftungsfest. Sie erinnert damit an die Gründung der Universität durch Herzog Ludwig den Reichen 1472 in Ingolstadt. Einen der Höhepunkte der Stiftungsfeste 1994 und 1995 bildete, wie auch in den vergangenen Jahren, die Verleihung der Förderpreise der Universitätsgesellschaft, mit denen jeweils sechs Nachwuchswissenschaftler der Universität für ihre herausragenden Dissertationen und Habilitationsschriften ausgezeichnet wurden. Seit 1993 verleiht außerdem die Landeshauptstadt München einen Förderpreis in Höhe von 5.000 DM für eine Studienabschlußarbeit, die sich mit der aktuellen Entwicklung der Münchner Stadtlandschaft beschäftigt.

Den Festvortrag auf dem Stiftungsfest 1994 hielt Prof. Dr. Wolfgang Prinz (Fakultät für Psychologie und Pädagogik) zum Thema „Wahrnehmung und Wirklichkeit“. Im folgenden Jahr sprach Prof. Dr. Trutz Rendtorff (Evangelisch-Theologische Fakultät) über „Ethik als Preis des Fortschritts“. Die Vorträge sind in der Chronik der Universität im Wortlaut gedruckt.

4. Auslandsbeziehungen

Die Universität München unterhält mit insgesamt 59 ausländischen Universitäten Partnerschaftsbeziehungen. Diese befinden sich in folgenden Ländern: Argentinien (2), Bulgarien (1), Chile (3), Finnland (1), Frankreich (7), Griechenland (1), Großbritannien (3), Israel (1), Italien (2), Japan (7), Kroatien (1), Luxemburg (1), Polen (1), Russische Föderation (2), Schweiz (1), Spanien (3), Südkorea (3), Taiwan (3), Togo (1), Tschechische Republik (1), Türkei (1), USA (10), Volksrepublik China (2). Seit 1993 wurden mit folgenden Universitäten Kooperationsabkommen abgeschlossen:

der Universität Buenos Aires,

der Universität Cincinnati,

der Universität Denver,

der Universität Granada,

der Universität Kaliningrad,

der Universität Luzern,

der Universität Santiago de Chile,

der Universität St. Petersburg,

der Universität Talence/Bordeaux und

der Universität Waltham.

Neben diesen Universitätspartnerschaften bestehen 23 schriftliche Partnerschaftsverträge auf Fakultätsebene und eine Vielzahl von Direktkontakten über die Institute, von denen 585 bekannt sind.

Mit Unterstützung der Alexander von Humboldt-Stiftung arbeiteten im Sommersemester 1995 in Instituten der Universität München 64 Wissenschaftler. Zum Ende des Berichtszeitraums forschten 128 Nachwuchswissenschaftler aus 35 Ländern mit einem Stipendium des DAAD an der Universität München. Zahlenmäßig

nicht erfassbar sind die mittels Fulbright- oder DFG-Stipendien geförderten Wissenschaftler. In einem festen Arbeitsverhältnis befinden sich an der Universität München 346 ausländische Wissenschaftler.

5. Besondere Ereignisse

Nach mehr als zweijähriger Vorbereitung wurde am 10. November 1993 die Ausstellung „Stieftöchter der Alma mater? 90 Jahre Frauenstudium in Bayern“ im Senatssaal der Universität München feierlich eröffnet. Diese Ausstellung, die die Geschichte des Frauenstudiums in Bayern rekonstruierte, stieß in der inner- und außeruniversitären Öffentlichkeit auf reges Interesse und fand in der Presse ein sehr positives Echo. Sie wurde und wird seither auch an den anderen bayerischen Universitäten gezeigt.

In den zurückliegenden Jahren feierten das Institut für Musikwissenschaft (5. Juli 1994) und die Sektion Physik (3. November 1994) ihr hundertjähriges Jubiläum. Die Gründung vor 500 Jahren beging am 10. Dezember 1994 das Herzogliche Georgianum mit einem Festakt in der Großen Aula.

Am 20. Juli 1995 fand zum ersten Mal ein Ruderwettbewerb zwischen der Technischen Universität München und der Ludwig-Maximilians-Universität München auf dem Olympiasee in Schleißheim statt. Es traten jeweils eine Achtermannschaft aus Studierenden und Professoren an. Das Rennen, das von Staatsminister Zehetmair gestartet wurde, wurde auf der Olympiaruderstrecke ausgetragen. Mit Genugtuung können wir feststellen, daß die Universität München jeweils einen ehrenvollen zweiten Platz errungen hat.

Schlußwort

Die Universität München blickt am Ende dieses Berichts mit Stolz auf das in den beiden vergangenen Jahren Erreichte zurück. Die Freude über die Fortschritte im Bereich von Lehre und Studium, über die eindrucksvoll belegten Leistungen bei der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses und in der Forschung sowie über die erfreulichen Entwicklungen bei den Baumaßnahmen ist diesmal besonders groß, da diese Erfolge trotz zunehmenden „Gegenwinds“ errungen wurden. Gemeint sind damit der anhaltende Stelleneinzug und die sonstigen Kürzungen im Haushaltsbereich, von denen auch die Universität München nicht verschont geblieben ist.

Es ist daher an der Zeit, allen Mitgliedern der Universität für ihr Engagement zu danken. Ohne den oft weit über das zu erwartende Maß hinausgehenden Einsatz der Mitarbeiter im Wissenschafts-, Bibliotheks-, Verwaltungs- und technischen Bereich hätten die zahlreichen Probleme nicht auf diese Weise bewältigt werden können. Die Rückschau auf die beiden vergangenen Jahre wäre dann weit weniger positiv ausgefallen.

An den Dank schließt sich die Bitte an, die Hochschulleitung auch weiterhin in der gemeinsamen Aufgabe zu unterstützen, das komplexe System Universität so zu organisieren und zu steuern, daß es seine Aufgaben in Forschung und Lehre, bei der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses und in der Krankenversorgung bestmöglich erfüllen kann. Es wäre sehr erfreulich, wenn in der nächsten Zweijahresrückschau berichtet werden könnte, daß einige der in diesem Bericht angesprochenen noch offenen Probleme einer Lösung nähergebracht wurden. Das Rektoratskollegium freut sich auf die Zusammenarbeit in den kommenden Jahren.

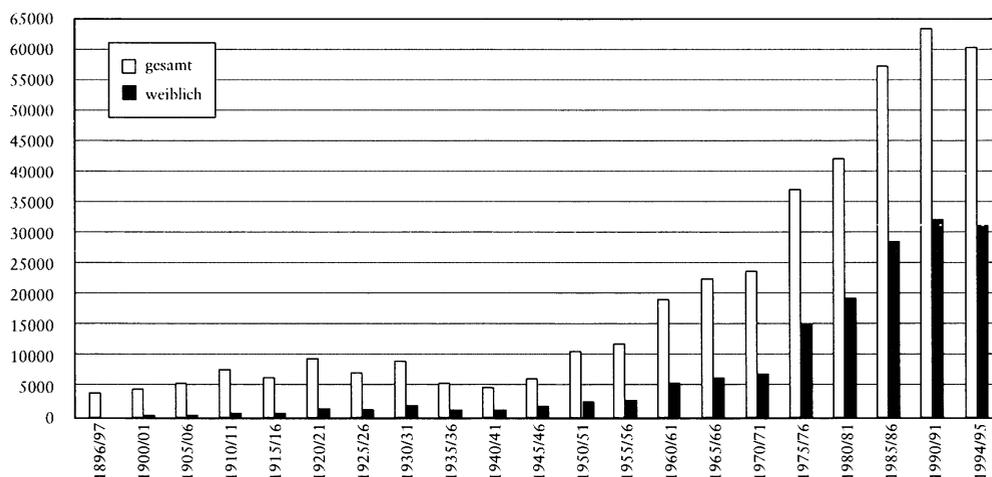
Anlage 1

Entwicklung der Studierendenzahlen an der Universität München

Studierende von 1896/97 bis 1994/95, jeweils Wintersemester

Wintersemester	Studierende insgesamt	davon Frauen absolut	in%	Wintersemester	Studierende insgesamt	davon Frauen absolut	in%
1896/97	3814	5	0,13%	1965/66	22523	6426	28,53%
1900/01	4414	32	0,72%	1970/71	23809	7024	29,50%
1905/06	5446	98	1,80%	1975/76	37123	15136	40,77%
1910/11	7596	405	5,33%	1980/81	42107	19275	45,78%
1915/16	6306	534	8,47%	1985/86	57149	28392	49,68%
1920/21	9565	1127	11,78%	1986/87	60375	30458	50,45%
1925/26	7148	1014	14,19%	1987/88	62344	31708	50,86%
1930/31	9109	1799	19,75%	1988/89	63709	32436	50,91%
1935/36	5521	1068	19,34%	1989/90	62143	30399	48,92%
1940/41	4714	1106	23,46%	1990/91	63307	32205	50,87%
1945/46	6164	1689	27,40%	1991/92	63888	32440	50,78%
1950/51	10714	2237	20,88%	1992/93	63585	32559	51,21%
1955/56	11988	2680	22,36%	1993/94	62161	31981	51,45%
1960/61	19338	5376	27,80%	1994/95	60320	31231	51,78%

Quelle: Studienstatistik der Universität München



Anlage 2

 Entwicklung der Studierendenzahlen an der Universität München

1. Studierende insgesamt

	Wintersemester 1993/94	Sommersemester 1994	Wintersemester 1994/95	Sommersemester 1995
männlich	30.180	28.892	29.089	27.871
weiblich	31.981	30.314	31.231	29.791
insgesamt	62.161	59.206	60.320	57.662

2. Studierende im 1. Hochschulsesemester

	Wintersemester 1993/94	Sommersemester 1994	Wintersemester 1994/95	Sommersemester 1995
männlich	1.997	495	1.796	481
weiblich	2.879	520	2.634	527
insgesamt	4.876	1.015	4.430	1.008

3. Studierende im 1. Fachsemester

	Wintersemester 1993/94	Sommersemester 1994	Wintersemester 1994/95	Sommersemester 1995
männlich	4.426	2.081	4.174	2.097
weiblich	5.239	2.065	4.950	2.113
insgesamt	9.665	4.146	9.124	4.210

4. Ausländische Studierende

	Wintersemester 1993/94	Sommersemester 1994	Wintersemester 1994/95	Sommersemester 1995
männlich	1.799	1.772	1.872	1.829
weiblich	2.865	2.757	2.815	2.778
insgesamt	4.664	4.529	4.687	4.607

Anlage 3

Absolventenstatistik der Universität München, 1984/85 - 1994/95

(jeweils Studienjahre)

	1984/85	1985/86	1986/87	1987/88	1988/89	1989/90	1990/91	1991/92	1992/93	1993/94	1994/95
1. Universitätsabschlüsse											
1.1 Diplome											
Naturwissenschaften (einschl. Forstwiss.)	421	411	415	430	544	627	523	633	607	595	560
Wirtschafts- und Sozialwissenschaften	709	688	702	693	714	785	793	821	923	970	857
Theologie	32	65	55	59	63	66	62	68	65	45	29
Summe Diplome	1.162	1.164	1.172	1.182	1.321	1.478	1.378	1.522	1.595	1.610	1.446
1.2 Magister Artium	681	704	833	865	1.164	1.212	1.166	1.115	1.076	1.083	1.253
1.3 Theologische Abschlüsse	6	8	12	6	8	14	19	17	13	22	42
Summe Universitätsabschlüsse	1.849	1.876	2.017	2.053	2.493	2.704	2.563	2.654	2.684	2.715	2.741
2. Staatsexamina											
2.1 Jura	546	604	517	727	744	749	819	786	705	653	620
2.2 Human-, Zahn- und Veterinärmedizin	997	1.172	1.082	990	969	941	1.023	1.024	810	958	975
2.3 Pharmazie und Lebensmittelchemie	151	158	160	146	147	151	129	151	141	141	126
2.4 Lehrämter											
Gymnasien	346	211	299	183	191	148	136	116	174	249	356
Realschulen	85	79	53	48	37	21	27	27	21	57	81
Grund- und Hauptschulen	94	172	149	149	104	126	165	170	248	240	212
Sonderschulen	199	99	102	86	85	77	70	70	99	118	175
Summe Lehrämter	724	561	533	466	417	372	398	383	542	664	824
Summe Staatsexamina	2.418	2.495	2.292	2.329	2.277	2.213	2.369	2.344	2.198	2.416	2.545
3. Theologische Aufnahmeprüfung	29	28	34	37	28	51	20	16	20	16	42
Berufsqualifizierende Abschlüsse insgesamt	4.296	4.399	4.343	4.419	4.798	4.968	4.952	5.014	4.902	5.147	5.328

Quellen: Mitteilungen der staatlichen Prüfungsämter (Staatsexamina) und eigene Erhebungen (Universitätsabschlüsse und Theologische Aufnahmeprüfung)

Promotionen und Habilitationen der Universität München

1. Promotionen*(jeweils Studienjahre)*

	1984/85	1985/86	1986/87	1987/88	1988/89	1989/90	1990/91	1991/92	1992/93	1993/94	1994/95
1. Naturwissenschaften (einschl. Forstwiss.)	135	186	195	189	204	233	214	247	263	283	295
2. Geisteswissenschaften	130	154	179	222	191	178	216	219	208	235	222
3. Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften	76	107	75	85	85	88	92	104	110	133	169
4. Human-, Zahn- und Veterinärmedizin	738	901	578	703	688	743	643	711	797	748	716
Summe Promotionen	1.079	1.348	1.027	1.199	1.168	1.292	1.165	1.281	1.378	1.399	1.402

Quelle: Eigene Erhebungen

2. Habilitationen*(ohne Um- und Erweiterungshabilitationen, jeweils Kalenderjahre)*

	1985	1986	1987	1988	1989	1990	1991	1992	1993	1994	1995
Gesamtzahl der Habilitationen	64	91	88	94	85	89	79	91	80	101	106

Quelle: Eigene Erhebungen

Anlage 5

Berufungen

vom 1. Oktober 1993 bis 30. September 1995

Katholisch-Theologische Fakultät

Prof. Dr. Alois Baumgartner, C4-Professor für Christliche Sozialethik (Nachfolge Prof. Dr. Wilhelm Korff). Bisher Universität Bamberg, berufen zum 01.08.1994.

Evangelisch-Theologische Fakultät

Prof. Dr. Klaus Koschorke, C4-Professor für Kirchengeschichte I (Nachfolge Prof. Dr. Georg Kretschmar). Habilitation am 24.01.1991 an der Universität Bern; bisher Universität Bern, berufen zum 01.12.1993.

Prof. Alexander Wedderburn, Ph.D., C4-Professor für Neues Testament I (Nachfolge Prof. Dr. Ferdinand Hahn). Bisher University of Durham/Großbritannien, berufen zum 01.04.1994.

Prof. Dr. Gunther Wenz, C4-Professor für Systematische Theologie I (Nachfolge Prof. Dr. Wolfhart Pannenberg). Habilitation am 13.06.1980 an der Universität München; bisher Universität Augsburg, berufen zum 01.08.1995.

Juristische Fakultät

Prof. Dr. Heinz Schöch, C4-Professor für Strafrecht und Kriminologie (Nachfolge Prof. Dr. Horst Schüler-Springorum). Bisher Universität Göttingen, berufen zum 01.04.1994.

Prof. Dr. Ulrich Schroth, C3-Professor für Strafrecht, Strafprozeßrecht, Rechtsphilosophie und Rechtssoziologie. Habilitation am

15.04.1985 an der Universität Salzburg; bisher C2-Professor an der Universität München, berufen zum 01.04.1994.

Prof. Dr. Michael Coester, C3-Professor für Bürgerliches Recht und Arbeitsrecht (Nachfolge Prof. Dr. Peter Winkler von Mohrenfels). Habilitation am 24.11.1981 an der Universität Augsburg; bisher Universität Göttingen, berufen zum 08.07.1994.

Fakultät für Betriebswirtschaft

Prof. Dr. Stephan Schrader, C4-Professor für Betriebswirtschaftslehre (Nachfolge Prof. Dr. Friedrich Hanssmann). Habilitation am 02.02.1994 an der Universität Kiel; bisher Massachusetts Institute of Technology/USA, berufen zum 01.07.1994.

Prof. Dr. Jürgen Schmude, C3-Professor für Wirtschaftsgeographie (Nachfolge Prof. Dr. Hans-Dieter Haas). Habilitation am 14.07.1993 an der Universität Heidelberg; bisher Universität Heidelberg, berufen zum 01.10.1994.

Volkswirtschaftliche Fakultät

Prof. Dr. Bernd Huber, C4-Professor für Finanzwissenschaft (Nachfolge Prof. Dr. Otto Gandenberger). Habilitation am 21.02.1994 an der Universität Würzburg; bisher Universität Würzburg, berufen zum 18.07.1994.

Prof. Dr. Klaus Schmidt, C4-Professor für Volkswirtschaftslehre, insbesondere Wirtschaftstheorie (Nachfolge Prof. Dr. Edwin von Böventer). Habilitation am 20.01.1995 an der Universität Bonn; bisher Universität Bonn, berufen zum 01.09.1995.

Prof. Dr. Gebhard Flaig, C3-Professor für Volkswirtschaftslehre, insbesondere Ökonometrie (Nachfolge Prof. Claude Hillinger, Ph.D.). Habilitation am 19.06.1991 an der Universität Augsburg; bisher Universität Augsburg, berufen zum 01.09.1995.

Forstwissenschaftliche Fakultät

Prof. Dr. Hans Pretzsch, C4-Professor für Waldwachstumskunde (Nachfolge Prof. Dr. Friedrich Franz). Habilitation am 14.12.1991 an der Universität München; bisher Niedersächsische Forstliche Versuchsanstalt Göttingen, berufen zum 01.01.1994.

Prof. Dr. Gerhard Müller-Starck, C3-Professor für Forstgenetik (Neubesetzung). Habilitation am 12.10.1993 an der Universität Göttingen; bisher Universität Göttingen, berufen zum 01.08.1994.

Prof. Dr. Rainer Matyssek, C4-Professor für Forstbotanik (Nachfolge Prof. Dr. Peter Schütt). Habilitation am 02.11.1994 an der Universität Basel; bisher Eidgenössische Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft Birmersdorf/Schweiz, berufen zum 01.10.1994.

Prof. Dr. Egon Gundermann, C3-Professor für Raumordnung und Umweltrecht. Habilitation am 15.02.1979 an der Universität München; bisher C2-Professor an der Universität München, berufen zum 02.05.1995.

Prof. Dr. Walter Warkotsch, C4-Professor für Forstliche Arbeitswissenschaft und Angewandte Informatik (Nachfolge Prof. Dr. Hans Dietrich Löffler). Bisher Universität Stellenbosch/Südafrika, berufen zum 28.07.1995.

Prof. Dr. Wolfgang Oßwald, C3-Professor für Pathologie der Waldbäume (Nachfolge Prof. Dr. Werner Koch). Habilitation am 22.02.1990 an der Technischen Universität München; bisher Technische Universität München, berufen zum 01.09.1995.

Medizinische Fakultät

Prof. Dr. Hermann Brenner, C3-Professor für Öffentliche Gesundheit und Epidemiologie (Nachfolge Prof. Dr. Gerhard Steinbeck, Innere Medizin). Habilitation am 02.02.1993 an der Universität Ulm; bisher Universität Ulm, berufen zum 01.10.1993.

Prof. Dr. Anselm Kampik, C4-Professor für Augenheilkunde (Nachfolge Prof. Dr. Otto-Erich Lund). Habilitation am 16.12.1981 an der Universität München; bisher Universität Würzburg, berufen zum 01.10.1993.

Prof. Dr. Waldemar von Suchodoletz, C3-Professor für Kinder- und Jugendpsychiatrie (Neubesetzung). Habilitation am 21.09.1984 an der Universität Rostock; bisher Medizinische Hochschule Erfurt, berufen zum 01.10.1993

Prof. Dr. Augustin Betz, C3-Professor für Chirurgie, Teilgebiet Unfallchirurgie (Nachfolge Prof. Dr. Per Krueger). Habilitation am 19.02.1992 an der Universität München; bisher Universität München, berufen zum 13.10.1993.

Prof. Dr. Gerd-Rudolf Pape, C3-Professor für Innere Medizin. Habilitation am 20.07.1983 an der Universität München; bisher C2-Professor an der Universität München, berufen zum 20.10.1993.

Prof. Dr. Johann Müller, C3-Professor für Zahnärztliche Prothetik (Nachfolge Prof. Dr. Hans-Christoph Lauer). Habilitation am 14.11.1990 an der Universität München; bisher Universität München, berufen zum 18.01.1994.

Prof. Dr. Klaus Hahn, C4-Professor für Nuklearmedizin (Nachfolge Prof. Dr. Fritz Holle, Spezielle Chirurgie). Habilitation am 19.07.1975 an der Universität Mainz; bisher Universität Mainz, berufen zum 01.02.1994.

Prof. Dr. Wolfgang Kellermann, C3-Professor für Anaesthesiologie (Nachfolge Prof. Dr. Alfred Doenicke). Habilitation am 19.09.1989 an der Universität München; bisher Universität München, berufen zum 17.05.1994.

Prof. Dr. Joerg Hasford, C3-Professor für Medizinische Informationsverarbeitung, Biometrie und Epidemiologie – Schwerpunkt Biometrie (Nachfolge Prof. Dr. Dieter Hölzel). Habilitation am 18.07.1989 an der Universität München; bisher Universität München, berufen zum 01.06.1994.

Prof. Dr. Josef Müller-Höcker, C3-Professor für Allgemeine Pathologie und Spezielle Pathologische Anatomie (Nachfolge Prof. Dr. Peter Meister). Habilitation am 18.05.1988 an der Universität München; bisher Universität München, berufen zum 01.07.1994.

Prof. Dr. Thomas Bieber, C3-Professor für Dermatologie und Venerologie (Nachfolge Prof. Dr. Thomas Krieg). Habilitation am 06.12.1989 an der Universität München; bisher Universität München, berufen zum 12.07.1994.

Prof. Dr. Hans-Jakob Steiger, C3-Professor für Neurochirurgie (Nachfolge Prof. Dr. Wolfgang Lanksch). Habilitation am 28.01.1992 an der

Universität Bern; bisher Universität München, berufen zum 12.07.1994.

Prof. Dr. Norbert Mai, C3-Professor für Neuropsychologie (Neubesetzung). Habilitation am 07.11.1990 an der Universität München; bisher Krankenhaus München-Bogenhausen, berufen zum 01.08.1994.

Prof. Dr. Walter Pfister, C3-Professor für Neurologie (Nachfolge Prof. Dr. Karl Einhäupl). Habilitation am 02.05.1991 an der Universität München; bisher Universität München, berufen zum 08.08.1994.

Prof. Dr. Detlef Kunze, C3-Professor für Kinderheilkunde. Habilitation am 10.12.1975 an der Universität München; bisher C2-Professor an der Universität München, berufen zum 15.09.1994.

Prof. Hans-Jürgen Möller, C4-Professor für Psychiatrie (Nachfolge Prof. Dr. Hanns Hippus). Habilitation am 03.06.1991 an der Technischen Universität München; bisher Universität Bonn, berufen zum 15.09.1994.

Prof. Dr. Helmut Bartels, C3-Professor für Anatomie (Nachfolge Prof. Dr. Rudolf Hebel). Habilitation am 26.06.1991 an der Medizinischen Hochschule Hannover; bisher Universität Hannover, berufen zum 01.10.1994.

Prof. Dr. Armin Welz, C3-Professor für Herzchirurgie (Nachfolge Prof. Dr. Bernhard-Michael Kemkes). Habilitation am 18.07.1990 an der Universität München; bisher Universität Ulm, berufen zum 01.10.1994.

Prof. Dr. Wolfgang Stock, C3-Professor für Chirurgie, Teilgebiet Plastische Chirurgie (Nach-

folge Prof. Dr. Karlheinz Koczorek, Innere Medizin). Habilitation am 07.12.1988 an der Universität München; bisher Universität München, berufen zum 19.10.1994.

Prof. Dr. Judith Johnson, C3-Professorin für Tumorummunologie (Nachfolge Prof. Dr. Gerhard Hübner). Habilitation am 18.07.1989 an der Universität München; bisher Universität München, berufen zum 01.11.1994.

Prof. Dr. Gerhard Steinbeck, C4-Professor für Innere Medizin (Nachfolge Prof. Dr. Gerhard Riecker). Habilitation am 25.02.1981 an der Universität München; bisher Universität München, berufen zum 01.02.1995.

Prof. Dr. Thomas Witt, C3-Professor für Neurologie (Nachfolge Prof. Dr. Annemarie Kollmannsberger). Habilitation am 21.09.1993 an der Universität München; bisher Universität München, berufen zum 14.02.1995.

Prof. Dr. Heinz-Erich Wichmann, C4-Professor für Epidemiologie (Neubesetzung). Habilitation am 26.01.1983 an der Universität Köln; bisher Bergische Universität Gesamthochschule Wuppertal, berufen zum 01.04.1995.

Prof. Dr. Hans Heidenkummer, C3-Professor für Augenheilkunde (Nachfolge Prof. Dr. Klaus Riedel). Habilitation am 15.02.1993 an der Universität Würzburg; bisher Universität Würzburg, berufen zum 01.04.1995.

Tierärztliche Fakultät

Prof. Dr. Hans-Joachim Gabius, C4-Professor für Physiologische Chemie (Nachfolge Prof. Dr. Frederik Bakels). Habilitation am 13.02.1989 an der Universität Göttingen; bisher Universität Marburg, berufen zum 01.10.1993.

Prof. Dr. Erwin Märtlbauer, C4-Professor für Hygiene und Technologie der Milch (Nachfolge Prof. Dr. Gerhard Terplan). Habilitation am 17.08.1992 an der Universität München; bisher Universität München / R-Biopharm GmbH Heppenheim, berufen zum 01.10.1993.

Prof. Dr. Manfred Stangassinger, C4-Professor für Physiologie (Nachfolge Prof. Dr. Michael Merckenschlager). Habilitation am 28.07.1987 an der Universität München; bisher Universität Kiel, berufen zum 01.10.1993.

Prof. Dr. Claudia Reusch, C3-Professorin für Innere Medizin (Nachfolge Prof. Dr. Helmut Kraft). Habilitation am 20.07.1992 an der Universität München; bisher Universität München, berufen zum 20.10.1993.

Prof. Dr. Hartmut Gerhards, C4-Professor für Chirurgie des Pferdes (Neubesetzung). Habilitation am 23.07.1993 an der Tierärztlichen Hochschule Hannover; bisher Universität Hannover, berufen zum 02.11.1993.

Prof. Dr. Joachim Meyer, C3-Professor für Versuchstierkunde (tätig im Lehr- und Versuchsgut Oberschleißheim). Habilitation am 07.06.1973 an der Universität München; bisher C2-Professor an der Universität München, berufen zum 01.03.1994.

Prof. Dr. Wolfgang Klee, C4-Professor für Innere Medizin und Chirurgie der Klautiere (Nachfolge Prof. Dr. Gerrit Dirksen). Habilitation am 19.09.1986 an der Universität München; bisher Universität Hannover, berufen zum 01.04.1994.

Prof. Dr. Martin-Albrecht Hasslinger, C3-Professor für Helminthologie, insbesondere Diagnostik und Prophylaxe. Habilitation am

24.06.1971 an der Universität München; bisher C2-Professor an der Universität München, berufen zum 10.04.1994.

Prof. Dr. Martin Förster, C4-Professor für Tierzucht und allgemeine Landwirtschaftslehre (Nachfolge Prof. Dr. Horst Kräußlich). Habilitation am 30.05.1984 an der Technischen Universität München; bisher Universität München, berufen zum 25.05.1994.

Prof. Dr. Wolfgang Schmahl, C4-Professor für Allgemeine Pathologie und Neuropathologie (Nachfolge Prof. Dr. Erwin Dahme). Habilitation am 06.06.1985 an der Universität München; bisher GSF Neuherberg, berufen zum 01.10.1994.

Prof. Dr. Rudolf Stolla, C4-Professor für Physiologie und Pathologie der Fortpflanzung, insbesondere Andrologie und Künstliche Besamung (Nachfolge Prof. Dr. Werner Leidl). Habilitation am 08.01.1985 an der Universität München; bisher Universität München, berufen zum 01.10.1994.

Prof. Dr. Winfried Ahne, C3-Professor für Zoologie sowie Virologie wechselwarmer Tiere. Habilitation am 15.07.1981 an der Universität München; bisher C2-Professor an der Universität München, berufen zum 01.10.1994.

Prof. Dr. Angelika Vollmar, C3-Professorin für Arzneiverordnungs- und -anfertigungslehre (Nachfolge Prof. Dr. Walter Rössner). Habilitation am 06.02.1992 an der Universität München; bisher Universität München, berufen zum 01.12.1994.

Prof. Dr. Eckhard Wolf, C4-Professor für Molekulare Tierzucht und Haustiergenetik (Nachfolge Prof. Dr. Gottfried Brem). Habilitation im

Oktober 1994 an der Veterinärmedizinischen Universität Wien; bisher Veterinärmedizinische Universität Wien, berufen zum 05.01.1995.

Philosophische Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften

Prof. Dr. Frank Büttner, C4-Professor für Kunstgeschichte unter besonderer Berücksichtigung der Kunstgeschichte Bayerns (Nachfolge Prof. Dr. Hermann Bauer). Habilitation am 26.06.1978 an der Universität Würzburg; bisher Universität Kiel, berufen zum 01.03.1994.

Prof. Dr. Rudolf Schieffer, C4-Professor für Geschichte (Neubesetzung). Habilitation am 18.07.1979 an der Universität Regensburg; bisher Universität Bonn, berufen zum 01.04.1994.

Prof. Dr. Stefan Weinfurter, C4-Professor für Mittelalterliche Geschichte (Nachfolge Prof. Dr. Eduard Hlawitschka). Habilitation am 03.12.1980 an der Universität Köln; bisher Universität Mainz, berufen zum 01.09.1994.

Prof. Dr. Christopher Balme, C3-Professor für Theaterwissenschaft (Nachfolge Prof. Dr. Andreas Höfele). Habilitation am 20.12.1993 an der Universität München; bisher Universität München, berufen zum 01.10.1994.

Prof. Dr. Adolf Birke, C4-Professor für Geschichte (Nachfolge Prof. Dr. Thomas Nipperdey). Habilitation am 20.06.1976 an der Freien Universität Berlin; bisher Universität Bayreuth, berufen zum 01.04.1995.

Prof. Dr. Wolfgang Giese, C3-Professor für Mittelalterliche Geschichte. Habilitation am 22.06.1977 an der Universität München; bisher C2-Professor an der Universität München, berufen zum 01.05.1995.

Prof. Dr. Sigrid Jahns, C3-Professorin für Neuere Geschichte (Nachfolge Dr. Hans Schmidt). Habilitation am 12.06.1991 an der Universität Gießen; bisher Universität Gießen, berufen zum 07.08.1995.

Prof. Dr. Hans-Michael Körner, C4-Professor für Didaktik der Geschichte (Nachfolge Prof. Dr. Hubert Glaser). Habilitation am 06.03.1989 an der Universität München; bisher Universität Würzburg, berufen zum 01.09.1995.

Fakultät für Philosophie, Wissenschaftstheorie und Statistik

Prof. Dr. Wilhelm Vossenkuhl, C4-Professor für Philosophie I (Nachfolge Prof. Dr. Robert Spaemann). Habilitation 1980 an der Universität München; bisher Universität Bayreuth, berufen zum 20.10.1993.

Prof. Dr. Eckhard Keßler, C3-Professor für Philosophie. Habilitation am 26.05.1975 an der Universität München; bisher C2-Professor an der Universität München, berufen zum 01.11.1993.

Prof. Dr. Bernhard Rüger, C3-Professor für Statistik. Habilitation am 25.02.1977 an der Universität München; bisher C2-Professor an der Universität München, berufen zum 01.03.1994.

Prof. Dr. Iris Pigeot-Kübler, C3-Professorin für Statistik (Nachfolge Prof. Dr. Gerhard Tutz). Habilitation am 14.07.1993 an der Universität Dortmund; bisher Universität Dortmund, berufen zum 19.07.1995.

Fakultät für Psychologie und Pädagogik

Prof. Dr. Annette Leonhardt, C4-Professorin für Sonderpädagogik (Nachfolge Prof. Dr.

Alfred Braun). Habilitation 1990 an der Humboldt-Universität Berlin; bisher Humboldt-Universität Berlin, berufen zum 06.12.1993.

Prof. Dr. Alfred Langewand, C3-Professor für Pädagogik (Nachfolge Professor Dr. Erich Wasem). Habilitation am 13.11.1986 an der Freien Universität Berlin; bisher Freie Universität Berlin, berufen zum 01.04.1994.

Prof. Dr. Angelika Speck-Hamdan, C3-Professorin für Grundschuldidaktik (Neubesetzung). Habilitation am 11.08.1994 an der Universität München; bisher Regierung von Oberbayern, berufen zum 01.05.1995.

Prof. Dr. Heinrich Keupp, C3-Professor für Sozialpsychologie. Habilitation am 09.07.1976 an der Universität München; bisher C2-Professor an der Universität München, berufen zum 30.05.1995.

Philosophische Fakultät für Altertumskunde und Kulturwissenschaften

Prof. Dr. Konrad Vollmann, C4-Professor für Lateinische Philologie des Mittelalters (Nachfolge Prof. Dr. Franz Brunhölzl). Habilitation am 11.02.1981 an der Universität Tübingen; bisher Katholische Universität Eichstätt, berufen zum 01.10.1993.

Prof. Dr. Klaus Roth, C3-Professor für Volkskunde (Schwerpunkt materielle Kultur, Südosteuropaforschung und interkulturelle Kommunikation). Bisher C2-Professor an der Universität München, berufen zum 01.11.1993.

Prof. Dr. Michael Mackensen, C3-Professor für Provinzialrömische Archäologie (Nachfolge Prof. Dr. Günther Ulbert). Habilitation am 17.07.1992 an der Universität München; bisher

Bayerisches Landesamt für Denkmalspflege
München, berufen zum 01.03.1994.

Prof. Dr. Roderich Ptak, C4-Professor für Sino-
logie (Nachfolge Prof. Dr. Helwig Schmidt-
Glintzer). Habilitation am 25.07.1984 an der
Universität Heidelberg; bisher Universität
Mainz, berufen zum 01.10.1994.

Prof. Dr. Klaas Ruitenbeek, C3-Professor für
Sinologie (Nachfolge Prof. Dr. Käthe Finster-
busch). Bisher Rijksmuseum Amsterdam/Nie-
derlande, berufen zum 01.10.1994.

Prof. Dr. Michael Roaf, C4-Professor für
Vorderasiatische Archäologie (Nachfolge Prof.
Dr. Barthel Hrouda). Bisher Cambridge
University/Großbritannien, berufen zum
01.03.1995.

Prof. Dr. Günter Burkard, C4-Professor für
Ägyptologie (Nachfolge Prof. Dr. Winfried
Barta). Habilitation am 06.07.1988 an der
Universität Heidelberg; bisher Universität
Marburg, berufen zum 01.04.1995.

Prof. Dr. Manfred Krebernik, C3-Professor für
Assyriologie (Nachfolge Prof. Dr. Claus
Wilcke). Habilitation am 18.07.1986 an der
Universität München; bisher Universität
München, berufen zum 01.04.1995.

Prof. Dr. Photes Demetrakopulos, C3-Professor
für Neogräzistik (Nachfolge Prof. Dr. Marcell
Restle, Byzantinistische Kunstgeschichte).
Bisher Universität Athen/Griechenland, berufen
zum 01.05.1995.

*Philosophische Fakultät für Sprach- und
Literaturwissenschaft I*

Prof. Dr. Friederike Klippel, C4-Professorin für
Didaktik der Englischen Sprache und Literatur
(Nachfolge Prof. Dr. Karlheinz Hecht).
Habilitation am 24.06.1992 an der Universität
Dortmund; bisher Universität Dortmund, beru-
fen zum 29.09.1994.

Prof. Dr. Wulf Oesterreicher, C4-Professor für
Romanische Philologie (Nachfolge Prof. Dr.
Wolf-Dieter Stempel). Habilitation am
22.01.1990 an der Universität Freiburg im
Breisgau; bisher Universität München, berufen
zum 01.10.1994.

Prof. Dr. Thomas Krefeld, C3-Professor für
Romanische Philologie (Nachfolge Prof. Dr.
Eduardo Blasco-Ferrer). Habilitation am
20.01.1995 an der Universität Mainz; bisher
Universität Mainz, berufen zum 11.07.1995.

*Philosophische Fakultät für Sprach- und
Literaturwissenschaft II*

Prof. Dr. Günter Häntzschel, C3-Professor für
Neuere Deutsche Literaturwissenschaft (unter
besonderer Berücksichtigung der Sozialge-
schichte der Lyrik). Habilitation im Winter-
semester 1975/76 an der Universität München;
bisher C2-Professor an der Universität
München, berufen zum 20.10.1993.

Prof. Dr. Dietrich Krusche, C3-Professor für
Deutsch als Fremdsprache. Habilitation 1982
an der Universität München; bisher C2-Pro-
fessor an der Universität München, berufen
zum 01.11.1993.

Prof. Dr. Annegret Heitmann, C3-Professorin
für Nordische Philologie (Nachfolge Prof. Dr.
Radko Kejzlar). Habilitation am 04.01.1994 an
der Universität Kiel; bisher Universität Kiel,
berufen zum 01.04.1994.

Prof. Dr. Ernst Hellgardt, C3-Professor für Ältere deutsche Literatur unter besonderer Berücksichtigung der germanischen und frühmittelalterlichen Literatur. Habilitation am 24.07.1978 an der Universität München; bisher C2-Professor an der Universität München, berufen zum 01.11.1994.

Prof. Dr. Bernd Scheffer, C3-Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft mit besonderer Berücksichtigung der Medienphilologie (Film, Fernsehen, Hörspiel) (Nachfolge Prof. Dr. Klaus Kanzog). Habilitation am 26.06.1985 an der Universität Bielefeld; bisher Universität Bielefeld, berufen zum 01.02.1995.

Prof. Dr. Konrad Feilchenfeldt, C3-Professor für Neuere deutsche Literatur unter besonderer Berücksichtigung des literarischen Lebens um 1800 und der Editionsphilologie (Neubesetzung). Habilitation am 03.03.1980 an der Universität München; bisher Universität München, berufen zum 01.05.1995.

Prof. Dr. Erika Greber, C3-Professorin für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft (Komparatistik) (Neubesetzung). Habilitation an der Universität Konstanz; bisher Universität Konstanz, berufen zum 12.06.1995.

Sozialwissenschaftliche Fakultät

Prof. Dr. Henning Ottmann, C4-Professor für Politische Wissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Politischen Theorie und der Politischen Philosophie (Nachfolge Prof. Dr. Nikolaus Lobkowicz). Habilitation am 18.01.1984 an der Universität München; bisher Universität Basel, berufen zum 01.03.1995.

Prof. Dr. Werner Weidenfeld, C4-Professor für Politische Wissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Politischen Systeme (Nachfolge Prof. Dr. Kurt Sontheimer). Habilitation am 05.02.1975 an der Universität Mainz; bisher Universität Mainz, berufen zum 27.03.1995.

Prof. Friedrich Kratochwil, Ph.D., C4-Professor für Politische Wissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Internationalen Politik (Nachfolge Prof. Dr. Karl Kindermann). Bisher University of Pennsylvania/USA, berufen zum 01.05.1995.

Fakultät für Mathematik

Prof. Dr. Francois Bry, C4-Professor für Informatik (Neubesetzung). Bisher Forschungszentrum der Europäischen Computerindustrie München, berufen zum 01.01.1994.

Prof. Peter Clote, Ph.D., C4-Professor für Informatik (Gerhard-Gentzen-Lehrstuhl). Bisher Boston College, Massachusetts/USA, berufen zum 07.08.1995.

Fakultät für Physik

Prof. Dr. Ralf Bender, C4-Professor für Astronomie und Astrophysik (Umwidmung eines Lehrstuhls aus der Forstwissenschaftlichen Fakultät). Habilitation am 03.07.1991 an der Universität Heidelberg; bisher Universität Heidelberg, berufen zum 01.04.1994.

Prof. Dr. Hartmut Wiesner, C4-Professor für Didaktik der Physik (Nachfolge Prof. Dr. Karl Luchner). Habilitation am 07.07.1993 an der Universität Frankfurt/Main; bisher Universität Frankfurt/Main, berufen zum 01.03.1995.

Prof. Dr. Harald Lesch, C3-Professor für Astronomie und Astrophysik (Neubesetzung). Habilitation am 10.11.1993 an der Universität Bonn; bisher Universität Bonn, berufen zum 01.08.1995.

Prof. Dr. Jochen Feldmann, C4-Professor für Experimentalphysik (Nachfolge Prof. Dr. Rudolf Sizmann). Habilitation am 13.07.1994 an der Universität Marburg; bisher Universität Marburg, berufen zum 15.09.1995.

Prof. Dr. Dietrich Habs, C4-Professor für Physik (Nachfolge Prof. Dr. Siegfried Skorka). Habilitation am 08.02.1978 an der Universität Heidelberg; bisher Max-Planck-Institut für Kernphysik Heidelberg, berufen zum 28.09.1995.

Fakultät für Chemie und Pharmazie

Prof. Dr. Klaus Wanner, C4-Professor für Pharmazeutische Chemie (Nachfolge Prof. Dr. Friedrich Eiden). Habilitation im November 1988 an der Universität München; bisher Freie Universität Berlin, berufen zum 01.03.1994.

Prof. Dr. Peter Behrens, C3-Professor für Anorganische Chemie (Nachfolge Prof. Dr. Hansgeorg Schnöckel). Habilitation am 25.10.1994 an der Universität Konstanz; bisher Universität Konstanz, berufen zum 01.12.1994.

Fakultät für Biologie

Prof. Dr. Peter Dittrich, C3-Professor für Ökophysiologie der Pflanzen. Habilitation 1974 an der Universität München; bisher C2-Professor an der Universität München, berufen zum 01.11.1993.

Prof. Dr. Hans-Jürgen Tillich, C3-Professor für Systematische Botanik (Nachfolge Prof. Dr.

Jürke Grau). Habilitation am 20.09.1979 an der Pädagogischen Hochschule Erfurt/ Mühlhausen; bisher Pädagogische Hochschule Erfurt/Mühlhausen, berufen zum 01.02.1994.

Prof. Dr. Ulrich Smola, C3-Professor für Zoologie. Habilitation 1972 an der Universität München; bisher C2-Professor an der Universität München, berufen zum 01.04.1994.

Prof. George Boyan, Ph.D., C3-Professor für Neurobiologie (Nachfolge Prof. Dr. Gertrud Kolb). Habilitation am 04.05.1993 an der Universität Basel; bisher Universität Basel, berufen zum 01.10.1994.

Prof. Dr. Gerhard Wanner, C3-Professor für Botanik (Nachfolge Prof. Dr. Werner Rau). Habilitation am 04.12.1992 an der Universität München; bisher Universität München, berufen zum 01.02.1995.

Prof. Dr. Gerhard Haszprunar, C4-Professor für Systematische Zoologie (Neubesetzung). Habilitation am 16.03.1989 an der Universität Innsbruck; bisher Universität Innsbruck, berufen zum 01.03.1995.

Prof. Dr. Wilfried Gabriel, C4-Professor für Ökologie (Nachfolge Prof. Dr. Jürgen Jacobs). Habilitation am 08.10.1993 an der Universität Basel; bisher Max-Planck-Institut Plön, berufen zum 01.08.1995.

Fakultät für Geowissenschaften

Prof. Dr. Wolfgang Heckl, C3-Professor für Oberflächentopographie mit atomarer Auflösung (Nachfolge Prof. Dr. Rolf-Jürgen Behm). Habilitation am 23.05.1993 an der Universität München; bisher Universität München, berufen zum 01.12.1993.

Prof. Dr. Ludwig Masch, C3-Professor für Mineralogie. Habilitation am 02.06.1978 an der Universität München; bisher Universität München, berufen zum 01.08.1994.

Prof. Dr. Peter Gille, C3-Professor für Angewandte Mineralogie (Nachfolge Prof. Dr. Ladislav Bohaty). Bisher Universität München, berufen zum 01.01.1995.

Prof. Dr. Alexander Altenbach, C3-Professor für Mikropaläontologie (Nachfolge Prof. Dr. Walter Jung). Habilitation am 10.11.1993 an der Universität Kiel; bisher Universität Kiel, berufen zum 07.02.1995.

Prof. Dr. Rudolf Höll, C3-Professor für Geologie. Habilitation 1974 an der Universität München; bisher C2-Professor an der Universität München, berufen zum 01.03.1995.

Anlage 6

Bestellung zum Honorarprofessor

vom 1. Oktober 1993 bis 30. September 1995

Juristische Fakultät

Dr. Robert Schweizer, 19.04.1994,
Rechtssoziologie

Dr. Kurt Schelter, 28.04.1994,
Personalvertretungsrecht

Dietrich Kramm, Leitender Ministerialrat im
Bayerischen Staatsministerium für Wirtschaft,
Verkehr und Technologie, 01.07.1995, Recht
der Wettbewerbsbeschränkungen

Volkswirtschaftliche Fakultät

Dr. Kurt Falthäuser, 22.12.1994,
Volkswirtschaft

Philosophische Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften

Dr. Günther Erken, , 31.08.1995,
Theaterwissenschaft

Philosophische Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft II

Dipl. Kfm. Franz Joachim Klock,
Geschäftsführer und Gesellschafter des Carl
Hanser Verlages in München, 13.07.1995,
Buchwissenschaft

Fakultät für Chemie und Pharmazie

Dr. Wolf-Peter Fehlhammer, 18.08.1994,
Anorganische und Metallorganische Chemie

Dr. Friedrich Johannes Kohl, 28.09.1994,
Chemie

Fakultät für Biologie

Heinz Sielmann, 08.06.1994, Ökologie

Dr. Peter Buckel, 28.08.1995, Mikrobiologie

Fakultät für Geowissenschaften

Dr. Manfred Scholer, 15.09.1994, Geophysik

Prof. Dr. Reinhard Hesse, Professor an der
McGill University, Montreal/Kanada,
02.05.1995, Geologie

Anlage 7

Habilitationen

vom 1. Januar 1994 bis 31. Dezember 1995

Die Fakultäten der Ludwig-Maximilians-Universität haben in den Jahren 1994 und 1995 folgenden Personen die Lehrbefähigung zuerkannt:

Katholisch-Theologische Fakultät

Hauertand, Winfried 02.1994
Liturgiewissenschaft

Heim, Manfred 02.1994
Kirchengeschichte des Mittelalters
und der Neuzeit

Meuffels, Otmar 05.1994
Katholische Dogmatik

Bischof, Franz Xaver 07.1995
Kirchengeschichte des Mittelalters
und der Neuzeit

Wehr, Lothar 07.1995
Neues Testament

Evangelisch-Theologische Fakultät

Hausschildt, Eberhard 02.1994
Praktische Theologie

Dietz, Walter 07.1994
Systematische Theologie

Schwab, Ulrich 07.1994
Praktische Theologie

Schreiner, Martin 07.1995
Praktische Theologie unter besonderer
Berücksichtigung der Religionen

Juristische Fakultät

Breidenbach, Stephan 02.1994
Bürgerliches Recht, Zivilprozeßrecht,
Handelsrecht und Rechtsvergleichung

Mülbert, Peter O. 06.1994
Bürgerliches Recht, Handelsrecht,
Deutsches und Europäisches
Wirtschaftsrecht

Bremer, Michael 07.1994
Öffentliches Recht

Martiny, Dieter 01.1995
Bürgerliches Recht, Internationales
Privatrecht und Zivilverfahrensrecht
sowie Rechtsvergleichung

Grundmann, Stefan 02.1995
Bürgerliches Recht, Handels- und
Wirtschaftsrecht, Internationales
Privatrecht, Rechtsvergleichung
und Europarecht

Müllers, Thomas M.J. 07.1995
Bürgerliches Recht, Handels- und
Wirtschaftsrecht, Umweltrecht,
Europarecht und Rechtsvergleichung

Fakultät für Betriebswirtschaft

Franck, Egon 07.1994
Betriebswirtschaftslehre

Liebl, Franz 07.1994
Betriebswirtschaftslehre

Knyphausen, Dodo Freiherr 07.1994
von und zu Aufseß,
zu Innhausen und
Betriebswirtschaftslehre

<i>Forstwissenschaftliche Fakultät</i>		Tatsch, Klaus Nuklearmedizin	03.1994
Rühle, Heinz Waldwachstumkunde und Holzmeßlehre	11.1994	Villringer, Arno Neurologie	03.1994
Geburek, Thomas Forstgenetik	02.1995	Harders-Spengel, Christine Innere Medizin	06.1994
<i>Medizinische Fakultät</i>		Heuser-Gervais, Isabella Psychiatrie	06.1994
Hoff, Paul Psychiatrie	01.1994	Soyka, Michael Psychiatrie	06.1994
Kreppel, Helmut Pharmakologie und Toxikologie	01.1994	Vogelmeier, Claus Innere Medizin	06.1994
Siebeck, Matthias Chirurgie	01.1994	Bayerdörffer, Ekkehard Innere Medizin	07.1994
Dirnagl, Ulrich Experimentelle Neurologie	02.1994	Mergenthaler, Hans-Günther Innere Medizin	07.1994
Kleber, Gerhard Innere Medizin	02.1994	Bosch, Thomas Innere Medizin	08.1994
Boos, Karl-Siegfried Experimentelle Klinische Chemie	03.1994	Debus-Thiede, Gerlinde Gynäkologie und Geburtshilfe	08.1994
Debbage, Paul Laurenze Anatomie	03.1994	Jansson, Volkmar Orthopädie	08.1994
Gürtler, Lutz Hygiene und Mikrobiologie	03.1994	Markewitz, Andreas Herzchirurgie	08.1994
Hoffmann, Ellen Innere Medizin	03.1994	Mittlmeier, Thomas Chirurgie	08.1994
Lampe, Björn Frauenheilkunde und Geburtshilfe	03.1994	Reimers, Carl Detlev Neurologie	08.1994

Zimmermann, Manfred Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten insbes. Zahnärztliche Chirurgie	08.1994	Weber, Werner Anaesthesiologie	12.1994
Euler, Ekkehard Chirurgie	09.1994	Zachoval, Reinhart Innere Medizin	12.1994
Griese, Matthias Kinderheilkunde	09.1994	Demant, Thomas Klinische Chemie	01.1995
Reichl, Franz-Xaver Pharmakologie und Toxikologie	09.1994	Pforte, Almuth Innere Medizin	01.1995
Rücken, Martin Dermatologie	09.1994	Rammelsberg, Peter Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten insbes. zahnärztliche Prothetik	01.1995
Unger, Jürgen Anatomie	09.1994	von Ritter, Christoph Innere Medizin	01.1995
Beuers, Ulrich Innere Medizin	12.1994	Ritter, Michael Innere Medizin	01.1995
Kühne, Jobst-Henner Orthopädie	12.1994	Schindlbeck, Norbert Innere Medizin	01.1995
Meier, Werner Gynäkologie und Geburtshilfe	12.1994	Schleuning, Michael Innere Medizin	01.1995
Mudra, Harald Innere Medizin	12.1994	Alzheimer, Christian Physiologie	02.1995
Müller-Felber, Wolfgang Neurologie	12.1994	Evian, Peter Heinz Pädiatrie	02.1995
Schmid, Urs Dieter Neurochirurgie	12.1994	Jung, Gundram Innere Medizin	02.1995
Thaler, Christian Frauenheilkunde und Geburtshilfe	12.1994	Nicolai, Thomas Kinderheilkunde	02.1995
Waydhas, Christian Chirurgie	12.1994	Schürer, Harald Experimentelle Neurochirurgie	02.1995

Anlagen

Wiedemann, Ernst Chirurgie	02.1995	Heufelder, Armin Innere Medizin	08.1995
Goetz, Alwin Experimentelle Anaesthesiologie	03.1995	Kreimeier, Uwe Anaesthesiologie	08.1995
Kummermehr, Johann Strahlenbiologie	04.1995	Muschter, Rolf Urologie	08.1995
Mocikat, Ralph Immunologie	04.1995	Scherer, Gerhard Pharmakologie und Toxikologie	08.1995
Pfeiffer, Albrecht Innere Medizin	04.1995	Spuler, Simone Neurologie	08.1995
Wolff, Hans Dermatologie und Venerologie	04.1995	Frey, Axel Innere Medizin	09.1995
Eberle, Josef Hygiene und Medizinische Mikrobiologie	07.1995	Kriegmair, Martin Urologie	09.1995
Frank, Reiner Kinder- und Jugendpsychiatrie	07.1995	Müller-Myhsok, Bertram Humangenetik	09.1995
Hallek, Michael Innere Medizin	07.1995	Pantel, Klaus Immunologie	09.1995
Lington, Christopher Immunologie	07.1995	Rau, Horst-Günter Chirurgie	09.1995
Scheider, Andreas Augenheilkunde	07.1995	Schelling, Gustav Anaesthesiologie	09.1995
Trenkwalder, Peter Innere Medizin	07.1995	Thiery, Joachim Klinische Chemie	09.1995
Degitz, Klaus Dermatologie	08.1995	Zandig, Michael Psychiatrie	09.1995
Günthert, Ursula Immunologie	08.1995	Gräber, Manuel Neuropathologie	12.1995

Reisinger, Peter Anatomie	12.1995	Hartmann, Katrin Innere Krankheiten des Pferdes und der kleinen Haustiere sowie für gerichtliche Tiermedizin	07.1995
Strowitzki, Thomas Gynäkologie und Geburtshilfe	12.1995		
Weis, Serge Neuropathologie	12.1995	Kaspers, Bernd Physiologie	12.1995
<i>Tierärztliche Fakultät</i>		<i>Philosophische Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften</i>	
Knospe, Clemens Tieranatomie, insbesondere Anatomie des Nervensystems und der Sinnesorgane	01.1994	El-Mallah, Issam Musikethnologie	01.1994
Schmidt, Peter Allgemeine Pathologie und Neuropathologie	07.1994	Niehuss, Merith Neuere und Neueste Geschichte	01.1994
Hammerl, Josef Physiologie und Pathologie der Fortpflanzung	01.1995	Fisch, Stefan Neuere und Neueste Geschichte	07.1994
Korbel, Rüdiger Geflügelkunde und Geflügelkrank- heiten	01.1995	Kugler, Michael Musikpädagogik	07.1994
Eisgruber, Hartmut Gerhard Lebensmittelhygiene und Fleischhygiene	05.1995	Brodersen, Kai Alte Geschichte	07.1995
Erhard, Helmut Michael Physiologie	05.1995	Kramer, Ferdinand Mittlere und Neuere Geschichte	07.1995
Hirschberger, Johannes Innere Krankheiten des Pferdes und der kleinen Haustiere sowie für gerichtliche Tiermedizin	05.1995	Krauss, Marita Neuere und Neueste Geschichte	07.1995
Truyen, Uwe Virologie	05.1995	Schmale, Wolfgang Neuere und Neueste Geschichte	07.1995
		Stalla, Robert Mittlere und Neuere Kunstgeschichte	07.1995

<i>Fakultät für Philosophie, Wissenschaftstheorie und Statistik</i>		Kathmann, Norbert Psychologie	07.1995
Metschl, Ulrich Philosophie	07.1994	<i>Philosophische Fakultät für Altertumskunde und Kulturwissenschaften</i>	
Pühlmann, Sigrid Statistik	02.1995	Volk, Konrad Assyriologie	01.1994
Mormann, Thomas Philosophie, Logik und Wissenschaftstheorie	07.1995	Berger, Tilmann Slavische Philologie	02.1994
Küchenhoff, Helmut Statistik	12.1995	Kühner, Hans Sinologie	02.1994
<i>Fakultät für Psychologie und Pädagogik</i>		Lang-Tan, Goat Koli Chinesische Literatur	07.1994
Nerdinger, Friedemann Psychologie	01.1994	Neudecker, Richard Klassische Archäologie	07.1994
Dreher, Eva Psychologie	02.1994	Richter, Steffi Kultur und Ideengeschichte Japans	07.1994
Speck-Hamdam, Angelika Grundschulpädagogik und -didaktik	05.1994	Kroll, Stephan Vorderasiatische Archäologie	02.1995
Hartl, Lydia Andrea Psychologie	07.1994	Miglus, Peter Andreas Vorderasiatische Archäologie	07.1995
Seibert, Norbert Schulpädagogik	07.1994	Schulz, Regine Ägyptologie	07.1995
Stern, Elsbeth Psychologie	01.1995	Trillmich, Walter Klassische Archäologie	07.1995
Müsseler, Jochen Psychologie	06.1995	<i>Philosophische Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft I</i>	
Deubel, Heiner Experimentelle Psychologie	07.1995	Leonhardt, Jürgen Klassische Philologie	02.1994

Syed, Renate Indologie	07.1994	<i>Fakultät für Mathematik</i>	
Teuber, Bernhard Romanische Philologie	07.1994	Streicher, Thomas Informatik	07.1994
Rechenauer, Georg Klassische Philologie	06.1995	Schlüchtermann, Georg Mathematik	12.1994
<i>Philosophische Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft II</i>		Seeger, Bernhard Informatik	12.1994
Mayer, Mathias Neuere deutsche Literaturwissen- schaft	07.1994	Rein, Gerhard Mathematik	07.1995
Klotz, Peter Didaktik der deutschen Sprache und Literatur	10.1994	Priesner, Claus Geschichte der Naturwissenschaften	12.1995
Primus, Beatrice Germanistische Linguistik	01.1995	<i>Fakultät für Physik</i>	
Würth, Stefanie Nordische Philologie	06.1995	Metz, Werner Meteorologie	02.1994
Becker, Thomas Germanistische Linguistik	07.1995	Wixforth, Achim Experimentalphysik	02.1994
<i>Sozialwissenschaftliche Fakultät</i>		Braune, Kersten Experimentalphysik	07.1994
Preisendörfer, Peter Soziologie	02.1994	Buchert, Thomas Astronomie	07.1994
Berger, Peter A. Soziologie	06.1994	Butler, Keith Astronomie	07.1994
Schönherr-Mann, Hans-Martin Politische Theorie und Politische Philosophie	07.1995	Ensslin, Klaus Experimentalphysik	07.1994
		Husfeld, Dirk Astronomie	07.1994

Anlagen

Heimann, Dietrich Meteorologie	07.1994	Werner, Sabine Biochemie	07.1995
Puls, Joachim Astronomie	07.1994	<i>Fakultät für Biologie</i>	
Dengler, Roman Didaktik der Physik	12.1994	Landgraf, Rainer Neurobiologie	01.1994
Hasinger, Günther Astronomie	02.1995	Werenskiold, Anne Katrin Humangenetik	01.1994
Hemmerich, Andreas Experimentalphysik	02.1995	Küssl, Manfred Neurobiologie	02.1994
Burkert, Andreas Astronomie	06.1995	Soppa, Jürg Altfrid Mikrobiologie	07.1994
Raithel, Georg Experimentalphysik	07.1995	Klarenberg, Albert Zoologie	11.1994
Schmitt, Jürgen Astronomie	07.1995	von Haeseler, Arndt Peter Zoologie	12.1994
Wharam, David Experimentalphysik	11.1995	Schmidt, Sabine Zoologie	01.1995
Louis, Jan Theoretische Physik	12.1995	Oelmüller, Ralf Botanik	02.1995
Seifert, Udo Theoretische Physik	12.1995	Klüsgen, Ralf Bernd Botanik	05.1995
<i>Fakultät für Chemie und Pharmazie</i>		Straka, Hans Zoologie	06.1995
Weigand, Wolfgang Anorganische Chemie	09.1994	Forchhammer, Karl Mikrobiologie	07.1995
Basche, Thomas Physikalische Chemie	07.1995	Almeida, Osborne F.X. Neuroendokrinologie	09.1995

Müller, Günter
Genetik 11.1995

Torres Ruiz, Ramon A.
Genetik 11.1995

Brack-Werner, Ruth
Genetik 12.1995

Salmons, Brian
Genetik 12.1995

Fakultät für Geowissenschaften

Weber, Michael
Geophysik 06.1994

Hill, Joachim
Geographie 07.1994

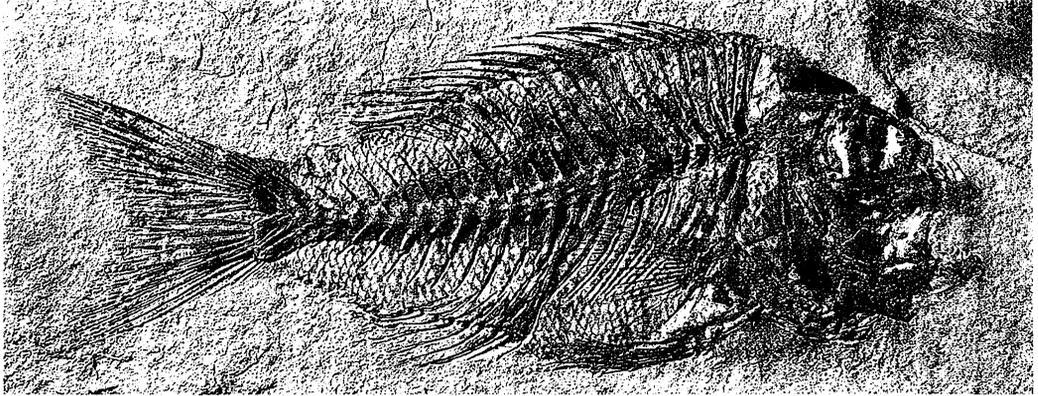
Becht, Michael
Geographie 05.1995

Bachtadse, Valerian
Geologie und Geophysik 06.1995

Heider, Franz
Geophysik 07.1995

Meyerheim, Holger
Kristallographie und Mineralogie 07.1995

Stütter, Johann
Geographie 07.1995



150 Jahre Paläontologie

Im Oktober 1993 feierte die Paläontologie in München mit einem Festakt und einer Sonderausstellung ihren 150. Geburtstag. Zu verdanken hat sie das Jubiläumsjahr einem Dekret König Ludwigs I., der am 17. Mai 1843 die Petrefacten der Akademie mit der paläontologischen Sammlung der Universität München vereinigte und damit den eigenständigen Weg der Münchner Paläontologie begründete. Dadurch entstand eine fruchtbare Verbindung einer Dokumentationsstelle mit der universitären Forschung, die sich über die 150 Jahre bewährt hat. Dennoch reichen die Wurzeln der Beschäftigung mit vorzeitlichen Lebewesen noch weiter zurück mindestens in die Mitte des 18. Jahrhunderts: Bereits im Gründungsdekret der Bayerischen Akademie der Wissenschaften wurde als Aufgabe die „Bereicherung zur Naturgeschichte“ gefordert. In den Aufbaujahren des Institutes wurden den Sammlungsbeständen Materialien nicht nur aus Bayern, sondern auch aus China, Südamerika, Nord- und Südafrika oder den USA hinzugefügt. Grundlegende Publikationen beruhten auf diesem Material und förderten den internationalen Austausch. Nach einer fast vollständigen Zerstörung in einer Bombennacht 1944 folgte eine schwere Zeit des Wiederaufbaus, in der die Be-

stände durch Expeditionen und Forschungsreisen (Pakistan, Afrika und USA) und Einkäufe wieder aufgestockt wurden.

Die Aufgabe des Institutes liegt heute wie damals in der Erfassung und Katalogisierung der biologischen und geologisch-erdgeschichtlichen Objekte. Das Belegmaterial dient als Grundlage zu wissenschaftlichen Veröffentlichungen vor allem auch von Gastforschern, Doktoranden und Habilitanden. Dazu tragen auch die Zeitschriftenreihen „Mitteilungen“ und „Zitteliana“ bei. In Anbetracht der heutigen Gefährdung unserer Umwelt hat die Erforschung der Erd- und Lebensgeschichte eine neue Aktualität bekommen. Durch die Einrichtung neuer Forschungsrichtungen, wie die Mikropaläontologie, die Paläobotanik oder die Evolutionsforschung an Säugetieren werden daher auch immer neue Facetten der wissenschaftlichen Betrachtung eröffnet.

Die Akademiesammlungen waren von 1783 bis 1944 im ehemaligen Jesuitenkloster in der Neuhauserstraße 51 untergebracht. Nach der Zerstörung wurden Sammlung und Institut zunächst behelfsmäßig auf verschiedene Gebäude in ganz München verteilt. Bald konnte jedoch alles wieder zusammengefügt werden; bereits 1945 erfolgte der Umzug in die 1902 erbaute städtische Kunstgewerbeschule in der Richard-Wagner-Straße 10.

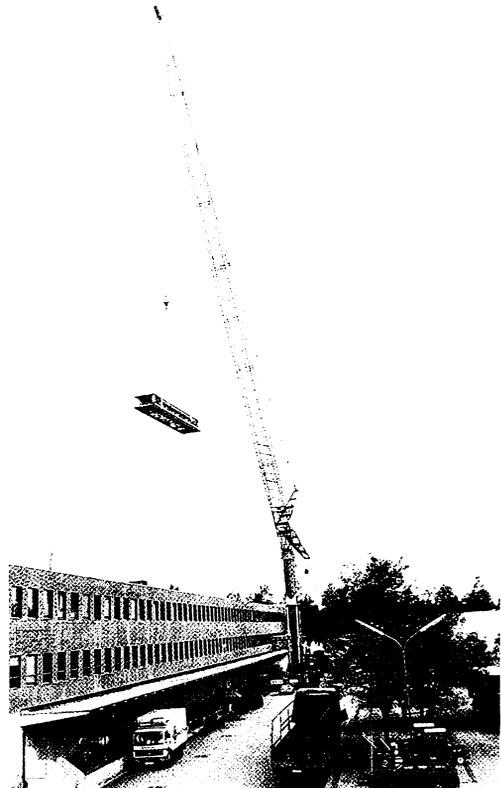
Münchener Komitee der „Freunde der Universität Tel Aviv“

Anlässlich des 10jährigen Bestehens des Partnerschaftsabkommens der Ludwig-Maximilians-Universität München und der Universität Tel Aviv wurde im November 1993 ein neues Münchener Komitee der „Freunde der Universität Tel Aviv“ gegründet. Zu diesem Anlaß war Prof. Yoram Dinstein, Präsident der Universität Tel Aviv, nach München gekommen. Sein Vortrag „Der Friedensprozeß im Nahen Osten – Chancen und Risiken“ fand außerordentlich großes Interesse.

Dem neugegründeten Komitee gehören derzeit rund 30 Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft an. Ziel des Komitees ist es, die größte Universität in Israel ideell und materiell zu unterstützen. Dazu gehört es beispielsweise, Geldmittel für dortige Forschungsprojekte, aber auch für gemeinsame mit Hochschulen in Deutschland aufzubringen, sowie, kulturelle Benefizveranstaltungen zu organisieren. Ein solches Benefizkonzert wurde am 20. Juni 1995 unter dem Titel „Zum Gedenken an die Opfer des Holocaust“ mit dem Bayerischen Staatsorchester unter Gilbert Levine durchgeführt. Der Erlös kam dem Fonds für Antisemitismusforschung an der Universität Tel Aviv zugute.

Die Initiative zur Gründung des neuen Münchener Komitees ging vom Vizepräsidenten der Universität Tel Aviv, Prof.Dr. Yehiel Ben-Zevi und vom damaligen Rektor der Ludwig-Maximilians-Universität, Prof.Dr. Wulf Steinmann gemeinsam mit der Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde, Charlotte Knobloch, aus. Den Vorsitz hat der jeweilige Rektor der Universität, Frau Knobloch ist seine Stellvertreterin. Das Komitee ist Teil des Vereins der „Freunde der Universität Tel Aviv“, dessen deutsche Zentrale in Frankfurt/Main ist.

Neue Waschstraße für Großhadern



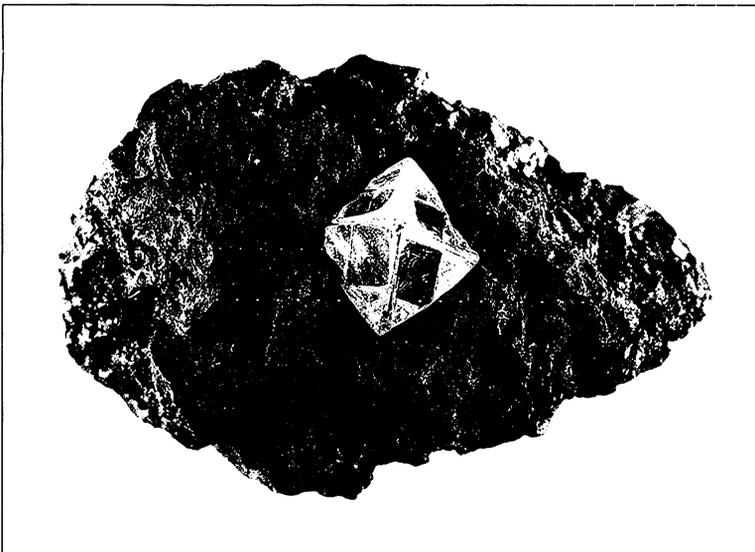
Eine neue Waschstraße für das Klinikum Großhadern: Am 13. Oktober 1993 hob ein 400-t-Kran die Teile der neuen Waschstraße über das ganze 12 m hohe Wirtschaftsgebäude des Klinikums hinweg auf ihren Platz. Mit Kosten in Höhe von rund 13,8 Millionen DM wurde die alte Anlage, die 20 Jahre in Betrieb war, ersetzt. Rund 15 t Wäsche am Tag – das entspricht 3750 t im Jahr – werden hier von den ca. 100 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gewaschen.

Ausstellungen im Museum „Reich der Kristalle“

Auch in den vergangenen Jahren gab es im Museum „Reich der Kristalle“ wieder zwei sehenswerte Ausstellungen. Am 9. November 1993 öffnete „Diamanten - Faszination, Mythos und Technik“ ihre Pforten. Darin zeigte das Münchner Diamanten-Handelshaus Caratin eine feine Auswahl hochwertiger Diamant-Juwelen, darunter sowohl exquisite moderne Goldschmiedekunst als auch reichen Brillantschmuck aus der Zeit des Art Deco. Ebenfalls zu sehen war ein breites Spektrum an außergewöhnlich geschliffenen Diamanten, die normalerweise in Tresoren und Banksafes ein unbeachtetes Dasein fristen. Highlight der Ausstellung war eine Kollektion äußerst seltener naturfarbiger Diamanten, beispielsweise in Pink, Orange und Grün; darunter auch eine Weltrarität, ein blauer Diamant von 1,66 Karat im modifizierten Drachenschliff. Weiterer Anziehungspunkt in Museum „Reich der Kristalle“ war die von Kultusminister Hans Zehetmair am 12. Dezember 1994 eröffnete Ausstellung „Bernstein - Gold des Nordens“. Aus

Barock und Renaissance stammten Bernsteinkunstwerke, wie geschnitzte Statuetten, Kästchen mit feinen Einlegearbeiten, ein geschnitztes Bernstein-Kruzifix, Pokale, Leuchter und Schalen. Die hochrangigen Leihgaben stammten aus großen Museen und Privatsammlungen. Krönung war das berühmte Bernsteinkabinett aus dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Bernsteinkunst aus dem 20. Jahrhundert dokumentierten Werke international bekannter Künstler wie Maria Lewicka-Wala und Marek Skoura aus Polen und Steven Stegall aus USA, sowie des Deutschen Jan Holschuh, darunter Schiffsmodelle aus Bernstein und das größte Bernstein-Schachspiel der Welt.

Das Museum „Reich der Kristalle“ befindet sich beim Institut für Mineralogie und Kristallographie im Institutsgebäude an der Theresienstraße und gehört zur Mineralogischen Staatssammlung, die eng mit dem Institut verbunden ist.



Der König-Ludwig-Diamant: ein außergewöhnlich gut ausgebildeter, großer Diamant-Kristall im Muttergestein, gefunden in Südafrika.

„Stieftöchter der Alma mater“

Am 10. November 1993 wurde die bemerkenswerte Ausstellung „Stieftöchter der Alma Mater“ in der dafür eigens hergerichteten Halle Nord im ersten Stock des Hauptgebäudes eröffnet. Der Anlaß, die Erinnerung an „90 Jahre Frauenstudium“, hatte die Frauenbeauftragte der Universität, Dr. Hadumod Bußmann, veranlaßt, den Spuren der Frauen in der Geschichte der Universität nachzugehen. Die Ausstellung zeigt in sieben Sequenzen eine Fülle von bisher unbekanntem Material, mit dem Biographien von Frauen nachgezeichnet werden, die in der Universitätsgeschichte bisher kaum wahrgenommen wurden. Die Ausstellung wanderte anschließend weiter durch verschiedene bayerische Universitäten. Frau Dr. Bußmann eröffnete die Ausstellung mit einer Rede zum Thema „90 Jahre Frauenstudium in Bayern – am Beispiel der Universität München“.

Dr. Bußmann:

1. November-Jubiläen

„In Deutschland geht ein geistiger Fortschritt vom Süden aus“ bemerkt die Frankfurter Zeitung, nachdem vor heute neunzig Jahren und sieben Wochen am 21. September 1903 Prinzregent Luitpold sein lapidares „Genehmigt“ unter eine ministerielle Entschließung gesetzt hatte, die Frauen die offizielle Immatrikulation als ordentliche Studierende an den Universitäten München, Erlangen und Würzburg ermöglichte.

Doch ist dies nicht das einzige Jubiläum, dessen wir in den Novembertagen dieses Jahres zu gedenken haben: ein zweifaches 75jähriges Jubiläum steht an, denn am 12. November 1918 verkündete der Rat der Volksbeauftragten das demokratische Wahlrecht - und dies endlich auch für Frauen - und bereitet damit der Beseitigung eines wesentlichen Hindernisses für Akademikerinnen den Weg, denen wegen ihrer politischen Unmündigkeit bis zur Weimarer Verfassung die Ausübung öffentlicher Berufe, insbesondere im juristischen Bereich, verwehrt geblieben war.

Und zwei Wochen später, am 29. November 1918, fand in der Medizinischen Fakultät der Universität München die erste Habilitation einer Frau in Deutschland statt. Ironischerweise wird die Anatomin Fräulein Dr. Adele Hartmann genau in dem Institut habilitiert, dessen vormaliger Leiter Prof. Theodor Bischoff in seiner berühmten Schrift von 1872 Frauen wegen des angeblich geringeren Gewichts ihres Gehirns die Eignung zum Studium (insbesondere aber zum medizinischen Studium) mit Emphase abzusprechen versucht hatte.

Und zum Schluß noch ein Sprung in die Gegenwart: am heutigen 10. November vor vier Jahren wurde die neue Grundordnung unserer Alma mater verabschiedet und das im Bayerischen Hochschulgesetz vorgeschriebene Amt der Frauenbeauftragten erstmals präzise umrissen – wahrlich, wir haben diesen Eröffnungstermin unbewußt in gutem Einvernehmen mit der Wissenschaftsgeschichte der Frauen gewählt.

2. Wie es zu dieser Ausstellung kam

Als ich mich als Frauenbeauftragte vor die politische Aufgabe gestellt sah, Konzepte und Strategien zu entwickeln, um die eklatante Ungleichheit zwischen Frauen und Männern in der akademischen Hierarchie abzubauen zu helfen, wuchs in mir als Wissenschaftlerin die Neugier, den historischen Gründen für diese zögerliche noch immer von Vorurteilen begleitete Integration von Frauen in den akademischen Lehrbetrieb nachzuspüren. Zu meiner Enttäuschung aber mußte ich sehr bald feststellen, daß der mehr als hundertjährige Kampf der Frauen um gleiche akademische Rechte in den offiziellen Universitätsgeschichten so gut wie keine Spuren hinterlassen hat. So finden in dem Jubiläumsband von 1972 zur 500-Jahrfeier der Universität München nur zwei Frauen Erwähnung, und dies entschieden nicht auf Grund ihrer wissenschaftlichen Leistungen: Sophie Scholl und – Lola Montez, deren „skandalöses Verhältnis“ zu Ludwig I. zum Rücktritt des Innenministers, zu einer folgenschweren Senatssitzung und studentischen Unruhen geführt hatte.

Die Lektüre eines Aufsatzes aus dem Jahr 1958 von Frau Professor Laetitia Boehm über die Anfänge des Frauenstudiums wurde dann zur Initialzündung: es schien verlockend und dringlich notwendig, diese frühe Basisstudie zu vertiefen und sie über die Weimarer Zeit hinaus fortzuführen bis in die Gegenwart. Sehr bald schon stand der Entschluß fest, diesen bislang unbeachteten, hindernisreichen Weg des Frauenstudiums im Rahmen einer Ausstellung und Dokumentation für die Öffentlichkeit nachzuzeichnen, fördert er doch faszinierende Einsichten in die Wechselbeziehungen zwischen Politik, Wirtschaft, Bildungskonzepten und Weiblichkeitsideologie, Wechselbeziehungen, die bis heute wirksam sind.

3. Dank

Über das Ausmaß an Schwierigkeiten, mit denen dieses Projekts zu kämpfen hatte, habe ich mich gründlich getäuscht: Kriegsverluste von Dokumenten, Personalmangel in Archiven und das Schweigen von Protokollen und Statistiken über akademische Leistungen von Frauen haben der sich ständig erweiternden Arbeitsgruppe sehr zu schaffen gemacht. Ein umso größeres Bedürfnis ist es mir, allen, die uns geholfen haben, diese Hindernisse zu überwinden, von ganzem Herzen zu danken. Allerdings ist deren Zahl so groß, daß ich Sie auf die drei Seiten im Katalog verweisen muß, auf denen die rund 150 Namen von Archiven, Bibliotheken, Zeitzeuginnen, (bzw. deren Nachfahren) zusammengetragen sind, denen wir Dank schulden. Dort auch finden Sie unsere Geldgeber aufgeführt, denn als unser Projekt an den beschränkten universitären Finanzmitteln zu scheitern drohte, haben wir rund 150 öffentliche und private Sponsorinnen und Sponsoren um finanzielle Unterstützung angegangen, die Hälfte von ihnen hat dankenswerterweise positiv reagiert (oder zumindest eine solche Reaktion in Aussicht gestellt): wir hoffen, daß mit ihrer zum Teil unerwartet großzügigen Unterstützung die Finanzierung der Ausstellung gesichert ist.

Mein erster persönlicher Dank der Historikerin Frau Dr. Marita Panzer für die Entwicklung des Grundkonzepts der Ausstellung und für ihren Einsatz, zusammen mit der einer im Laufe der zweijährigen Vorbereitungszeit auf zehn Forscherinnen angewachsenen Arbeitsgruppe, dieses Konzept ausstellungsreif zu machen. Die einzelnen Wissenschaftlerinnen dieser Arbeitsgruppe haben durch unermüdliche Recherchen in Archiven und bei Zeitzeuginnen entscheidend dazu beigetragen, die Ausstellung zu strukturieren und mit Dokumenten und Bildern aus verschiedenen Fächern und Fakultäten anschaulich zu machen. Mein ganz besonderer Dank gilt hier Frau Dr. Hiltrud Häntzschel, die es nicht ertragen konnte, daß die Ausstellungshalle Nord nicht genügend Platz zur Repräsentation der von Münchener Wissenschaftlerinnen und Schriftstellerinnen verfaßten Bücher bot: sie hat daher ziemlich kurzfristig eine „Bibliothek der Stieftöchter“ im anschließenden Gang inszeniert, die die historisch konzipierte Ausstellung auf höchst anschauliche Weise durch thematisch gegliederte Büchervitrinen ergänzt.

Ganz besonders danke ich auch unserer Ausstellungsgestalterin Frau Petra Winderoll, deren spontane Betroffenheit von unserem Material und deren kreatives Engagement an seine wirkungsvolle Umsetzung uns über manche Zweifel hinweggeholfen haben. Mit vergleichsweise einfachen Mitteln ist es ihr gelungen, unsere Papierfluten zu strukturieren und eine Bilder-geschichte von 90 Jahre Frauenstudium zu inszenieren in einer Form, die die Ungeradlinigkeit dieses noch nicht abgeschlossenen Prozesses widerspiegelt, seine Umwege und Widersprüchlichkeiten, seine Wünsche und Hoffnungen auf Zukunft. - Ich danke auch Ihrem Ehemann und Arbeitspartner Herrn Würth für seine geduldige Unterstützung, und den beiden Zwillingssöhnen, die unsertwillen in den letzten Wochen häufig auf ihre Mutter verzichten mußten.

Ich danke dem Münchener Antje Kunstmann-Verlag, insbesondere Herrn Göhler, der das Wunder vollbracht hat, den aus Spendengeldern

vorfiniten, 190seitigen, reich illustrierten Katalog in wenigen Wochen genau zu dieser Veranstaltung fertigzustellen und nehme dies zum Anlaß, Ihnen, sehr verehrte Frau Hammbrücher und Ihnen, Magnifizenz, die beiden ersten Exemplare dieser Dokumentation zu überreichen.

Gemeinhin steht hinter dem Projekt einer solchen Ausstellung eine professionelle Institution, die über entsprechende Räume, Ausstellungserfahrung, die nötigen Finanzen und einen Stab von erfahrenen Fachkräften verfügt. Nichts davon in unserem Umfeld: Umso mehr ist es mir ein persönliches Bedürfnis, mit besonderem Nachdruck den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Chef- und Vorzimmern der Verwaltung unserer Universität zu danken, die diese zusätzlichen Aufgaben übernommen haben: von der Amtskasse über den Planungsstab, der Hausinspektion, den Werkstätten, dem Bauamt, bis hinauf zum Kanzler Dr. Rust: wir haben Ihrer alle Hilfsbereitschaft und Ihr Engagement nie für selbstverständlich genommen und freuen uns ganz besonders, daß relativ viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus der Verwaltung unserer Einladung zu dieser Eröffnungsfeier gefolgt sind.

Tragende Säule des ganzen Projekts aber war und ist das Büro der Frauenbeauftragten, deren Mitarbeiterinnen sich weder vom zeitweiligen Papier-Chaos auf schmalen Raum oder noch von überbordenden Emotionen gestreifter Mitarbeiterinnen aus der Fassung bringen ließen. In bewundernswerter Solidarität und Selbständigkeit, und ohne dabei die alltäglichen Dienstgeschäfte zu vernachlässigen, haben sie es/haben wir zusammen geschafft, daß diese Ausstellung heute wirklich eröffnet werden kann. Allen Mitarbeiterinnen, Ihrem privaten Umfeld (allen voran ihren Partnern und Kindern), die in den vergangenen Wochen manches persönliche Opfer bringen mußten, gilt mein Dank, der sich in diesem Fall nur sehr unzureichend in Worte fassen läßt.

Zum Schluß danke ich der Universitätsleitung und beglückwünsche Sie gleichzeitig dazu, daß

sie sich und uns anläßlich dieses Ausstellungsprojekts einen lang gehegten Wunsch erfüllt hat: eine eigene ständige Ausstellungshalle mit entsprechender Technik zu besitzen. Und sicherlich ist es das erste Mal, daß eine solche neue Einrichtung durch die Initiative von Frauen entstanden ist und - vor allem - für ihre Zwecke zum ersten Male genutzt werden darf. Allen, die daran mitgewirkt haben, sei Dank!

4. *Der „gemeingefährliche Unfug“ oder: was man aus der Geschichte lernen kann*

Der Gang durch die Geschichte des Frauenstudiums zeigt, daß zu allen Zeiten sowohl hindernde als auch fördernde Maßnahmen begründet werden mit einem gleichbleibenden Repertoire von (1) biologistischen Schein-Fakten (Die Frau ist von Natur aus zum Studieren ungeeignet), (2) wirtschaftlichen Rücksichten (Frau nimmt Familienernährer Platz weg) oder (3) politischen Argumenten (weil Frau kein politisches Mandat hat, kein Wahlrecht hat, ist sie z.B. bis in die zwanziger Jahre nicht für juristische Berufe befähigt). Bis heute hat keine Epoche versäumt, ihre wechselnden geschlechtsspezifischen Bildungsziele durch eine komplementär abgestimmte Weiblichkeitsideologie abzusichern. In der ironischen Perspektive einer Frauenzeitschrift der Jahrhundertwende liest sich das so:

„[Die Ablehnung der deutschen Frauen vom akademischen Studium] bedeutet keine Zurücksetzung, kein Verwehren von Rechten, sondern einen Schutz und eine Fürsorge. Der Gifthauch wissenschaftlicher Bildung zerfrißt den Zauber unbewußter, holder Weiblichkeit ... Ist es nicht genug, daß die Männer unter diesem Fluche des Wissens leiden? Wenigstens die unberührte, die lilienhafte Frau soll vor ihm bewahrt werden.“

Dieses Bild spiegelt zutreffend die Überzeugung der überwiegenden Mehrheit der damaligen Abgeordneten und Professoren. Ihre ablehnende Haltung versteckten sie hinter scheinbaren Sachargumenten wie Furcht vor Störungen des Unter-

richts durch sexuelle Ablenkung, unzulängliche Vorbildung, (sic!), knappe Mittel, Raumnot, keine Berufsperspektive, vor allem aber die Gefahr von allzu starkem Zudrang von Ausländerinnen. Doch selbst konservative Landtagsabgeordnete mußten allmählich einsehen, daß die Folgen der Industrialisierung und die zunehmend ungünstigeren Heiratschancen ihrer Töchter deren Existenzsicherung durch eine akademische Berufsausbildung immer dringender erforderlich machten. Die Zögerlichen unter ihnen konnten sich dabei wenigstens mit dem Gedanken trösten, daß

„...der ureigenste verantwortungsvolle und schwere Beruf der Frau, die Erziehung der kommenden Generation, [...] eine bessere geistige Schulung als im höchsten Grade wünschenswerth erscheinen läßt.“ (Dr.med. Kaiser in: Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1891, Nr.49.)

Wie halbherzig dann das Zugeständnis aus dem Jahre 1903 war, Frauen endlich regulär zur Immatrikulation zuzulassen, zeigte sich am deutlichsten darin, daß es z.B. in München bis 1912 keine offizielle Möglichkeit für Frauen gab, das Abitur als Voraussetzung zur Immatrikulation an einem Mädchenrealgymnasium zu absolvieren. Für die erste Generation der regulär eingeschriebenen Studentinnen, wie schon für alle Vorkämpferinnen des Frauenstudiums, bedeutete dies, daß sie entweder ein ausländisches Abgangszeugnis vorweisen oder sich, nach privater Vorbereitung, einem externen Abitur an einem Knabengymnasium stellen mußten. In fast allen Biographien wird diese Hürde deutlich, wobei Töchter von Beamten, Fabrikanten, Lehrern und Gutsbesitzern häufig vom Unterricht älterer Brüder profitierten.

Die nächsten Hürden richteten Staat, Kirche und die berufsständigen Organisationen auf, indem sie mit diskriminierenden Argumenten Frauen den Zugang zu administrativen, medizinischen und kirchlichen Berufen im Staatsdienst verwehrten bzw. erschwerten - nicht zuletzt aus Angst, Frauen könnten dann auch das Wahlrecht einfordern. Die Widersprüchlichkeit ihrer abwehrenden Argumente blieb den Gegnern



Das Plakat zur Ausstellung

selbst weitgehend unbemerkt: denn einerseits war unverhohlen ausgedrückte Furcht vor dem Einbruch weiblicher Konkurrenz in bislang ausschließlich von Männern dominierten akademischen Positionen im Spiel, andererseits aber wurde mit drastischen Bildern der geistige Niedergang des jeweiligen Berufsstandes heraufbeschworen, wenn Frauen dort Zugang fänden:

„die gesetzliche Zulassung der Frauen zu den höheren, gelehrten männlichen Berufsformen ist als eine directe Gefahr für Staat und Gesellschaft zu bezeichnen“

Am hartnäckigsten verteidigten die Juristen die männliche Exklusivität ihres Berufsstandes, wobei sie sowohl die politische Unmündigkeit der Frau vorschoben (ohne Stimm- und Wahlrecht keine Zulassung zur Anwältin vor Gericht) als auch mehr oder minder unverhohlen die aufgrund biologischer Voraussetzungen zu normativen Denkprozessen (angeblich) wenig geeignete, ebenso zarte wie emotionale weibliche Natur anführten.

Durch den Kriegseinsatz der Männer während des Ersten Weltkriegs erhöhte sich zunächst der Frauenanteil unter den Studierenden, zugleich aber wuchsen auch Ressentiment und Abwehr, was unverblümt zur Sprache kam (Katalog S. 47):

In Heuschreckenschwärmen fallen die weiblichen „Berechtigten“ über die deutschen Universitäten her, seitdem die männlichen Berechtigten in vielen Tausenden sich aufgemacht haben, dem Vaterlande Gut und Leben zu weihen [...] Während sich die Elite der deutschen Männer-schaft vor dem Feind verblutet, besetzen daheim die Weibchen die Kollegienbänke, um die gelehrten Berufsarten zu feminisieren.“

Daß diese Befürchtungen der „Süddeutschen konservativen Correspondenz“ (1916) sich nicht erfüllten, dafür sorgten drastische Verordnungen in den von Arbeitslosigkeit und Inflation geprägten Nachkriegsjahren: obgleich seit der Weimarer Verfassung grundsätzlich gleichberechtigt, wurden Frauen seit 1919 hinterrücks einer neuen Variante der „Zölibatsklausel“ unterworfen. Unter dem Vorwand sozialer Notwendigkeiten konnten damit Frauen, die „nicht auf den Erwerb angewiesen sind“, jederzeit vom Arbeitsmarkt verdrängt werden, d.h. sie mußten ihre Arbeitsplätze zugunsten männlicher Bewerber räumen. Wie häufig in Zeiten ökonomischer Krisen oder politischer Umbrüche wurde auch jetzt das weibliche Bildungsstreben der Auffassung vom Mann als „Ernährer der Familie“ nachgeordnet; je nach Kontext fand sich die studierende Frau im Spiegel der zeitgenössischen Karikatur abqualifiziert als „kokette Modestudentin“, „verklemmter Blaustrumpf“ oder „Intelligenzbestie mit flachen Absätzen“.

Den nachhaltigsten Rückschlag aber erfuhr das Frauenstudium durch die antifeministische nationalsozialistische Weiblichkeitsideologie, die die Frau als Gattin und Mutter reduzierte auf ihre angeblich urweiblichen Funktionen, nämlich dem Führer und Vaterland Söhne (d.h. Soldaten) zu gebären zur Erhaltung der Volksgemeinschaft. Dieser Kampf gegen die Berufs-

tätigkeit von Frauen wurde willfährig von allen Berufsverbänden einhellig unterstützt als willkommene Maßnahme gegen die Arbeitslosigkeit; ein frauenspezifischer Numerus clausus tat ein Übriges, um die Zahl der Studentinnen von 1921 bis Mitte der dreißiger Jahre um mehr als Zweidrittel zu reduzieren. Rascher aber und unverhohlener denn je zuvor erfolgte seit 1936 im Zuge der Kriegsvorbereitungen eine totale Kehrtwende: wieder (wie 1914/1918) waren es wirtschaftliche und politische Interessen, die es nunmehr notwendig machten, die antifeministische Mutter-, Heim- und Herd-Ideologie zu widerrufen und in zunehmendem Maße Frauen als „wertvolle“ Kräfte in den durch Rüstungsvorbereitungen unzureichend besetzten Arbeitsmarkt einzuwerben. Der VÖLKISCHE BEOBACHTER vom 8.8.1944 schreibt:

„Jede deutsche Studentin setzt sich im Rahmen des Kriegseinsatzes der deutschen Studentenschaft ein, leistet somit wertvolle Arbeit für die Rüstung, hilft im Rahmen der Volksgesundheit und steht ihren „Mann“, wo es auch immer sein mag. [...] Sie ist heute ein wertvolles Glied der Alma mater“.

Nirgends wie an diesem ebenso unerwarteten wie plötzlichen Umschlag im Dritten Reich kommt so deutlich zu Tage, daß Frauen vornehmlich in Krisenzeiten (insbesondere im Zusammenhang mit kriegsbedingten Engpässen auf dem Arbeitsmarkt), die Chance geboten wird, als akademische Reserve spontan und flexibel zu reagieren und zu zeigen, was sie eigentlich können. In Phasen aber von Arbeitslosigkeit und ökonomischen Krisen wird das weibliche Bildungsstreben sofort wieder der Auffassung vom Mann als Ernährer der Familie systematisch nachgeordnet - die Parallelen zur aktuellen Situation von Akademikerinnen, insbesondere in den neuen Bundesländern liegt auf der Hand.

5. Bis hierher - und wie weiter?

Über vierzig Jahre hat es gedauert, bis weibliche Studierende zu gleichberechtigten Töchtern der Alma mater wurden: seit einigen Jahre liegt ihr

Anteil in München bei 52%. Dieser größeren Hälfte an der Basis stehen die 3% Lehrstuhl-inhaberinnen gegenüber, deren Anteil sich nur sehr unmerklich verbessert. Daher möchte ich zum Schluß sehr knapp (wenngleich dadurch umso anfechtbarer) meine Erfahrungen als Frauenbeauftragte in einem dreifachen Appell zusammenfassen und damit aufzeigen, welche Umdenkungsprozesse notwendig sind, um allmählich auf der Ebene der Wissenschaftlerinnen aus „Stieftöchtern“ den erfolgreichen Söhnen gleichgestellte „Töchter“ der Alma mater zu machen:

1. Appell: An die Männer und Söhne der Alma mater gerichtet:

Alle politischen Bestrebungen, durch staatlich verordnete Frauenförderung Chancengleichheit herzustellen, sind zum Scheitern verurteilt, wenn nicht ein gesamtgesellschaftliches Umdenken einsetzt, – ein Umdenken bezüglich der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung in Alltag und Beruf. Solange die primäre Zuständigkeit der Frauen für Haushalt und Kindererziehung nicht durch ein partnerschaftliches Modell ersetzt wird, in dem Männer Verzicht leisten auf private Zuarbeit von Frauen und sich gleichermaßen zuständig fühlen für die physische und psychische Versorgung ihrer Familie, sind Frauen tendenziell immer benachteiligt und überfordert, wenn sie wissenschaftliche mit privaten Anforderungen in Einklang bringen wollen. Ohne solche Umverteilung der Alltagslasten bedeutet eine gesetzlich geregelte Gleichstellung im Grunde einen Affront gegen Frauen, da sie sich als Wissenschaftlerinnen trotz in der Regel „ungleicher“ Voraussetzungen mit „gleichen“ (männlichen) Maßstäben messen lassen müssen. Leider steht die Bayerische Verfassung solchem Ansinnen strikt entgegen, denn dort heißt es in § 133 in der heute gültigen Form:

„Die Schüler sind im Geiste der Demokratie, in der Liebe zur bayerischen Heimat und zum deutschen Volk und im Sinne der Völkerversöhnung zu erziehen. – Die Mädchen sind außerdem in der Säuglingspflege, Kindererziehung und Hauswirtschaft besonders zu unterweisen“.

2. Appell: An die Töchter/Stieftöchter der Alma mater gerichtet

Männer müssen lernen, machtpolitische Privilegien abzubauen und materielle Ressourcen gerechter zu teilen. An uns Frauen aber liegt es, ob wir weiterhin als Komplizinnen an der ungleichen Chancenverteilung mitwirken oder ob wir uns – selbstbewußt, verantwortlich, zielorientiert und solidarisch – für eine gerechtere Verteilung von Lasten und Einfluß im Privaten und Öffentlichen einsetzen. Auch die uns Frauen nachgesagten positiven Qualitäten wie Anpassung, soziales Engagement, Fürsorglichkeit, Opferbereitschaft und Geduld sind noch größere Tugenden im privaten und akademischen Umfeld, wenn sie nicht nur geschlechtsspezifisch zugeschrieben und geübt werden. Die akademischen Institutionen könnten ihren Gewinn daran haben. Also: (um Hedwig Dohm zu variieren) „Mehr Mut, uns Frauen!“

3. Appell: An die Institution Alma mater gerichtet

Die Universität möge sich die Überzeugung zu eigen machen, daß die Welt unvollständiger, ärmer, gefährdeter bleibt, wenn sie die Erfahrungen, Intuitionen und Zielsetzungen von Frauen in der Wissenschaft nicht ernst nimmt. Mit verstärkter Partizipation von Frauen am wissenschaftlichen Prozess verbindet sich – zumindest für viele von uns – nicht zuletzt auch die Hoffnung, daß Inhalte, Bewertungskriterien und Umgangsformen im akademischen Bereich sich ändern mögen, ein Wunsch, den glücklicherweise immer mehr männliche Kollegen der jüngeren Generation mit uns zu teilen scheinen. – Die deutsche Universität macht es sich zu leicht, wenn sie sich in ihrer angeblichen Ohnmacht immer wieder auf die gesamtgesellschaftliche Situation beruft und letztlich diese für die Chancengleichheit in ihrer eigenen Struktur verantwortlich macht. Gerade die Universitäten müßten Aufklärung leisten, gesellschaftliches Vorbild sein und durch kritische Revision tradierter Vorurteile und durch flankierende sozialpolitische Maßnahmen sich ihres weiblichen Potentials für alle Zukunft sichern.

Allerdings duldet solch Umdenken und Handeln keinen Aufschub; denn dem an der Geschichte des Frauenstudiums gereiften Blick kann nicht entgehen, daß in West und Ost (und dort bereits mit deutlichen Verlustgeschäften auf Seiten der Frauen) eine neue Weiblichkeitsideologie aufdämmert, die es zweifelhaft erscheinen läßt, ob in zehn Jahren - zum hundertjährigen Jubiläum des Frauenstudiums - unsere Titelfrage „Stieftöchter der Alma mater?“ mit einem einigermaßen glaubhaften NEIN beantwortet werden kann.

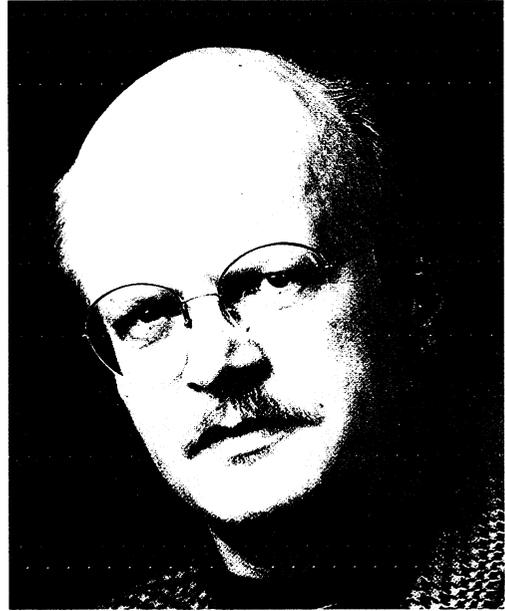
Wenn ich jetzt Frau Dr. Hildegard Hamm-Brücher zum Wort bitte, so freue ich mich, Ihnen damit zugleich eine der ältesten Zeitzeuginnen des Münchener Frauenstudiums vorstellen zu können. Sie hat in schwierigen Kriegzeiten ihr Chemie-Studium absolviert und als eine der engagiertesten Kulturpolitikerinnen unserer Zeit sich der konstruktiven Auseinandersetzung mit der Institution der Universität in allen Phasen ihrer öffentlichen Karriere immer gestellt. Daß sie es jetzt auf sich nimmt, in einem mehr als zwielfichtigen politischen Verfahren zumindest ein Hoffnungszeichen zu setzen, erfüllt alle gleichgestimmten Frauen und Männer mit Bewunderung. Und – dies persönliche Urteil sei mir gestattet - hätte die Basis anstelle des Parteienproporz über die höchste Repräsentanz des Staates selbst zu entscheiden, es würde vermutlich für Sie nicht beim „Ein-Zeichen-Setzen“ bleiben müssen.

Literatur:

Laetitia Boehm: Von den Anfängen des akademischen Frauenstudiums in Deutschland. Zugleich ein Kapitel aus der Geschichte der Ludwig-Maximilians- Universität München. In: Historisches Jahrbuch 1958, S. 298-327.

Stieftöchter der Alma mater? 90 Jahre Frauenstudium in Bayern – am Beispiel der Universität München. Katalog zur Ausstellung. Hg. von Hadumod Bußmann. Antje Kunstmann Verlag München 1993.

Geschwister-Scholl-Preis 1993



Den Geschwister-Scholl-Preis 1993 erhielt am 24. November 1993 der Göttinger Soziologe Wolfgang Sofsky in der Großen Aula der Universität.

Eröffnung der Bibliothek für Wirtschaftswissenschaften

Die neue Bibliothek für Wirtschaftswissenschaften wurde am 23.11. 1993 eröffnet. Die Literaturversorgung von rund 6.000 Studierenden ist durch diese Zusammenlegung der beiden Hausbibliotheken der Fakultät für Betriebswirtschaftslehre und der Volkswirtschaftlichen Fakultät erheblich verbessert worden. Der entsprechende Platz wurde durch die Verlegung von Büros und die Umwandlung eines Hörsaals im ersten Stock des Altbaus Ludwigstraße 28 geschaffen. Die Renovierung wurde durch das Universitätsbauamt, unterstützt durch die Zentralwerkstätte der Universität, durchgeführt. Die dabei freigelegten Fresken von Robert von Langer, Maler und Galeriedirektor in München zu Zeiten König Ludwigs I., werden noch restauriert.

Die Begrüßung bei der Eröffnungsfeier wurde von den Dekanen der Volkswirtschaftlichen Fakultät und der Fakultät für Betriebswirtschaftslehre, Prof. Dr. Klaus Zimmermann und Prof. Dr. Elmar Helten, gesprochen. Grußworte von Rektor Prof. Dr. Wulf Steinmann, Ministerialdirigent Dietrich Bächler aus dem Bayer. Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst, der Vertreterin der Fachschaften, Eva Staufenbiel und dem Leitenden Bibliotheksdirektor Dr. Fritz Junginger folgten. Frau Prof. Dr. Utta Gruber von der Volkswirtschaftlichen Fakultät hielt eine Ansprache zum Thema „Der Weg zur Bibliothek der Wirtschaftswissenschaften“. Im Folgenden sind die Grußworte von Ministerialdirigent Bächler und Bibliotheksdirektor Junginger dokumentiert.

Dr. F. Junginger:

Die Eröffnung der Bibliothek Wirtschaftswissenschaften ist für Leser und Bibliothekare ein Ereignis, das Freude und Dankbarkeit auslöst. Da sind einmal und vor allem die wichtigen neuen Bücher:

Heute stehen 20.000 Bände im Präsenzbestand des Lesesaals, in naher Zukunft werden es über 30.000 Bände sein. Sie sind übersichtlich nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet und durch Kataloge auf dem neuesten technischen Stand erschlossen.

Da sind zum anderen 300 neu eingerichtete Leseplätze, die wochentags von 8 - 21 Uhr und auch an Samstagen zugänglich sind.

In einer Zeit des Sparzwangs hat die Universität Räume zur Verfügung gestellt für die Unterbringung der Bibliothek und Mittel für Baumaßnahmen, Einrichtung, EDV-Ausstattung und für Bücher. Sie hat damit einen wesentlichen Beitrag geleistet zur Literaturversorgung der Studenten und zur Verkürzung der Studienzeiten.

Da die Förderung der Bibliothek in Konkurrenz stand mit anderen Vorhaben, sind wir Ihnen, Magnifizenz, und Ihnen, sehr geehrter Herr Kanzler, aber auch den Mitgliedern des Haushaltsausschusses zu großem Dank verpflichtet, weil sie der Bibliothek Wirtschaftswissenschaften einen so hohen Stellenwert eingeräumt haben. Ausdrücklich nennen möchte ich Herrn Dr. Schubö, der sich als Mitglied des Haushaltsausschusses besonders mit der EDV-Anlage befaßt und uns wertvolle Hinweise gegeben hat. So aner kennenswert die Leistungen der Universität sind, sie hätten nicht ausgereicht, wenn nicht die Gesellschaft der Freunde und Förderer der Universität München namhafte Beträge für die EDV-Anlage und die Buchbeschaffung beigesteuert hätte. Ich danke dem Vorsitzenden der Universitätsgesellschaft, Herrn Dr. Schneidawind, dafür sehr herzlich und wünsche, daß recht viele der Studenten, die heute Nutznießer sind, später der Gesellschaft beitreten und großzügig spenden werden.

Gestatten Sie mir nun, meine Damen und Herren, die Rahmenbedingungen aufzuzeigen, denen sich die neue Bibliothek gegenüber sieht:

Da sind zunächst die Mittel für den Kauf von wissenschaftlichem Schrifttum. Die Bibliothek Wirtschaftswissenschaften wird ihr Startkapital sehr schnell verbraucht haben und dann in der gleichen Lage sein wie die übrigen Bibliotheken der Universität. Deren Erwerbungsmitel stagnieren seit mehreren Jahren und wurden 1993 erstmals sogar um 5% gekürzt, und das angesichts von Bücherpreisen, die sich in den letzten 4 Jahren jährlich um 6% erhöht haben. Noch weit schneller sind die Preise für wissenschaftliche Zeitschriften gestiegen, nämlich jährlich um 11%, in bestimmten Bereichen wie Naturwissenschaften und Ingenieurwissenschaften sogar um 25%.

Von den Sparmaßnahmen besonders hart betroffen ist die Zentralbibliothek, deren Erwerbungsmitel schon seit den 60er Jahren und bis heute mit weitem Abstand die niedrigsten aller deutschen Universitätsbibliotheken sind. Wie sehr wir jede Mark umdrehen müssen, sehen Sie z.B. an der Einladung zu dieser Feier. Wir haben sie mit PC geschrieben und auf das neue Briefpapier der Universität gedruckt, das zur Zeit noch kostenlos zur Verfügung gestellt wird. So haben wir es geschafft, das neue Erkennungszeichen der Universität in Originalgrün auf die Vorderseite zu bringen und ich hoffe, Magnifizenz, daß Sie diesen Einfall mit Wohlwollen betrachten werden, trägt er doch bei zur Verbreitung des neuen Universitätssymbols.

Aber nun zurück zur Etatsituation der Bibliotheken. Angesichts der Einschränkungen sind strikte Erwerbungsabsprachen notwendig und eine noch engere Kooperation zwischen Zentralbibliothek und Teilbibliotheken sowie zwischen den Teilbibliotheken untereinander. Diesem Gebot folgt die Bibliothek Wirtschaftswissenschaften. Ihr Aufbau wurde in vorbildlicher Weise gefördert durch die Bibliotheksbeauftragten, und zwar für die Betriebswirtschaft durch Herrn Prof. Küpper, der ständig die Bibliothekskommission geleitet hat, und für die Volkswirtschaft durch Frau

Professor Gruber, Herrn Prof. von Böventer und, seit seiner Berufung nach München, durch Herrn Prof. Schlicht. Es gibt keinen Zweifel, daß die Erwerbungsmitel jetzt effizienter eingesetzt werden. Werke von grundsätzlicher Bedeutung, besonders teure umfassende Nachschlagewerke, aber auch Monographien aus Grenzgebieten, vor allem aber eine Reihe von früher doppelt gehaltenen Zeitschriften werden jetzt nur einmal gekauft.

Sicher fällt es manchem Lehrstuhlinhaber nicht leicht, seine Teilbibliothek in eine größere Einheit einzubringen, besonders dann, wenn er sich intensiv mit deren Ausbau beschäftigt hat. Zu bewundern ist da Frau Professor Gruber, die viele Jahre die Bibliothek der volkswirtschaftlichen Fakultät betreut und auch als Dekanin entscheidend gefördert hat, und die dennoch aktiv an der Zusammenführung der beiden Fakultätsbibliotheken mitgewirkt hat. Ich möchte Frau Prof. Gruber ganz besonders dafür danken, daß sie die neue Bibliothek so tatkräftig gefördert hat und daß sie bereit ist, uns heute von ihren Erfahrungen zu berichten.

Ungewohnt für manchen Studenten ist sicherlich der Präsenzcharakter der neuen Bibliothek. Frau Staufenbiel hat sich damit schon kritisch auseinandergesetzt. Man darf aber nicht übersehen, daß die Präsenzbenutzung entscheidende Vorteile bietet:

Sie gestattet der größtmöglichen Zahl von Studenten den schnellsten denkbaren Zugang zur Fachliteratur.

Der Leser sieht sofort, ob das von ihm ausgewählte Werk seine Themenstellung behandelt und kann gegebenenfalls auf andere Werke ausweichen, die in der unmittelbaren Nachbarschaft aufstellt sind.

Die Ausleihfunktion wird von der Universitätsbibliothek wahrgenommen, die über einen guten Bestand an wirtschaftswissenschaftlicher Literatur verfügt und mit der automatischen Ausleih-



Besichtigung der Fresken während der Renovierung

verbuchung auch die technischen Möglichkeiten hat, die Ausleihe rationell durchzuführen. Das ist ein Beispiel für die Arbeitsteilung, von der ich zuvor gesprochen habe.

Die Vorteile intensiver Zusammenarbeit zeigen sich aber auch sonst auf Schritt und Tritt. So ist die neue Bibliothek über den Rechner der Zentralbibliothek angeschlossen an den Bibliotheksverbund Bayern, der mit 8 Millionen Buch- und Zeitschriftentitelaufnahmen für 13 Millionen Exemplare der größte und leistungsfähigste Bibliotheksverbund in Deutschland ist. Von den im Lesesaal aufgestellten Werken konnten über 90% aus der Verbundzentrale abgerufen werden, d.h. es wurde sowohl die Titelaufnahme geliefert, als auch die Notation = Signatur für die sachliche Aufstellung zusammen mit den Schlagwörtern für die sachliche Recherche. Hätte man den gleichen hohen Erschließungsgrad in autonomer Einzelleistung erreichen wollen, dann wäre der Bedarf an qualifizierter Facharbeit um ein Vielfaches höher gewesen.

Zu den Rahmenbedingungen, die bestimmend sind für diese neue Bibliothek, gehören deshalb die Datenverarbeitungsanlage, die sich als Teil eines vernetzten und im Grunde weltweit offenen Informationssystems versteht, und es gehören dazu die elektronischen Medien.

Die Studenten der Wirtschaftswissenschaften haben jetzt über 15 Arbeitsplatzrechner Zugang zum Online-Benutzerkatalog der eigenen Bibliothek, zum Online-Katalog der gesamten Universität (UBM-OPAC) sowie zur zentralen Datenbank des Bayerischen Bibliotheksverbundes. Der Bestand an Monographien ist so optimal recherchierbar nach Personen, Stichwörtern und Schlagwörtern. Für die ebenso wichtige Suche nach Zeitschriftenaufsätzen sind CD-ROM-Datenbanken und -Bibliographien über einen CD-ROM-Server in das lokale Netz integriert.

Die Planung und Verwirklichung einer neuen Bibliothek ist eine reizvolle und manchmal auch mühsame Aufgabe, die mit Ausdauer und Zä-

higkeit erledigt sein will. Maßgeblich an der Planung beteiligt ist mein Vorgänger, Herr Dr. Leskien. Von Amts wegen, aber weit über seine Amtspflichten hinaus hat sich Herr Dr. Heischmann für Organisation und Einrichtung eingesetzt, zusammen mit Frau Dr. Blum-Klima, Herrn Schwarzenau und den übrigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.

Natürlich waren wir in allem, was wir unternommen haben, ganz abhängig vom Fortschritt der Baumaßnahmen, die von Frau Peinkofer trotz mancher Widrigkeiten und Personalengpässe termingerecht durchgeführt wurden. Auch die Hauswerkstatt hat uns mit Schreibern, Elektrikern und Malern nach Kräften geholfen.

Meine Damen und Herren, Sie haben eingangs das Adagio aus der Sonata I von Johann Sebastian Bach gehört und sich überzeugen können von der Kunstfertigkeit unseres jungen Musikers. Seinen Namen finden Sie nicht im Programm, er möchte nicht genannt werden und wir müssen das respektieren. Ich glaube, ich darf auch in Ihrem Namen sprechen, wenn ich mich bei ihm bedanke für seine meisterhafte Darbietung. Nach dem Präludium, das wir zum Ausklang hören werden und auf das wir schon gespannt sind, möchte ich Sie zu einem kleinen Imbiß einladen. Die Getränke dazu hat Herr Professor Rodenstock gestiftet. Ihm haben wir es zu verdanken, daß wir nicht auf dem Trockenen sitzen. Die feste Nahrung wurde aus eigenen Mitteln bestritten und mundgerecht zubereitet von Frau Hauser, Frau Kerschensteiner, Frau Küpper und von meiner Frau. Wir haben hier ein weiteres Beispiel für die gute Zusammenarbeit zwischen Zentralbibliothek und Teilbibliothek, die wir auch in Zukunft intensiv pflegen wollen. Damit möchte ich das Rednerpult Frau Prof. Gruber überlassen, die uns über die Entwicklung der Bibliothek Wirtschaftswissenschaften einiges berichten wird.

D. Bächler:

Als ich vor über 2 Jahren zusammen mit Herrn Dr. Zimmermann die Betriebswirtschaftliche Fakultät besuchte, war die Bibliothek nur durch einen Schalter repräsentiert, an dem man sein Glück versuchen konnte, ein Buch auszuleihen. Vertraut mit den modernen, oft großzügigen Bibliotheksverhältnissen an den neuen Universitäten, brauchte man mich nicht zu überzeugen, daß es höchste Zeit war, hier Abhilfe zu schaffen. Das Konzept der Fakultäten, Institutsräume in ein anzumietendes Gebäude in der Schackstraße zu verlegen und dadurch freiwerdende Flächen für eine Präsenzbibliothek zu nutzen, war überzeugend und ich habe es gerne unterstützt. Was mich besonders freut, ist die Tatsache, daß die erforderlichen Umbauten nach dem Umzug in die Schackstraße außerordentlich rasch vorangegangen sind. Sie wurden vor allem aus Bauunterhaltungsmitteln und durch Eigenleistungen der Universität geschaffen. Der Ruf vom Schnecken tempo universitärer Bauvorhaben konnte damit erfolgreich geschädigt werden. Ich gratuliere der Universität hierzu besonders herzlich.

Die Studenten der beiden Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten haben nun endlich eine Freihand-Präsenzbibliothek, die ihnen den eigenen Zugriff zur benötigten Fachliteratur erlaubt. Dem Trend der Zeit folgend müßte ich sagen: Schneller am Buch, schneller am Studienziel. Aber vielleicht darf ich doch altmodisch hinzufügen: Möge der freie Gang durch die Buchreihen auch zu Lektüre verlocken, die weder vorgeschrieben, noch empfohlen, noch Prüfungsgegenstand ist, ganz einfach aus der Neugier, mehr und tieferes zu wissen.

An andere Fakultäten der Universität München gewandt, die noch immer nicht über Institutsbibliotheken hinausgekommen sind, erlaube ich mir, den Modellcharakter dieser Fakultätenbibliothek zu betonen und die Nachahmung zu empfehlen. Es geht, wie man sieht, selbst bei schwierigen räumlichen Verhältnissen, wenn Energie und guter Wille am Werk sind.

Das Kultusministerium wird die Universitätsbibliotheken nicht im Stich lassen, auch wenn der Finanzierungsspielraum sehr eng geworden ist. So wurden Ausgaberechte aus dem Hochschulsonderprogramm II erst kürzlich für eine Sonderaktion zugunsten der Universitätsbibliotheken genutzt. Die Bibliothek der Universität München hat hiervon etwas über 1 Mio DM erhalten.

Zum Abschluß möchte ich auch im Namen des Ministeriums allen danken, die an der Planung und an der Ausführung dieses Bibliothekskonzepts beteiligt waren. Besonders danke ich der Universitätsgesellschaft für nicht unerhebliche finanzielle Unterstützung, aber auch der Messerschmitt-Stiftung, die die Kosten für die dringend notwendige Restaurierung der Wandfresken in diesem Raum übernehmen wird.

Diese Fresken standen lange zusammen mit dem ehemaligen Haus des Deutschen Rechts unter Naziverdacht. Inzwischen sind sie als ein Werk des Klassizismus aus der Zeit um 1830 identifiziert. Robert von Langer, Direktor der Bayerischen Zentralgemäldegalerie, der heutigen Staatsgemäldesammlung, hat diese Darstellungen aus der griechischen Mythologie für das Max-Palais an der Ludwigstraße geschaffen. Als dieser Klenze-Bau 1938 bedauerlicherweise dem Neubau der Reichsbankhauptstelle weichen mußte, hat man wenigstens die Fresken gerettet und in das sog. Haus des deutschen Rechts übertragen, wo ihr Ursprung in Vergessenheit geraten ist.

Als nunmehr auch für die Museen und die Denkmalpflege zuständiger Abteilungsleiter freue ich mich besonders, daß mit der Renovierung dieser Fresken ein gewisser kunsthistorischer Glanz aus einem bayerischen Herzogpalais in diese Wirtschaftswissenschaftliche Bibliothek ausstrahlt. Allen künftigen Nutzern der Bibliothek wünsche ich ein wenig Freude und viel Erfolg im Studium und in der wissenschaftlichen Arbeit.

Ludi Horatiani

Den 2000. Todestag des großen römischen Dichters Horaz am 27. November 1993 nahmen die Altphilologen zum Anlaß, ein Fest zu feiern. Unter dem Motto „Carpe diem - Pflücke den Tag“ wurden an der Ludwig-Maximilians-Universität vom 26. bis 28. November musikalisch-lateinische Festspiele veranstaltet. Geleitet wurden sie von Prof. Dr. Wilfried Stroh vom Institut für Klassische Philologie und getragen vom Münchner Lateinverein Sodalitas LVDIS LATINIS faciundis e.V.

Geboten wurde ein lateinisches Nonstop-Programm von etwa 50 großenteils simultanen Veranstaltungen. Wissenschaftliche Vorträge (orationes), Seminarien (scholae) und Führungen (periegeses) mit führenden Fachvertretern auch aus dem Ausland fanden ebenso statt, wie musikalische, szenische, filmische und tänzerische Darbietungen (acroamata, fabulae scaenicae et cinematiae, saltationes); auch eine römische Reiterschau (demonstratio equitum) war zu sehen. Zu den Höhepunkten gehörte ein Konzert (acroasis musica) mit lateinischen Horazvertonungen aus fünf Jahrhunderten, ein Festvortrag (oratio solemnis) von Prof. Dr. Eckard Lefèvre aus Freiburg, ein großes musikalisch-literarisches Horazvarieté (deliciae Horatianae) mit Ensembles aus Wien und Helsinki sowie dem Chor der Münchner Horazradfahrer (birotarii Horatiani). Glanzpunkt des Festes war die Aufführung der Tragödie „Troas“ von Seneca, eines von Horaz stark beeinflussten Dramatikers, vertont mit der Musik von Martin Keiser.

Das Gedenken an Horaz fand auch im Thema einer Ringvorlesung seinen Niederschlag, die im Wintersemester 1993 und 94 mit dem Thema „Rezeption“ ganz dem Dichter gewidmet war. Eine kleine Ausstellung im Hauptgebäude, von einer Arbeitsgruppe aus dem Institut für klassische Philologie zusammengestellt, versuchte mit 50 Schautafeln in Text und Bild eine Würdigung von Horaz und seiner Zeit – teils in ironischer, teils in ernsthafter Weise.



Links von Rektor Steinmann:
Rau, Reinel und Grauer;
rechts die Arbeitsgruppe aus
Österreich

Felix-Wankel-Tierschutz- Forschungspreis 1993

Den in diesem Jahr mit 30.000 DM dotierten Felix-Wankel-Tierschutz-Forschungspreis 1993 erhielten Dr.med. Andreas Grauer, Dr.med. Hans H. Reinel und Prof.Dr. Friedhelm Rau von der Universität Heidelberg. Die Arbeitsgruppe hatte ein Verfahren zum Nachweis und zur Qualitätskontrolle des Wirkstoffes Calcitonin entwickelt, mit dem jährlich weltweit mehrere hunderttausend Ratten eingespart werden, die bei den herkömmlichen Verfahren ihr Leben lassen mußten. Der Wirkstoff Calcitonin findet für die Behandlung verschiedener Knochenerkrankungen Anwendung, besonders häufig z.B. bei der Osteoporose (Knochenentkalkung beim Menschen, insbesondere bei älteren Frauen). Eine Anerkennung in Höhe von 5.000 DM ging an die Arbeitsgruppe Dr. Beller, Dr. Bodner, Dr. Zerz und Dr. Glaser in Bregenz unter Leitung von Prof.Dr. Gerhard Szinicz, die in Zusammenarbeit mit der II.Chirurgischen Universitätsklinik Innsbruck ein Verfahren entwickelte, das in der Ausbildung der Tiermedizin Untersuchungen und Übungen insbesondere beim laproskopischen Operieren an lebenden Tieren reduziert. Die Preisverleihung fand am 29. November 1993 in München statt.

Ehrendoktorwürde an Eva Hesse

Seit fast hundert Jahren ging zum ersten Mal wieder eine Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultäten an eine Frau. Die Autorin und Übersetzerin moderner englischer Literatur, Eva Hesse, erhielt diese Auszeichnung für ihr Lebenswerk, das sie in den Dienst der angelsächsischen Literatur gestellt hat. Die Verleihung fand am 7. Dezember 1993 in der kleinen Aula der Universität statt. Eva Hesse wurde 1925 in Berlin geboren, verbrachte aber ihre Schulzeit bis 1939 in London und studierte nach Kriegsende Anglistik, Amerikanistik und Sinologie in München. Von hier aus hat sie sich seit den fünfziger Jahren als freie Autorin vor allem um die Vermittlung amerikanischer Dichtung der Moderne verdient gemacht, unter anderem mit der Übertragung von Werken von Ezra Pound, T.S. Eliot, Robert Frost, E.E. Cummings, Marianne Moore, Robinson Jeffers und Samuel Beckett.

25 Jahre Pressereferat

Im Oktober 1993 konnte das Pressereferat der Universität auf das 25jährige Bestehen zurückblicken. Das Rektoratskollegium gab aus diesem Anlaß einen kleinen Empfang. Über die 25 Jahre Pressereferat schreibt der Leiter Dietmar Schmidt:

Mit dem Jahr 1968 verbindet sich die Erinnerung an die Studentenunruhen, die das weithin sichtbare Zeichen für die Suche der Hochschulen nach neuem Selbstverständnis und nach neuen Strukturen waren. Seit dem 15. Oktober 1968 hat die Universität ein Pressereferat, hauptamtlich geleitet, und als direkt dem Kanzler unterstelltes Referat offizielles Sprachrohr der Universität. Es wurde eingerichtet, u.a. um die Argumente der Hochschulleitung in dieser aufgeregten Zeit zu Gehör zu bringen. Die Universität München war die erste Universität in Bayern und eine der ersten Universitäten in der Bundesrepublik, die eine hauptamtliche Pressestelle eingerichtet hat.

Eine nebenamtliche Pressestelle gab es schon lange vorher, zuletzt hatte der damalige Syndikus, d.h. der Leiter der Rechtsabteilung, Reinold Schattentfroh, die Pressearbeit neben seinen anderen Aufgaben wahrgenommen. Davor war es der Leiter des Instituts für Kommunikationswissenschaft, Prof. Dr. Otto B. Roegele, mit seinem Assistenten Wolfgang Langenbacher, vor ihm die früh verstorbene Professorin für Betriebswirtschaftslehre Liesl Beckmann und der Historiker und Leiter des Universitätsarchivs, Professor Johannes Spörl. Von Professor Roegele stammt auch ein ausführliches Gutachten aus dem Jahr 1967 über die Errichtung einer Pressestelle, das in einigen Forderungen noch über das heute Erreichte hinausgeht.

Das erste Büro des Pressereferats war im Nordflügel des Hauptgebäudes neben der U-Bahn-Bau- stelle. Der große Vorteil dieser Lage war, daß

man den Blick auf das Geschehen vor dem Haupteingang hatte und sofort im Bilde war, wenn wieder etwas los war. Dieses kleine Zimmer teilten sich der Leiter und eine Halbtagssekretärin. Der Leiter war damals der gleiche wie heute, Dietmar Schmidt, der inzwischen der dienstälteste Hochschulpressereferent in Deutschland ist. Die räumliche und die personelle Situation verbesserten sich Anfang der siebziger Jahre, als der Staat die Universitäten sehr großzügig mit Stellen ausstattete. So bekam das Pressereferat u.a. die (halbe) Stelle für die Redakteurin der Hochschulzeitung. Seit Anfang 1972 ist Franziska Müller-Härlin dafür verantwortlich. Lange hieß die Zeitung „umbits“ und auch jetzt noch, nach einer ganzen Reihe von Jahren „Münchner Unimagazin“ - abgekürzt MUM - ist der alte Name noch nicht ganz vergessen.

„Sechs Stunden sind noch keine Woche – erfüllen die Professoren ihre Lehrverpflichtungen nicht?“ hieß eine Broschüre, mit der die Universität 1975 auf Vorwürfe des Rechnungshofes antwortete. Damit begann eine rund 15 Jahre währende Zusammenarbeit mit Lilli Tschunke, der Autorin der „Berichte aus der Forschung“. Hundert Ausgaben, jede mit fünf oder sechs Themen, erlebte diese Reihe, bis sie 1992 von der Forschungszeitschrift „Einsichten“ abgelöst wurde. Auch hier hat die Universitätsgesellschaft, die das Honorar für die Autorin finanziert hat, die Öffentlichkeitsarbeit der Universität sehr unterstützt. Lilli Tschunke erhielt für ihre unermüdliche und engagierte Arbeit die Ehrenmedaille der Universität.

Die „Berichte aus der Forschung“ hatten drei Zielgruppen: die Medien als die Multiplikatoren, „Sympathisanten“, d.h. Personen, die aus persönlichen oder beruflichen Gründen ein Interesse an der Universität haben oder haben sollten, und schließlich die Angehörigen der Universität, denen ein Blick über den Zaun, d.h. Informationen darüber, was andere Fächer so machen, angeboten werden sollte. Diese dreifache Aufgabe soll

auch der „Veranstaltungskalender“ erfüllen, den das Pressereferat seit 1972 herausgibt.

Nur noch eine der zahlreichen Publikationen des Pressereferats soll hier besonders erwähnt werden, u.a. deshalb, weil damit sehr viel Arbeit verbunden ist, die man nicht sieht: Die Universitätschronik. Jahrbücher, Jahresberichte des Rektors gab es schon im vorigen Jahrhundert. Immer wieder kam es auch zu Unterbrechungen in diesen Reihen. 1958, im Jahr der 800-Jahrfeier der Stadt München, gab die Universität nach langer Pause ein „Jahrbuch der Ludwig-Maximilians-Universität München“ heraus. Unter dem Titel „Chronik“ wurde es dann bis zum Jahr 1968 bei jährlicher Erscheinungsweise – redigiert vom Universitätsarchiv – fortgeführt. Dann kam wieder eine Pause, bis auf Initiative des Pressereferats die Chronik mit dem Berichtsjahr 1986/87 wieder erschien. Inzwischen hat sich ein zweijähriger Erscheinungsturnus als zweckmäßig ergeben.

Die Themen der Öffentlichkeitsarbeit der Hochschulen haben sich seit 1968 gewandelt. Hochschulpolitik, Hochschulreform, das sind heute keine Schlagzeilenthemen mehr. Längst wird auch nicht mehr über jede Senatssitzung eine Pressemitteilung herausgegeben. Eine wichtige – von manchen unterschätzte – Rolle spielt inzwischen der Service. „Ich suche einen Experten für...“: diese Frage wird dem Pressereferat meist mehrmals täglich von Journalisten am Telefon gestellt. Eine Expertendatei ist erst im Aufbau, bisher macht sich hier die jahrelange Erfahrung eines eingespielten Teams im Pressereferat bezahlt. Service auch intern durch die Unterstützung von Instituten und Kliniken bei der Vorbereitung, Durchführung und Nacharbeit von Pressekonferenzen, z.B. anlässlich von Tagungen. Gerade dieser Bereich, der sehr viel Arbeitskraft bindet, hat immer mehr zugenommen. Service auch für die Bürger: „Findet das Konzert/der Vortrag auch wirklich statt?“ „Was kosten die Eintrittskarten?“ u.ä. Auch die Zahl dieser Anfragen hat kontinuierlich zugenommen. Wer freundlich und

kompetent Auskunft bekommt, ruft das nächste Mal halt wieder an.

Public Relations für die Wissenschaft ist aber mehr als ein Expertenservice: „Schaut her, wie gut wir sind“ heißt die Botschaft, die die Universität nicht laut genug verkünden kann. Politische Entscheidungsträger und auch Drittmittelgeber vertrauen das Geld dem Erfolgreichen lieber an, als denen, die ständig erklären, daß der Betrieb demnächst zusammenbrechen wird. Ein Weg, Forschungsleistungen herauszustellen, führt über die Medien, ein anderer wendet sich direkt an das Publikum. In beiden Fällen muß man in der Sprache derer sprechen, die die Nachricht empfangen sollen. Das Pressereferat sieht sich in der Rolle des Mittlers.

In Zukunft soll auch der Identifikation aller, die an der Universität arbeiten und studieren, mehr Augenmerk geschenkt werden. Man sollte stolz sein auf die eigene „Alma mater“, auch später als Ehemaliger oder Ehemalige.

Ein Bericht über 25 Jahre Pressereferat wäre unvollständig, ohne auf die zu sprechen zu kommen, die in dieser Zeit hier gearbeitet haben. Es war eigentlich immer ein gutes Team beisammen, mit viel Gestaltungsfreiheit für die Einzelnen. Es gab Fluktuation, aber sie war vergleichsweise gering. Wenn jemand wegging, so geschah es in erster Linie aus persönlichen Gründen oder weil woanders mehr Geld zu verdienen war, es kam aber auch vor, daß der Kündigungsgrund zu viel Arbeit war. Auch über vierzig Studenten und Studentinnen haben in diesen 25 Jahren im Pressereferat gearbeitet, sei es als Praktikanten, als Assistenten oder als Hilfskräfte für längere Zeit.

Die Medienszene hat sich in dieser Zeit gewandelt, z.B. durch Etablierung der privaten Hörfunk- und Fernsehsender oder durch neue Techniken bei den Printmedien. Weitere gravierende Änderungen beginnen gerade, z.B. durch die neuen On-Line Dienste. Interessante Arbeit für die Zukunft gibt es genug.



Ehrendoktor Prof. Bert Sakmann

In einem gemeinsamen Festakt am 4. Februar 1994 verliehen die Medizinische Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität die Ehrendoktorwürde an Prof. Dr. Dr.h.c.mult. Bert Sakmann (Heidelberg) und die Medizinische Fakultät der Technischen Universität die Ehrendoktorwürde an Prof. Dr. Dr.h.c. mult. Erwin Neher (Göttingen).

Beide hatten 1991 den Nobelpreis für Medizin erhalten. Der Festakt fand im Vortragssaal der Bayerischen Akademie der Wissenschaften statt. Die Begrüßung sprach Rektor Prof. Dr. Wulf Steinmann. Die Laudationes hielten Prof. Dr. Dudel, Dekan der Fakultät für Medizin der Technischen Universität, und Prof. Dr. Gerrit ten Bruggencate, Prodekan der Medizinischen Fakultät der Universität. Die Verleihung der Ehrendoktorwürden nahmen der Präsident der Technischen Universität, Prof. Dr. Otto Meitinger, und Prof. Dr. Dr.h.c Klaus Peter, Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität, vor. Anschließend hielt Kultusminister Hans Zehetmair eine Ansprache, gefolgt von den Vorträgen der neugekürten Ehrendoktoren. Die Rede des Rektors und des Kultusministers werden im folgenden abgedruckt.

Prof. W. Steinmann:

Wenn ich sagte, wir seien zu einem außerordentlichen Ereignis zusammengekommen, so wäre das eine Untertreibung. Eine Veranstaltung wie die heutige hat es bisher noch nicht gegeben. Die Fakultät für Medizin der Technischen Universität und die Medizinische Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität verleihen die Ehrendoktorwürde an einen ehemaligen Studenten der Technischen Universität und einen ehemaligen Studenten der Ludwig-Maximilians-Universität, die in gemeinsamen Forschungen bahnbrechende Erfolge auf dem Gebiet der Neurophysiologie erzielt haben und dafür gemeinsam mit dem Nobelpreis ausgezeichnet worden sind. Die Ehrendoktorwürde wird ihnen dafür in einer gemeinsamen Feier verliehen.

Ich habe die Ehre und das Vergnügen, Sie zugleich im Namen des Präsidenten der Technischen Universität, meines Kollegen Professor Meitinger, herzlich zu begrüßen und Ihnen für Ihr Kommen zu danken. Herr Meitinger und ich freuen uns von Herzen, daß die beiden Medizinischen Fakultäten unserer Universitäten diese herausragende Gelegenheit benutzen, um ihre Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit zu bekunden.

Mein erster Gruß gilt den beiden Ehrenpromovenden, Herrn Professor Neher und Herrn Professor Sakmann, ihren Gattinnen und ihren Familien. Es ist eine große Freude für uns, daß sie heute hier sind, um die Ehrendoktorwürde entgegenzunehmen. Ich begrüße Herrn Staatsminister Zehetmair; wir sind Ihnen außerordentlich dankbar, Herr Minister, daß Sie uns die Ehre Ihrer Anwesenheit bei diesem Festakt erweisen und daß Sie darüber hinaus das Wort an uns richten werden. Ich begrüße den Vizepräsidenten der Max-Planck-Gesellschaft, Herrn Professor Walther, der heute den Präsidenten vertritt. Die beiden Ehrenpromovenden sind ja Mitglied der Max-Planck-Gesellschaft. Ich begrüße als Hausherrn den Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Herrn

Professor Fuhrmann. Wir danken Ihnen dafür, daß Sie den Vortragssaal der Akademie für diese Veranstaltung zur Verfügung gestellt haben und den Fakultäten so ermöglichen, gewissermaßen auf neutralem Boden, aber im befreundeten Ausland, diese Feier durchzuführen. Mein Gruß gilt Ihnen allen, meine Damen und Herren, unseren Gästen ebenso wie den Mitgliedern der Technischen Universität und der Ludwig-Maximilians-Universität.

Lassen Sie mich noch ein Wort zum Programm sagen. Man mag sich fragen, was mir die Ehre verschafft, Sie zu begrüßen, bin ich doch weder der Hausherr noch habe ich zu dieser Veranstaltung eingeladen. Der Grund dafür ist eine Unsymmetrie, die sich beim besten Willen nicht beheben ließ. Universitäten sind lebendige Institutionen, die natürlicherweise verschieden sind. Hier spielen Alter, Geschichte und Fächerspektrum ebenso eine Rolle wie unerklärliche Unterschiede in Tradition und akademischem Brauch. So lautet eine ungeschriebene, aber stets beachtete Regel bei Ehrenpromotionen an der Ludwig-Maximilians-Universität: „Rector taceat in ceremonia“. Der Rektor ist zwar meist dabei, die Ehrendoktorwürde wird jedoch stets vom Dekan verliehen, die Laudatio hält das fachlich am nächsten stehende Mitglied der Fakultät.

An der Technischen Universität gibt es eine andere Tradition: Hier wird die Ehrendoktorwürde vom Präsidenten verliehen und der Dekan hält die Laudatio. Das Programm sieht also zufällig symmetrischer aus als es ist. Der Dekan der Fakultät für Medizin der Technischen Universität, Herr Professor Dudel, ist zufällig Physiologe und steht damit dem Fachgebiet der Ehrenpromovenden nahe. Herr Professor ten Bruggenecat ist Neurophysiologe und zufällig Prodekan unserer Medizinischen Fakultät.

Dieser Unterschied in den Traditionen, wie er im heutigen Programm und den handelnden Personen zum Ausdruck kommt, tut freilich der Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit, wie sie sich in dieser Feier manifestiert, keinen

Abbruch. So haben wir denn allen Grund, uns über das heutige Ereignis zu freuen, Herrn Professor Neher und Herrn Professor Sakmann zur Ehrendoktorwürde zu gratulieren und die beiden medizinischen Fakultäten zu ihren neuen Ehrendoktoren ebenso wie zu dieser Bekundung ihrer Verbundenheit zu beglückwünschen.

Minister Zehetmair:

Die Feier von Ehrenpromotionen gehört zu den traditionellen Bestandteilen des akademischen Lebens der Universitäten. Dementsprechend haben sich auch feste Regeln für ihren normalen Ablauf herausgebildet. Der heutige Anlaß fügt sich in diesen überkommenen Rahmen jedoch nicht so ganz ein. Außergewöhnlich wenn nicht sogar einmalig ist es, daß zwei Fakultäten verschiedener Universitäten eine gemeinsame Ehrenpromotion veranstalten, so wie heute die Fakultät für Medizin der Technischen Universität München, die Ihnen, Herr Prof. Dr. Neher, und die Medizinische Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München, die Ihnen, Herr Prof. Dr. Sakmann, soeben ihre Ehrendoktorwürden verliehen haben. Ich möchte Ihnen beiden zu diesen Auszeichnungen, die für Sie freilich jeweils nur eine weitere neben vielen bereits erhaltenen Ehrungen darstellt, herzlich gratulieren.

Daß der für Wissenschaft und Hochschulen zuständige Minister bei einem solchen an sich ja rein akademischen Ereignis das Wort ergreift, ist eigentlich ebenso ungewöhnlich. Das Abgehen vom Gewohnten wird jedoch durch die Besonderheit des Anlasses mehr als gerechtfertigt.

Zunächst ist es die ganz außerordentliche Bedeutung Ihrer herausragenden Forschungsleistungen, die auch eine von der sonst üblichen Ordnung abweichende feierliche Würdigung nahelegt. Für die von Ihnen beiden erworbenen wissenschaftlichen Verdienste, insbesondere durch die Entwicklung des sogenannten „PatchClamp“-Verfahrens zur Registrierung geringster elektrischer

scher Ströme zwischen Körperzellen und ihrer Umgebung, sind Sie beide 1991 gemeinsam mit dem Nobelpreis für Medizin und Physiologie ausgezeichnet worden. Mit der Verleihung dieses vielleicht am höchsten geschätzten und in der nichtwissenschaftlichen Öffentlichkeit jedenfalls bekanntesten Preises für ganz besondere wissenschaftliche Leistungen haben Sie zugleich höchste internationale Anerkennung für Ihr Wirken gefunden.

Ihrer beider bisheriges wissenschaftliches Werk und Lebensweg sind durch die Laudationes von Herrn Dekan Prof. Dr. Dudel und von Herrn Prodekan Prof. Dr. ten Bruggencate bereits eingehend gewürdigt worden. Beide haben Sie jeweils einen Teil Ihres Studiums an bayerischen Universitäten absolviert: Sie, Herr Prof. Dr. Neher, an der Technischen Universität München, wo Sie Physik studierten, und Sie, Herr Prof. Dr. Sakmann, an der Ludwig-Maximilians-Universität München, wo Sie sich mit dem Studium der Medizin beschäftigten. Beide waren Sie zeitweise auch als wissenschaftliche Assistenten in München am Max-Planck-Institut für Psychiatrie tätig, Sie Herr Prof. Dr. Sakmann zusätzlich auch noch an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Anschließend haben Sie jedoch – und Sie werden mir als dem für das bayerische Wissenschafts- und Hochschulwesen zuständigen Minister verzeihen, wenn ich dabei ein Bedauern nicht völlig verschweigen möchte – den bayerischen Gefilden den Rücken gekehrt. Dabei hoffe ich aber doch auch, daß Ihrer beider Zeiten als Studenten und wissenschaftliche Assistenten, die Sie an Münchner Universitäten und wissenschaftlichen Einrichtungen verbracht haben, keine ganz unbedeutende Rolle für Ihre späteren Forschungsleistungen gespielt haben.

Mit den heutigen Ehrenpromotionen durch die medizinischen Fakultäten der beiden Münchner Universitäten wird zunächst einmal der Gemeinsamkeit Ihrer wissenschaftlichen Forschungsleistungen sinnfällig Rechnung getragen. Ihr Erfolg hierbei beweist, daß interdisziplinäre Zusammenarbeit, wie in Ihrem Fall zwischen

einem Physiker und Doktor der Naturwissenschaften einerseits und einem promovierten Mediziner andererseits, kein leeres Wort ist; gerade in der heutigen Zeit ist eine solche Kooperation erforderlich und möglich.

Daß Ihre Forschungsleistungen, Herr Prof. Dr. Neher, dabei vor allem dem medizinischen Gebiet zugerechnet werden, wo Sie doch Ihre wissenschaftliche Laufbahn mit dem Studium der Physik begannen, zeigt zugleich, daß die ständig weiter zunehmende wissenschaftliche Spezialisierung auch wieder Anlaß zur Überwindung der Grenzziehung zwischen den herkömmlichen wissenschaftlichen Fächern ist.

Die heutige gemeinsame Ehrenpromotionsfeier der zwei Münchner Medizinischen Fakultäten kennzeichnet aber auch das Verhältnis zwischen diesen Fakultäten, das ich als „freundschaftlich verbundene Konkurrenz“ bezeichnen möchte. Die Beziehungen auf dem Feld der Medizin zwischen den beiden Münchner Universitäten haben sich in den vergangenen Jahren ausgesprochen positiv entwickelt; diese Veranstaltung beweist es. Sie bilden ein wesentliches Element für die Rolle Münchens und Bayerns als Standort für medizinische und hier insbesondere für klinische Forschungen. Die gemeinsame Ehrenpromotion zweier so hervorragender Wissenschaftler, die beide einen Teil ihrer akademischen Ausbildung in Bayern erfahren haben, möchte ich als willkommene Gelegenheit nutzen, darauf noch etwas näher einzugehen.

Die in Bayern betriebene medizinische und vor allem klinische Forschung hat allen Anlaß, sich selbstbewußt in Szene zu setzen. Sie verdient es. Die gegenwärtig so kritische Wirtschaftssituation macht den Zwang für ein rohstoffarmes Land wie die Bundesrepublik Deutschland besonders deutlich, im Hochtechnologiebereich stets mit der Weltspitze Schritt zu halten, sollen nicht das allgemeine Wohlstandsniveau und der allseits gewohnte Lebensstandard massive Einbußen erleiden. Die Öffentlichkeit blickt im wissenschaftlichen Bereich allerdings zuerst auf modernste wirtschaftlich verwertbare Produktions- und

Dienstleistungstechnologien. Man denkt an Stichworte wie Mikroelektronik, neue Werkstoffe oder Bio- und Gentechnologie; hier richten sich die Überlegungen vor allem auf kommerziell auswertbare Verfahren zur Produktion neuer oder Herstellung altbekannter Güter auf wesentlich verbesserte Weise. Dagegen dreht sich bei der Medizin die öffentliche Diskussion zunehmend um den Gesichtspunkt notwendiger Einsparungen im Gesundheitswesen oder auch um als ethisch problematisch empfundene hochtechnische Behandlungsmethoden; das Faszinierende neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse in der Medizin, die doch stets die Chance mit sich bringen, früher oder später durch verbesserte Möglichkeiten der Krankheitsbehandlung ganz unmittelbar das Leben leidgeprüfter Menschen zu erhalten und zu verbessern, gerät so leicht aus dem Blickwinkel.

Dabei spielt gerade in Bayern die klinisch-medizinische Forschung eine große Rolle. Sie weist eine gewaltige Vielfalt an Projekten, Zielsetzungen und Methoden auf. Wenn ich im folgenden einiges davon aufgreife, so bin ich mir bewußt, daß vieles ebenso Erwähnenswertes ungenannt bleiben muß.

An fast allen Universitätsklinikum liegt ein Schwerpunkt in der Tumorforschung und Onkologie, was der weiterhin sehr starken Verbreitung derartiger Erkrankungen Rechnung trägt. Im übrigen reicht die Bandbreite der Forschungen von in die Klinikum integrierten Forschungslehrstühlen, z.B. für Experimentelle Medizin und für Bindegewebforschung, über den Einsatz ganz neuer Diagnostiktechnologien und über die Transplantationsmedizin bis hin zur experimentellen Zahnmedizin. Und hier werden schon wieder Bezugspunkte zur Werkstoffforschung sichtbar.

Institutionell zeichnet sich die medizinische Forschung durch eine allseits übergreifende Kooperation aus. Diese beginnt innerhalb der Universitätsklinikum mit der Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Klinikum, setzt sich fort über das Zusammenwirken von Klinikum mit weiteren

klinischen und nichtklinischen Einrichtungen und bezieht auch Klinikum, Krankenhäuser und sonstige Institutionen außerhalb der Universitäten mit ein. In München gilt das insbesondere für das GSF-Forschungszentrum für Umwelt und Gesundheit, und für Institutionen der Max-Planck-Gesellschaft.

Orte der interdisziplinären Zusammenarbeit sind insbesondere die Sonderforschungsbereiche und klinischen Forschergruppen der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Wir sind stolz darauf, daß sieben von insgesamt 31 medizinischen Sonderforschungsbereichen in Bayern angesiedelt sind. Auch bei den klinischen Forschergruppen wird die führende Stellung Bayerns besonders deutlich: Nach einer Stellungnahme der Geschäftsstelle des Wissenschaftsrates zum Programm „Klinische Forschergruppen in Hochschulen“ vom Januar 1994 liegt Bayern mit bis Ende 1992 eingerichteten fünf klinischen Forschergruppen an der Spitze aller Länder. Das Programm „Klinische Forschergruppen“ der DFG ist ein fester Bestandteil biomedizinischer Forschung. Es hat in den letzten Jahren maßgeblich dazu beigetragen, die nicht nur in Deutschland entstandene Kluft zwischen Naturwissenschaften und Klinik zu verringern.

Im Jahr 1993 sind weitere wichtige klinische Forschergruppen hinzugekommen. Neue Vorhaben im Klinikum Großhadern, im Klinikum Innenstadt und im Klinikum rechts der Isar befinden sich in der Begutachtungsphase bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft, mit teilweise schon positiv verlaufenen Vorbegutachtungen.

Um seine Spitzenstellung in der medizinischen und klinischen Forschung zu festigen und nach Möglichkeit weiter auszubauen, unternimmt der Freistaat Bayern erhebliche Anstrengungen. Bereits seit langem wird ein erheblicher Teil, in den vergangenen Jahren im Durchschnitt etwa ein Drittel, der Investitionsausgaben Bayerns im Hochschulbau für medizinische Vorhaben verwendet. Ich erinnere an nicht weit zurückliegende Ereignisse wie die Grundsteinlegung für die Versorgungszentrale des Klinikums Erlangen,

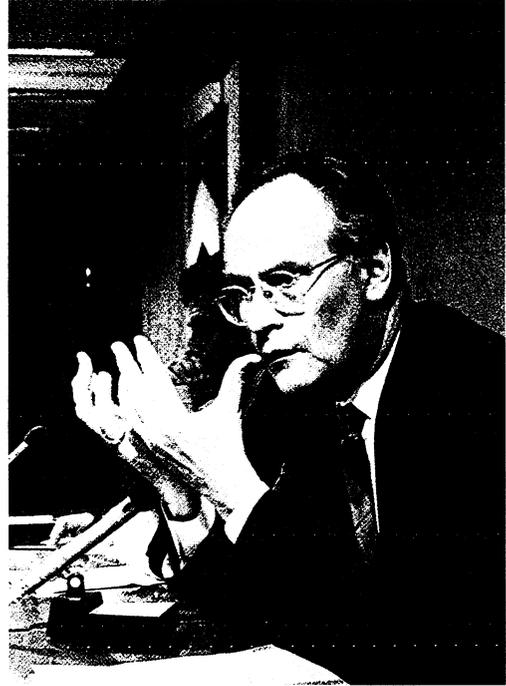
das Richtfest für die Versorgungszentrale des Klinikums rechts der Isar und die Entscheidung der Bayerischen Staatsregierung für den Weiterbau des Klinikums Regensburg. Trotz der kontinuierlichen Anstrengungen in der Vergangenheit liegen große Aufgaben im Medizin- und Klinikbereich in den kommenden Jahren vor uns. Ich denke hier nur an die dringend notwendige Sanierung der sogenannten alten Universitätsklinik in München, Erlangen und Würzburg. Die von mir schon häufig beklagte, zu restriktive Haltung des Bundes bei der Erfüllung seiner Mitfinanzierungsverpflichtungen nach dem Hochschulbauförderungsgesetz beeinträchtigt leider auch die für die medizinischen und insbesondere klinischen Einrichtungen notwendigen Bau- und Ausstattungsmaßnahmen. Daß sich Bayern von den damit verbundenen Schwierigkeiten nicht entmutigen läßt, hat die Entscheidung zur Weiterführung des Baus des Klinikums Regensburg gezeigt. Ich werde mich weiterhin mit allen Kräften dafür einsetzen, daß auch künftig alles unternommen wird, den hohen Standard der Forschung und Krankenversorgung an den bayerischen Universitätsklinik zu erhalten und womöglich weiter zu verbessern zum Wohle der Menschen und ihrer Gesundheit.

Forschung kann sich aber nur entwickeln, wenn neben den notwendigen Finanzmitteln auch die gesellschaftspolitischen Umfeldbedingungen stimmen. Wir sind uns zum Beispiel der schwerwiegenden ethischen Problematik durchaus bewußt, die aus der notwendigen Tötung von Tieren bei Tierversuchen erwächst. Sicher muß die Zahl der Tierversuche auf das unumgängliche Mindestmaß reduziert werden. Dazu wurden in der Vergangenheit schon erfolgreiche Anstrengungen unternommen und weitere Anstrengungen müssen folgen. Die Weiterentwicklung der Computertechnologie wird hier einige Hilfen bieten können. Es darf aber nicht dahin kommen, daß die Durchführung von Tierversuchen ohne jede Rücksicht auf deren Zielsetzung aus irrationalen und emotionalen Erwägungen von vornherein vereitelt wird. Wissenschaftliches Forschen, wenn es letztlich der Linderung von Leiden schwer-

kranker Menschen dient, hat zumindest ebenso Anspruch, ernst genommen und sachlich gewürdigt zu werden wie die berechtigten Anliegen des Tierschutzes.

Auch im Bereich der Gentechnologie bestehen Ängste, weil man nicht so recht weiß, wohin die Reise gehen wird. Zweifellos müssen hier strengste Sicherheitsmaßstäbe beachtet werden. Defizite in der Genforschung hätten aber unmittelbare Auswirkungen auf die verschiedensten Forschungsbereiche von der möglichen Steigerung der Widerstandskraft von Pflanzen gegen Schädlinge bis hin zur Krebs- oder AIDS-Forschung. Zum Schluß möchte ich einige Thesen aufgreifen, die die Deutsche Forschungsgemeinschaft in ihren Ausführungen zu „Perspektiven der Forschung und ihrer Förderung“ meines Erachtens treffend gerade für den Bereich der Medizin formuliert hat:

- Forschung braucht Zeit. Dies ist in der klinischen Forschung noch wichtiger als überall sonst, weil die Aufgaben von Universitätsklinik es besonders schwer machen, der Forschung hinreichend Zeit zur Verfügung zu stellen.
- Forschungsfreundliche Strukturen gehören zu den wichtigsten indirekten Maßnahmen für eine leistungsfähige klinische Forschung. Es gilt also, eine forschungsfreundliche Atmosphäre zu erhalten oder zu schaffen.
- Wissenschaftliche Zusammenarbeit wird weiterhin notwendig sein; eine Kooperation mit Grundlagenwissenschaftlern ist vielfach unerlässlich,
- und nicht zuletzt: die Förderung des klinisch-wissenschaftlichen Nachwuchses bleibt eine vorrangige Aufgabe. Meine Damen und Herren, ich will diese Thesen hier nicht mehr weiter ausführen, aber ich denke, auch Sie werden ihnen zustimmen. Diese Forderungen zu erfüllen ist auch Teil der Bayerischen Forschungspolitik. Ich weiß um die Bedeutung zumal der medizinischen Forschung und werde mein Bestes tun, diese Forderungen auch in Zeiten knapper Kassen durchzusetzen. Daß dieser Einsatz sich lohnt, das sehen wir ja heute sehr deutlich.



Die beiden neuernannten Honorarprofessoren: links Dr. Wolf-Dieter Ring, rechts Dr. Peter Glotz

Honorarprofessuren für Glotz und Ring

Dr. Peter Glotz und Dr. Wolf-Peter Ring haben im Herbst 1993 von der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Honorarprofessuren erhalten. Die akademische Feier hierzu, an der beide auch ihre Antrittsvorlesungen hielten, fand am 4. Mai 1994 statt. Dr. Glotz wurde Honorarprofessor für Kommunikationskultur und Medienökologie. Er hat neben seiner politischen Tätigkeit seine als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft) der Universität begonnene wissenschaftliche Arbeit fortgeführt und zahlreiche fachbezogene Arbeiten publiziert und darüberhinaus auch sehr engagiert in der Lehre mitgewirkt.

Dr. Ring erhielt eine Honorarprofessur für Rundfunkpolitik und neue Medien. Er ist seit 1990 Präsident der Bayerischen Landeszentrale für Neue Medien (BLM), zuvor war er Geschäftsführer dieser Einrichtung. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten hat er sich u.a. mit Fragen des Medienrechts, insbesondere des Rundfunkrechts und Rechtsfragen der neuen Medien auseinandergesetzt. Das Medienrecht und die Medienpolitik waren auch der Schwerpunkt seiner Lehrveranstaltungen als Lehrbeauftragter der Universität, in der Hochschule für Film und Fernsehen und in der Bayerischen Akademie der Werbung.

Gedächtnisvorlesung Weiße Rose 1994

Am 21. Februar fand die jährliche „Gedächtnisvorlesung für die Weiße Rose“ statt. Prof. Dr. Dr.h.c. Joseph Rován aus Paris, geboren 1918 in München, 1944 ins KZ Dachau verbracht, war einer der ersten, die sich nach dem Krieg für eine Versöhnung zwischen Frankreich und Deutschland eingesetzt hatten. Er hat sich als Journalist, Schriftsteller und Wissenschaftler einen Namen gemacht. 1981 hat ihm die Sozialwissenschaftliche Fakultät die Ehrendoktorwürde verliehen; im Herbst 1993 erhielt er den Guardini-Preis der Katholischen Akademie in Bayern.

Das Nein zu Hitler in Europa

Joseph Rován:

Als ich vor 48 Jahren in den damals noch weithin zerstörten Räumen der Münchner Universität im Rahmen eines internationalen Jugendtreffens über die „Weiße Rose“ zu sprechen hatte, wußte ich nur wenig von dem deutschen Widerstand gegen Hitler, eigentlich nur, was ich bis zu meiner eigenen Verhaftung im Februar 1944 über den englischen Rundfunk erfahren hatte, sowie aus eher zögernden Gesprächen mit deutschen Mithäftlingen in Dachau, zögernd, weil man im Lager solche Vertraulichkeiten besser nicht austauschte, denn niemand war vor Denunziationen sicher oder vor Preisgabe, wenn jemand unter Drohungen oder gar Folter sein eigenes Leben zu retten hatte. Weil Christoph Probst, einer der zentralen Figuren der „Rose“ zu meiner engsten Verwandtschaft gehörte, war mir die Münchner Gruppe besonders wichtig, und bereits im Februar 1943, wenige Tage nach der Hinrichtung von Sophie, Hans und Christoph, hatte ich jungen Franzosen der Résistance von jungen Deutschen berichten können, die als unsere Verbündete in den Tod gegangen waren. So schnell und genau hatte uns die BBC informiert.

Einiges wußte ich auch von früherer Verfolgung und früherem Widerstand aus den Schriften, die vor der Niederlage von 1940 in Frankreich gedruckt oder vertrieben worden waren, und die von verschiedenen Bemühungen handelten, welche gegen das NS-Regime in Deutschland unternommen worden waren. Zumeist berichteten diese Schriften allerdings mehr von den Untaten der Nazis und von den Leiden ihrer Opfer als von organisiertem Widerstand. Erst in den Jahren nach Kriegsende konnte man sich schrittweise ein umfassenderes Wissen von den verschiedenen Formen und Gruppen des „Neins zu Hitler“ machen, die in Deutschland zwischen 1933 und 1945 am Werk gewesen sind, wobei die Taten, das Handeln und das Sprechen von Einzelnen, die ganz allein oder mit wenigen Überzeugungsgenossen gehandelt haben, nie vollständig erfaßt werden können, eben wegen der Notwendigkeit von extremer Vorsicht bei jeder auch nur individuellen Auflehnung gegen eine der am besten funktionierenden, am besten organisierten Tyranrien der Weltgeschichte. Von den Nachfolgegruppen der Parteien der Weimarer Republik bis zu der weitverbreiteten Verschwörung, die am 20. Juli 1944 in das Blickfeld der Öffentlichkeit trat, nachdem sie jahrelang eine Entwicklung von begrenzten, ja zum Teil individuellen Ansätzen her bis zu einer fast all zu weiten Großvernetzung erlebt hatte, und bis zu den Einzelnen, die als unbekannte Bekenner sich dazu durchgerungen hatten, Hitler den Wehrdienst zu verweigern, sind die Formen des Widerstandes ebenso vielfältig wie die Gründe und die Begründungen, die dazu führten, daß Aussagen und Handlungen der Verweigerung, und Anstrengung zur Beseitigung des Regimes aus der dumpfen Resignation und der alles durchsetzenden Furcht herausfinden konnten, denn viele die im „Nein zu Hitler“ ihr Leben gelassen haben, gehörten 1933 – und sei es nur aus Altersgründen – keineswegs von Anfang an zu den entschiedenen Gegnern des Nationalsozialismus.

Wenn ich mich nun an die Deutschen erinnere, die ich im KZ-Dachau angetroffen habe oder die während meiner Gefangenschaft in diesem Lager zu uns gestoßen sind, so wird die Vielfalt der Gegner des Regimes noch klarer erkennbar: ich habe dort Kommunisten getroffen, die seit 1933 in verschiedenen Lagern überlebt hatten, viele, nachdem sie vorher Gefängnisstrafen abgesessen hatten. Nach dem Scheitern des Attentates brachte die von der Gestapo aufgezoogene Aktion "Gitter" massenhaft Männer nach Dachau, die vor 1933 zu Parteien oder Vereiningungen gehört hatten, welche von den Nazis als Feinde angesehen waren und deren Namen auf irgendwelchen Listen standen: ehemalige Ortsverantwortliche der SPD oder des Zentrums, von denen viele seit der „Machtübernahme“ kaum politisch aufgefallen waren. In Dachau saßen auch die meisten der ins KZ verbrachten Priester und Pastoren „ein“; mit manchen bin ich ins Gespräch gekommen. Eine große Zahl gehörte zu der Diözese Münster, diese hatten die Predigten ihres Bischofs von Galen gegen die Euthanasiemaßnahmen, gegen die "Ausmerzungen von lebensunwerten Leben" verbreitet, aber von einer grundsätzlichen, bewußten und unterrichteten Gegnerschaft zum Nationalsozialismus konnte bei vielen kaum die Rede sein. Ein Geistlicher aus Südoldenburg, mit dem ich mich angefreundet hatte, sagte eines Tages, während wir auf der Lagerstraße einhergingen: „Weißt du, bei allem dem Schrecklichen, das in der Welt vor sich geht und das wir hier erleben, ist es doch ein großer Trost zu sehen, wie herrlich in Spanien die Kreuzzugs-idee wieder auferstanden ist“. Vom internationalen Faschismus, von den Untaten der marokkanischen Hilfstruppen Francos, ja wohl sogar von der Demokratie hatte der gute Mann kaum eine Ahnung (dies war allerdings keine Besonderheit der deutschen Geistlichen, ähnliches habe ich auch oft aus dem Munde von polnischen Priestern gehört). Es ist ja auch bekannt, daß viele der Beteiligten an der großen Verschwörung, die zum Attentat des 20. Juli führte, ursprünglich, und vielleicht

auch noch im Augenblick des Zuschlagens, wenig mit Demokratie im Sinn hatten. Sie kamen aus anderen Welten und ihr Verdienst ist darum eher größer, daß sie sich bis zum Tyrannenmord durchgedrungen haben. Manche der Zentrums-politiker, die seit vielen Jahren im Lager waren, wußten mehr von den politischen Weltläuften als die sicherlich frommen Priester, die zunächst vielleicht im Nationalsozialismus vor allem das Bollwerk gegen die Bolschewisten gesehen hatten, eine Ansicht, mit der sie in ihrer Kirche ja keineswegs allein standen, wenn man an das Reichskonkordat oder an die späteren Friedensbemühungen des Vatikans denkt....

Eine besondere eigenartige Gruppe waren im Lager die Zeugen Jehovas, Mitglieder einer Sekte, die den Kriegsdienst aus religiösen Gründen verweigerte, sonst aber gänzlich apolitisch war. Sie hielten sich von den anderen Häftlingen so weit wie möglich abgesondert und genossen wegen ihrer strengen Ablehnung von Diebstahl und Lüge ein gewisses Vertrauen bei der SS-Lagerführung: Frauen aus dieser Sekte waren häufig als Hausbedienstete in den Familien von höheren SS-Offizieren eingesetzt. Das „Nein“ der „Zeugen“ zu Hitler hatte mit dem der Widerstandsgruppen nichts zu tun, angesichts der allgemeinen Schlechtigkeit der Menschenwelt war für die „Zeugen“ der Unterschied zwischen Tyrannei und Rechtsstaat, zwischen Hitler und den Demokraten unerheblich.

Im Ehrenbunker, einer im Vergleich zu den unseren fast fürstlich ausgestatteten Holzbaracke außerhalb des Häftlingslagers (und in unmittelbarer Nachbarschaft zum Lagerbordell gelegen), lebte während der Zeit, die ich in Dachau verbrachte, der Pastor Martin Niemöller. Sein hochgeschätzter Name erlaubt mir hier ein paar Gedanken zu dem Widerstand der „Bekennenden Kirche“ zu sagen, deren Wortführer ja zumeist ebenfalls aus Kreisen stammten, in denen man, wie Niemöller selbst, keine aus demokratischen Überzeugungen genährte ideologisch klar ge-

stimmte Ablehnung des Nationalsozialismus von vorn herein mit sich trug. Die ganze Perversität des Nationalsozialismus, sein Nihilismus, und damit seine totale Entgegengesetztheit zum Christentum ist auch vielen von denen, die in der Bekennenden Kirche mutig das „Nein“ oder ihr „Nein“ bekannt haben, nicht von vornherein oder gar noch vor der Machtübernahme erkennbar gewesen. Und wie in den meisten Fällen von ursprünglich nicht parteipolitisch festgelegten Männern und Frauen des Widerstands, hatten auch Mitglieder der „Bekennenden Kirche“ kein sich auf alle Lebensgebiete erstreckendes Gesamtkonzept für eine politische Zukunft, keine politische Weltanschauung, keine Ideologie. Die politischen Folgen mußten sie erst allmählich aus den Erkenntnissen ableiten, die sie zunächst im Religiösen erfaßt hatten. Auch das weitere politische Schicksal von Männern wie Niemöller und Gustav Heinemann hätte diese selbst wahrscheinlich höchst erstaunt, wenn es ihnen vor 1933 vorausgesagt worden wäre.

Von diesen persönlichen Erinnerungen ausgehend möchte ich nun versuchen, die Entwicklungen und Erfahrungen der mehr oder weniger organisierten Neinsager zu beschreiben, nicht ohne nochmals auf die Zehntausende von Menschen hinzuweisen, die als Einzelne, als Wehrdienst- oder Gehorsamsverweigerer, als Helfer für Juden und andere Verfolgte, als Deserteure aus ethisch-politischen Gründen, in das Buch des deutschen Widerstandes mit ihren Namen eingeschrieben sind, wobei man auch ein kollektives Gedenken denjenigen zuwenden soll, von denen wir gar nichts wissen, in vielen Fällen nicht einmal den Namen. An diese „unbekannten Männer und Frauen des Widerstands“ erinnert auch heute kein gehegtes Grab unter keinem Triumphbogen.

Vom Widerstand der Kommunisten ist hingegen viel bekannt. Sie gehörten von Anfang an zu den Feinden, mit denen die Nazis abrechnen wollten, obgleich auf der untersten Ebene manche KP-Leute zur extremen Rechten übergingen und

dort auch aufgenommen wurden, besonders in die SA. Der Haß der „Braunen“ gegen die „Roten“ machte die Weiterführung der kommunistischen Strukturen besonders schwer, hingegen waren die Kommunisten wohl unter den großen Parteien geistig und institutionell am besten auf eine Tätigkeit im Untergrund vorbereitet, und ihre Mitglieder am besten auf eine solche eingestellt, denn selbst in „normalen“ Zeiten besaßen sie teilweise Geheimorganisationscharakter und waren tief durchdrungen von Elementen der sowjetischen Geheimdienste. Die Organisation der Untergrund-KP hat viele Jahre im nationalsozialistischen Deutschland, allerdings in immer enger begrenzteren Strukturen, weitergearbeitet, mit enormen und immer lähmenderen Verlusten, und unter dem wachsenden Druck der Entwicklungen in der Sowjetunion. Die Leitung lag eindeutig in Moskau, wohin die vor Ort tätigen Verantwortlichen häufig abberufen wurden, wie dies in Lebensläufen wie denen von Pieck, Ulbricht und Wehner sichtbar ist. Diese deutschen Kommunisten mußten alle Wendungen der Sowjetführung nachvollziehen, auch wenn diese oft hundertprozentige Umkehrungen mit sich brachten, wie in der Frage der Volksfront nach dem langen schonungslosen Kampf gegen die „verräterischen Sozialdemokraten“. Die deutschen Kommunisten, in der Sowjetunion aber auch im Reich selbst, wurden in die Strudel der Stalinistischen Säuberungen mit einbezogen. Nach 1945 sind denn auch nur diejenigen als mehr oder minder zuverlässig angesehen worden, die in der Sowjetunion selbst überlebt hatten, während die Kommunisten welche in Deutschland bis zum Kriegsende gekämpft oder gar in den USA, in Mexiko oder in Frankreich das Exil durchgestanden hatten, zumeist als Verdächtige aus der Führung der KPD und später der SED ausgeschlossen wurden, wenn ihnen nicht Schlimmeres geschah.

Ich möchte hier noch ein Wort über die Geschichte der deutschen Kommunisten in der Sowjetunion und insbesondere auch zur Geschichte

von Herbert Wehner hinzufügen. Es ist ja bekannt, daß und wie die deutschen Emigranten Opfer der stalinistischen Verfolgungen wurden. Man sollte sich in diesem Zusammenhang daran erinnern, daß eine bedeutende Zahl von ihnen 1941 aus dem Gulag oder den Gefängnissen der Geheimpolizei herausgeholt und an die NS-Strukturen ausgeliefert wurden. Beispielfähig ist in diesem Zusammenhang das Schicksal der Witwe von Heinz Neumann, des Vorgängers von Thälmann an der Spitze der KPD. Neumann selbst war in der Sowjetunion umgebracht worden, und seine Witwe wurde nach der Auslieferung an die Nazis mit anderen Leidensgenossen und Leidensgenossinnen in ein deutsches KZ gesteckt. Frau Buber-Neumann überlebte in Ravensbrück und hat von ihrer Geschichte in eindrucksvollen Büchern berichtet. So traf sie im deutschen KZ Frauen, die als Mitglieder des kommunistischen Untergrundes in Deutschland verhaftet worden waren, während sie direkt von der sowjetischen Geheimpolizei ins deutsche Lager ausgeliefert wurden. Solche Erinnerungen sind heraufzubeschwören, wenn heute Nachgeborene, die wohl kaum von allzuviel wissenschaftlicher Wahrheitsliebe getrieben sind, die Geschichte von Herbert Wehner isolieren und sich zu Richtern über sein Verhalten machen, das sie aufgrund von Akten rekonstruieren, deren Herkunft keineswegs unverdächtig sein kann, und aus denen sie Folgen über eine Erpressbarkeit ziehen, die wenig mit der konkreten Geschichte der Bundesrepublik zu tun hat. Was in unserem Zusammenhang hier wichtig bleibt, das sind die Umstände, unter denen die KPD-Führung während der Nazizeit zu leben und zu sterben hatte. Daß die Geschichte von Frau Buber-Neumann mitten in der Zeit des Hitler-Stalin-Paktes geschehen ist, gehört hier besonders erwähnt.

Natürlich begnügte sich die Führung in der Sowjetunion keineswegs mit der Unterstützung, die sie für die Durchsetzung ihrer Absichten von der deutschen kommunistischen Partei erhalten

konnte. Die Nachrichtendienste der Partei und der Armee, die verschiedenen Abteilungen des NKWD und danach des KGB waren im nationalsozialistischen Deutschland sowie in anderen westeuropäischen Staaten am Werk, meistens ohne direkten Kontakt oder nur mit Teilkontakten zu der jeweiligen lokalen Partei. Zu den bekanntesten Strukturen, die von den „Diensten“ aufgestellt wurden, gehört die „Rote Kapelle“, die der Sowjetunion von großem Nutzen gewesen ist und intellektuell und gesellschaftlich sehr hochgestellte deutsche Mitarbeiter besaß. Harro Schultze-Boysen und Arvid Harnack, um nur zwei bekannte Namen zu nennen, waren gewiß keine subalternen Agenten und schon gar nicht käufliche – obgleich es zu den festen Grundsätzen der sowjetischen Dienste gehörte, auch Mitarbeiter, die sich ihnen aus Idealismus oder aus politischer Überzeugung zur Verfügung stellten, durch erzwungene Annahme von Geld für etwa notwendig werdende Fälle so zu kompromittieren, daß sie dem jeweiligen „Dienst“ rettungslos ausgeliefert waren. Dies könnte wohl auch für manche Fälle gelten, von denen gegenwärtig die Rede ist....

Die aus dem Großbürgertum und dem Adel stammenden deutschen Mitglieder der „Roten Kapelle“, sowie ihre Freunde aus dem Kunst- und Hochschulleben, waren zumeist keine Kommunisten, aber wohl davon überzeugt, daß ohne das Weiterbestehen und die militärische Stärke der Sowjetunion ein Sturz des nationalsozialistischen Regimes nicht möglich sei. Die politische Führung und die Geheimdienste der Westmächte nahmen ihrerseits nur sehr zögernd Kontakte mit Elementen des deutschen Widerstands auf (am weitesten, aber ohne durchschlagenden Erfolg auch bei seinen eigenen übergeordneten Stellen, ging dabei als Verantwortlicher des CIA in der Schweiz Gero von Gaevernitz, Sohn des berühmten deutschen Nationalökonomenschultze-Gaevernitz. Die Beziehungen zu Gaevernitz, einem Vertrauensmann von Allan Dulles, waren besonders österreichischen Widerständlern von Nutzen).

In der "Roten Kapelle" gab es natürlich auch Persönlichkeiten, die mit Freunden oder Verwandten in Beziehung standen, welche ihrerseits in den Raum der großen und vielschichtigen Verschwörung einbezogen wurden, die unter der Bezeichnung des 20. Juli läuft. Über ein Mitglied der Familie Harnack hat es sogar einen Kontakt mit der „Weißen Rose“ gegeben, der jedoch episodisch blieb. Bedeutungsvoller war die Beziehung zwischen der „Weißen Rose“ und den Leuten der großen Verschwörung, welche aber schon allein, weil die „Rose“ ja verhältnismäßig früh entdeckt wurde, keine organisatorischen Folgen hervorbringen konnte. An solchen Beispielen lassen sich die Vielschichtigkeit ebenso wie die sukzessiven strukturellen Veränderungen, die zeitlich bedingt waren, deutlich erkennen, und diese machen es schier unmöglich, klare und übersichtliche Beschreibungen des deutschen Widerstands zu erstellen, die als definitiv angesehen werden könnten. Gewiß, die Dauer der nationalsozialistischen Herrschaft war – historisch betrachtet – eine kurze. Das ist wohl auch einer der Gründe dafür, daß es trotz der enormen Perfektion der Gestapotechnik doch zu so zahlreichen und zum Teil so umfangreichen Widerstands- und Verweigerungsentwicklungen gekommen ist. Ein zweites wichtiges Element, das in dieselbe Richtung gewirkt hat, war der Krieg, dessen furchtbarer Ausgang zumindest seit Stalingrad einem wachsenden Teil der an Entscheidungen beteiligten Deutschen als unvermeidbar erscheinen mußte. Die andere große Zwangs- und Terrorherrschaft, die des Kommunismus in Rußland und in den Nebengebieten und Satellitenstaaten Rußlands, hat bei den einen über 70 Jahre gedauert und bei den anderen 45 Jahre. In solch langem Zeitraum erlischt die Erinnerung an frühere Zustände, und die enorme Maschine der Geheimpolizei macht organisierten Widerstand praktisch unmöglich. Immerhin war der Zweite Weltkrieg für zahlreiche Kriegsgefangene und für viele Menschen in den von deutschen Truppen besetzten Zonen der Sowjetunion der Anlaß zu Entscheidungen

und Haltungen, die den Bruch mit der Tyrannei des Kommunismus bedeuteten. Man muß sich daran erinnern, daß die russischen Einheiten im Dienst der deutschen Wehrmacht bis zu einer Million Männer mobilisiert hatten. Nach dem Sieg Stalins aber konnte von Widerstand keine Rede mehr sein: Erst die in der letzten Phase des Kalten Krieges nach 1975 deutlich erkennbar werdenden Zerfallserscheinungen der Herrschafts- und der Wirtschaftsmaschinerie (welche ja in der Diktatur keineswegs getrennt sind) haben zur Formierung von politischen Oppositionsgruppen geführt und dies besonders – und jeweils unter den lokal gegebenen Farben – in den am meisten westlich ausgerichteten Ländern wie Polen und Ungarn, sowie in Böhmen-Mähren, dem tschechischen Teil der damaligen Tschechoslowakei. Dort waren ja auch schon vorher (Berlin 1953, Budapest 1956, Prag 1969) offene Gesten des Widerstands versucht worden. Aber zurück zu den deutschen Gegebenheiten. Weil dort die Erinnerung an die Zeit vor 1933 noch lebendig war, weil so viele Menschen in Deutschland lebten und agierten, die sich mit dem Nationalsozialismus nicht abgefunden hatten (man denke an eine Persönlichkeit wie Konrad Adenauer, der zwar an keiner formierten Widerstandsgruppe teilnahm, aber im gewollten und streng beobachteten Abseits verharnte) und in ihrer Familie und ihrem weiteren Umkreis die Ablehnung und die Verurteilung wach hielten, war das "Nein", war der Widerstand zwar ungeheuer schwer aber nicht undenkbar. Deutschland war zwar nur in beschränktem Maße und für kurze Zeit eine parlamentarische Demokratie gewesen, aber schon seit langer Zeit ein geographischer und geistiger Ort der Rechtsstaatlichkeit, was von Rußland wohl kaum gesagt werden kann. Daher konnte der Protest gegen die Auswüchse des Nationalsozialismus, die von vielen Menschen entweder sofort oder nach mehr oder minder langer Frist als konsubstantiell mit dem Regime erkannt wurden, in Deutschland in so verhältnismäßig weiten Kreisen wirksam werden. Die Dauer der Tyrannei war historisch

kurz, sie umfaßte gerade den Lebensraum einer halben Generation! Noch bei Kriegsende hatten alle Deutschen über 25 persönliche Erinnerungen an die Zeit vor Hitler, und die Gefahr, daß Hitler-Deutschland wieder in einen Weltkrieg hinein-führen werde, bewegte bereits seit 1935 eine wachsende Zahl von Verantwortlichen, besonders im Offizierskorps und in den Familien, aus denen sich dieses rekrutierte. Der Nährboden des Widerstands war damit verhältnismäßig breit und tief, wenn auch für den oberflächlichen Beobachter die Hörigkeit der Nation gegenüber ihrem "Führer" sehr viel mehr ins Auge fällt. Unter der Tyrannei ist nicht die Unterwerfung erstaunlich, sondern die Verweigerung. Viele der Männer und Frauen, die ihr „Nein“ zu Hitler mit ihrem Leben bezahlt haben, waren einmal von dem Impetus der Worte, von der Faszination der Einmütigkeit, von der Hoffnung auf nationalen Wiederaufstieg und soziale Gerechtigkeit in den Strom der nationalsozialistischen Bewegung gezogen worden. Das galt auch für Menschen wie Hans Scholl oder Klaus Stauffenberg, und ich habe mir selbst oft gesagt, daß es ein Glück für mich gewesen ist, von den Nazis unter die Nichtarier gerechnet zu werden, sonst wäre auch ich vielleicht für mehr oder weniger kurze Zeit der Versuchung der Hitlerjugend-uniformen und der Marschlieder unterlegen. Im Widerstand waren gewiß Menschen tätig, die sich nie auch nur einen Augenblick lang von den Nazis haben verführen lassen und andere, wie Graf Helldorf, einst NS-Polizeipräsident von Berlin, der erst ein wichtiges Amt im Regime eingenommen hatte und dann seine Teilnahme an der großen Verschwörung mit dem Leben bezahlte. Die einen haben erst nach langen inneren Kämpfen oder längerem Sich-Sperren gegen die Einsicht, daß Hitler den Krieg verlieren und die Nation mit sich ins Verderben reißen würde, den Weg zum "Nein" und zum aktiven Widerstand gefunden, während andere vom ersten Tag an verstanden hatten, was Hitler war und wohin der Führer führte. Von diesen aber mußten viele ins Exil fliehen, viele andere gerieten gleich in

den ersten Tagen oder Wochen in die Hände des Feindes, und wenn sie nicht sehr bald und manchmal nach schrecklichem Leiden den Tod fanden, man denke an Erich Mühsam, so blieben sie jahrelang, ja bis zum Ende der Diktatur im Gefängnis oder im KZ. In diesem Sinne war Kurt Schumacher kein Mensch des aktiven Widerstands, aber zehn Jahre im KZ, ohne daß von ihm die geringste Würdelosigkeit bekannt wurde, sind ein immenses "Nein", auch wenn nur wenige damals davon wußten. Und so war es mit dem kommunistischen Blockältesten in Dachau, der sich nach fast zwölfjähriger Haft weigerte, einen wieder eingefangenen geflüchteten jungen Russen auszupeitschen, und den danach keiner von uns wieder gesehen hat. Großherzig oder halbherzig haben sich diese und jene an Widerstandsaktionen oder an deren Vorbereitung beteiligt, und den einen wie den anderen hat die Teilnahme dann das Leben gekostet. Die Warnungen, die von den Generälen und Obersten immer wieder den Westmächten zugetragen wurden - vor der Rheinlandbesetzung, vor dem Einmarsch nach Österreich, während der Sudetenkrise und kurz vor der Invasion von Dänemark, von Norwegen und Holland - waren ausgesprochener Landesverrat, auch wenn sie in London und Paris ebenso in den Wind geschlagen wurden wie 1941 die Warnungen, die an Stalin gerichtet wurden. Aber war nicht in den geöffneten Augen der Männer und Frauen im Widerstand eben der sogenannte Führer der Verräter an Volk und Vaterland? Bei vielen Mitgliedern der großen Verschwörung, zumal bei solchen aus gläubig lutherischem Hause, hat das Problem des Tyrannenmordes tiefe innere Konflikte hervorgerufen. Da alle Obrigkeit von Gott ist, auch die schlechte, so lehrte Luther, muß man ihr auch dann gehorchen, wenn sie zur Gottesgeißel geworden ist. Manche haben sich erst nach langem Ringen dazu entschlossen, daß der Führer und oberste Kriegsherr, den sie den Eid geschworen hatten, im Dienste von Volk und Vaterland umgebracht werden mußte. Diesbezüglich hatten Katholiken es leichter.

Am Schluß war es ja auch ein Katholik, der das Attentat ausführte. Aber Protestanten hatten es vor ihm versucht.

In diesem Zusammenhang will ich auch die Frage über die Bewertung der Männer des Komitees "Freies Deutschland" stellen, die nach der Niederlage von Stalingrad in sowjetischer Gefangenschaft und unter Einbeziehung von Verantwortlichen der KPD, welche in der Sowjetunion überlebt hatten, zur Beendigung des Krieges und zur Beseitigung Hitlers und der NS-Herrschaft aufriefen. Waren Stauffenberg und General Beck Nationalhelden, waren Paulus und Seydlitz schamlose Verräter? Mein Freund Karl Theodor von Guttenberg war stolz darauf, daß er am Soldatensender Calais das deutsche Volk aufrief, sich der Herrschaft Hitlers zu entziehen, sich seiner zu entledigen. Gewiß, England war eine Demokratie und ein Rechtsstaat, die Sowjetunion eine Diktatur, die nicht hinter der NS-Gewaltherrschaft zurückstand. Aber hätten die westlichen Alliierten ohne die Sowjetunion den Krieg gewinnen und Hitler beseitigen können? Vielleicht haben manche Mitglieder des Komitees unter Zwang gehandelt, aber wenn man Helden loben soll, so darf niemand, der nicht der Folter widerstanden hat, diejenigen verurteilen, die etwas aus Angst vor der Folter getan oder verraten haben. Sie soll man mit ihrer Schuld sich selbst überlassen, wissend, daß die Hauptschuld nicht bei denen liegt, die der Folter nicht widerstehen können, sondern bei den Folterern, die Gewalt anwenden oder die befahlen, daß sie angewandt wird: In den Akten der Gestapo hieß das in grauenvollem Amtsdeutsch „verschärfte Vernehmung“. Auch Männer des 20. Juli haben die Folter nicht immer ertragen können. In diesen Tagen feiert man in Frankreich das Andenken an Fred Scamaroni, den Chef der Resistance in Korsika, der sich nach der Gefangennahme der Folter durch Selbsttötung entzogen hat. Es ist eine große Gnade, nicht über unsere Kraft hinaus versucht zu werden. Auch Johanna von Orleans, die von der Kirche zuerst dem weltlichen Arm zur Verbrennung auf

dem Scheiterhaufen übergeben und später zur Heiligen erhoben wurde, hat nach ihrer Verurteilung aus Angst zunächst ein falsches Geständnis abgelegt, bis ihr der Geist den Mut gab, dieses zu widerrufen.

Von den Formen des kommunistischen Widerstands in Deutschland habe ich bereits gesprochen. Bedeutungsvoll ist vor allem an seiner Geschichte, daß er nie ganz besiegt wurde, daß die Anziehungskraft der Doktrin und der Organisation sowie das mehr oder minder mißgedeutete Beispiel der Sowjetunion immer wieder Menschen zu Taten mobilisierte, die, so bescheiden sie auch an direkter Wirkung waren, die Flamme der kommunistischen Verweigerung nicht erlöschen ließen. Die meisten dieser Herdstätten des Widerstands befanden sich nicht mehr – in den Kriegsjahren besonders – unter direkter Kontrolle der Partei und der Moskauer Führung – daher das Mißtrauen, das von dort nach Kriegsende denen entgegengebracht wurde, die vor Ort in Deutschland gehandelt hatten. Es gehört aber auch zu den schrecklichen Aspekten der menschlichen Seele, daß Männer und Frauen, die jahrelang für ihre Überzeugung in Gefängnissen und Konzentrationslagern des NS-Regimes gelitten, die zahlreich die Folter gekannt hatten, später an der Errichtung einer neuen Tyrannei in Deutschland aktiv und – was manche angeht, auch an führender Stelle – rnitgewirkt haben, soweit sie nicht als verdächtig ausgeschaltet wurden. Die zehn Jahre im Zuchthaus haben Erich Honecker nicht davon abgehalten, jahrelang an der Spitze eines Regimes zu stehen, das auf eine Weise nicht weniger verbrecherisch war als das nationalsozialistische, gerade weil es positive und anziehende Ideen verbal proklamierte, sie aber mit der Tat in ihr Gegenteil verkehrte. Die Herrenmenscheneideologie des Nationalsozialismus entlarvte sich selbst, wenn man sie genauer betrachtete, aber der offizielle Marxismus als Staatsdoktrin einer totalitären Gewaltherrschaft verleugnete den humanitären und liberalen Ansatz, ja eben den Wortlaut seiner freizehlichen Parolen - *Corruptio optima pessima*.

Die deutsche Sozialdemokratie besaß vor der nationalsozialistischen Machtübernahme keine Geheimorganisation. Randgruppen allerdings wie die Sozialistische Arbeiterpartei, die SAP, die sich am Anfang der dreißiger Jahre selbständig machte, und zu der auch der junge Willy Brandt gehörte, hatten verstanden, daß man sich auf den Durchmarsch durch die Hölle vorbereiten mußte. Die SAP ebenso wie die jüngere Gruppe Neubeginn, die sowohl im Exil wie im Lande selbst agierte, haben sich als Strukturen des Widerstandes bewährt, vor allem „Neubeginnen“, dessen gut organisierte Zellen sich zum Teil bis zum Ende des nationalsozialistischen Regimes erhielten und aktiv bleiben, wenn auch in beschränktem Wirkungskreis. Persönlichkeiten, die von der alten SPD herkommen, haben in der Großen Verschwörung eine Rolle gespielt. Man erinnere hier an Namen von Julius Leber und Carlo Mierendorff. Dies ist ja gerade das Hauptkennzeichen, das die Verschwörung weit über die lokale, zeitliche oder politische Begrenzung aller anderen Gruppen des deutschen Widerstandes hinaushob: allmählich sind in sie Tendenzen, Bestrebungen und Gruppen der verschiedensten Herkunft und Couleur eingemündet. Von Menschen, die vom ersten Tag an gegen Hitlers Herrschaft gewirkt hatten, bis zu Offizieren, die sich lange Zeit im Glanz der Siege von Hitlers Wehrmacht gesonnt hatten. Auch in den besetzten Ländern haben sich die sozialdemokratischen Parteien nur schwer als solche in der Resistance aktiviert, weil sie auf revolutionäres Handeln und schon gar nicht auf Untergrundtätigkeit in einer Gewaltherrschaft in keiner Weise vorbereitet waren. Dies ist auch einer der Gründe dafür, daß in Ländern wie Frankreich und Italien nach der Befreiung zunächst die kommunistischen Parteien, die sich unter den Bedingungen des Widerstandskampfes besonders erfolgreich entfalten konnten, ein viel weiteres politisches Einflußgebiet besetzen konnten als die sozialdemokratischen Konkurrenten. In Deutschland war dies anders, vor allem weil das abstoßende Beispiel

der kommunistischen Herrschaft zuerst durch die deutsche Besetzung eines großen Teils der Sowjetunion und dann durch die Bedingungen, unter denen die Besetzung Ostdeutschlands vor sich ging, und durch die dortige Errichtung einer kommunistischen Satrapie, weithin bekannt und erkannt wurde.

Jeder einzelne der Beteiligten an den Bemühungen, die zum 20. Juli 1944 geführt haben, war nach seinem eigenen Gesetz angetreten und folgte seinem eigenen Weg. In Deutschland konnte es keine Maquis geben, keinen militärisch organisierten und wirksamen Widerstand, keine Resistance. (Auch in Frankreich ist die Verweigerung erst nach der Verkündung eines allgemeinen Arbeitsdienstzwangs der schnell „Arbeitsdeportation“ genannt wurde, ein Massenphänomen geworden), und es gab in Deutschland keine weithin fast menschenleeren Gebirgsgegenden, wie die, in denen die ersten Maquis sich formierten. Es gab auch nicht die wachsende Komplizität der national gesinnten Bevölkerung gegen die „Occupants“ und ihre französischen Komplizen. In diesem Sinne könnte man sagen, daß das Attentat die einzige militärische Handlung des deutschen Widerstands gewesen ist, aber man muß auch in umgekehrter Richtung feststellen, daß der Kreis der an der Verschwörung Beteiligten so groß war, daß es Verwunderung und Bewunderung erregt, wenn die Männer des Kreisauer Kreises, wenn hervorragende Persönlichkeiten des deutschen militärischen und politischen Establishments so lange gegen Hitler und gegen das Regime handeln konnten, wenn sie so lange die Vorbereitungen zum Umsturz betreiben konnten, wenn sie so zahlreich an all dem beteiligt waren, ohne daß ihre Betätigung verraten wurde. Gewiß, die Gegner des Regimes schwammen nicht inmitten ihres Volkes wie die Fische im Wasser, um eine Formel von Mao Tse Tung zu gebrauchen, aber sie waren auch nicht so total isoliert, wie man es oft im Ausland glaubte und noch glaubt.

Bis 1938 gab es praktisch nur Deutsche in den Konzentrationslagern und die Zahl derer, die

dort untergebracht und zum Teil umgebracht wurden, belief sich auf viele Zehntausend. Noch im Herbst 1944 gab es allein in Dachau über 2.000 „Reichsdeutsche“, d.h. daß in dieser Zahl die Österreicher, die mehrere hundert ausmachten, nicht mitgerechnet waren, und damals gab es im Reich mehr als ein Dutzend Lager von ähnlichen Ausmaßen wie Dachau. Die Insassen von Gefängnissen und Zuchthäusern sind dabei ebensowenig mitgerechnet wie die von Arbeitslagern, von Strafkompagnien oder Sondereinheiten, z.B. die 55-Division Dirlewanger, in der Staatsfeinde neben Wilddieben, Räubern und Mördern für das Hitlerreich kämpfen mußten oder sollten. Im Herbst 1944 wurden alle diensttauglichen KZ-Insassen aus Deutschland und Österreich in die 55-Division Dirlewanger zwangsweise eingegliedert. (Viele „Politische“ liefen bei erster Gelegenheit zu den Sowjets über und wurden von diesen zumeist als 55-Kriegsverbrecher zu langen Zwangsarbeitsstrafen verurteilt). Von den Kriegsverurteilten der Wehrmacht sind über hunderttausend Todesurteile wegen Desertion, Dienstverweigerung, Gehorsamsverweigerung u.ä. gefällt und zum größten Teil auch vollstreckt worden.

Das „Nein“ zu Hitler war gewiß nicht von einer Mehrheit des deutschen Volkes getragen, aber so hoffnungslos allein und vereinzelt waren die Männer und Frauen dieses Neins eben doch nicht.

Die historischen und geographischen Umstände brachten es allerdings mit sich, daß zwischen den Gruppen und den Einzelnen, die in Deutschland oder bei der Wehrmacht in den besetzten Gebieten gegen das NS-Regime handelten und den Widerstandskämpfern der anderen Nationen nur wenig und selten Kontakt hergestellt wurde. In den beiden Städten, in denen der 20. Juli 1944 ein kompletter Erfolg gewesen ist, in Paris und in Wien, blieb der lokale oder nationale Widerstand von den Ereignissen innerhalb der deutschen Führung fast völlig unberührt. Von Verbindungen zwischen Elementen, die zu der

Großen Verschwörung gehörten und französischen Widerstandsgruppen ist mir nie etwas bekannt geworden. Das hing natürlich mit der notwendigen Vorsicht auf der Seite der Résistants und auch der „Verschwörer“ zusammen, und wohl auch mit der Überzeugung, daß es deutsche Antinazis nicht gab oder nicht mehr gab. In den französischen Maquis gab es gewiß deutsche Überläufer, die zum Teil aus kommunistischen, sozialdemokratischen oder christlichen Umgebungen stammten, aber das waren isolierte Individuelle, Einzelfälle, die vom deutschen Widerstand selbst selten etwas wußten, und in Frankreich eben als solche angesehen wurden.

Der „20. Juli“ wurde demnach in Frankreich allgemein als ein Versuch von Militärs und Reaktionen ausgelegt, die in letzter Minute noch für sich selbst und die von Ihnen vertretenen Kreise – indem sie das sinkende Schiff Hitlers verließen – einen Weg in die Zukunft öffnen wollten. Erst im KZ erfuhren manche einsichtige Leute der Resistance, daß sie in Deutschland zahlreiche Verbündete hatten, die gegen denselben Feind kämpften und dies in vielen Fällen seit sehr viel längerer Zeit als sie selbst. Weder die westlichen Alliierten, noch die Sowjets waren – zum Teil aus denselben, zum Teil aus entgegengesetzten Gründen – wirklich daran interessiert, daß es einen deutschen Widerstand gab, dessen Vertreter sich nach Hitlers Fall als Wortführer des deutschen Volks Gehör verschaffen könnten. Nach der Forderung auf bedingungslose Kapitulation durfte es keine Deutschen geben, die den Anspruch hätten erheben können, von den Siegern als Verbündete behandelt zu werden. Das mag bei manchen der Gegner Hitlers eine tiefe und echte Verzweiflung hervorgerufen haben, man liest sie in vielen Äußerungen von Männern besonders aus dem Umkreis des 20. Juli.

Die wesentliche und wesentliche Zusammengehörigkeit des Widerstands gegen den Nationalsozialismus in allen Ländern und bei allen Völkern Europas konnte erst nach dem Sieg, dem

militärischen Sieg, allmählich erkannt werden. Dabei ist es natürlich von großer Bedeutung, daß auch daran erinnert wird, wie die Regierungen und weite Teile der Öffentlichkeit und der Einflußübenden in Frankreich, in Großbritannien und auch in den USA, den Nationalsozialismus lange Zeit in seinen ungeheuren zerstörenden Ausmaßen nicht erkannt haben und nicht erkennen wollten, ja ihn als nützliche Vorhut oder als Bollwerk im Kampf gegen den Bolschewismus sehen wollten, und wie sie ihn später sowohl aus Furcht vor ihm selbst wie aus Angst vor dem was in Europa entstehen würde, wenn dieser Nationalsozialismus zu Fall käme, zu beschwichtigen versucht haben. Der Geist von München mußte die innerdeutschen Gegner Hitlers zur Verzweiflung bringen. Zwei Jahre danach fand der Nationalsozialismus dann in allen besetzten Gebieten Verbündete, Kollaborateure, Quislinge. Der polnische Historiker und Botschafter Bartoszewski erzählt in seinem Buch ZEGOTA, wie sich die polnischen Stellen in London vergebens bemühten, die englische Regierung und die englische Öffentlichkeit über die massive Ermordung der Juden in Polen zu benachrichtigen. Was er dazu berichtet, steht nicht weit von dem, was die Grundlage zur Denunziation der Haltung des Vatikans bei Hochhut geliefert hat. Auch die Berichte eines Augenzeugen, die Gaevernitz in Bern über Auschwitz erhielt, blieben in den Kanälen der CIA stecken.

In diesem Zusammenhang sollte auch noch die zweigleisige Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen in den Lagern der USA vor Kriegsende und noch lange danach erwähnt werden. Vor allem in den ersten Zeiten. Und ähnliches stellte ich selbst in Frankreich fest, als aus Dachau zurückgekehrt, der Wortführer der dortigen Franzosen zum Heeresminister de Gaulles berufen wurde, und als Edmond Michelet mich mit der Kontrolle der deutschen Kriegsgefangenenlager beauftragte: in vielen Fällen lag die interne Verwaltung in den Händen überzeugter und alle anderen Tendenzen brutal ausschaltenden Nazis. Erst allmählich gelang es antifaschistische Ele-

mente zu fördern und ihnen die Möglichkeit zu geben auf Ihre Kameraden einzuwirken, nicht ohne Gefahr für Leib und Leben. Für viele westliche Militärs waren Antinazis automatisch als Kommunisten verdächtig. Auf Männer, die in der Waffen-SS gekämpft hatten (zum Teil, im letzten Jahr, ohne Freiwillige gewesen zu sein) wurde in Frankreich Druck ausgeübt damit sie sich als Fremdenlegionäre für den beginnenden Krieg in Indochina engagierten. Als ich in Saint-Denis ein Zentrum schuf, in dem junge deutsche Offiziere sich selbst mit unserer Hilfe auf das Leben in einer anderen, postnationalsozialistischen Welt vorbereiten sollten (mein Unternehmen, war weniger direkt als das länger wirkende englische Wilton Park), schien das manchen konservativen französischen Offizieren nicht nur unnötig, sondern oft sogar verdächtig. Natürlich drängten sich denn auch in vielen Lagern Kommunisten in die „Antifa“-Kommittees. Dieselben Schwierigkeiten machten uns ja auch in Frankreich selbst, in der französischen Wirklichkeit zu schaffen: in der Resistance hatten zahlreiche Kommunisten Seite an Seite mit uns gekämpft, aber ihre Zugehörigkeit zu einer Struktur, die sie selbst meist nur sehr unvollkommen durchschauten, hatte zur Folge, daß sie eben keine Resistanten wie die anderen waren, und das gleiche gilt natürlich im deutschen Widerstand. Sie, die Kommunisten, waren gleichzeitig mit uns und gegen uns, und in Deutschland neben und mit und auch gegen die Große Verschwörung. Und in der Folge dieser separaten Logik konnten viele von ihnen nach 1945 dann beim Aufbau der zweiten deutschen Diktatur mitwirken, während ihre französischen Genossen aus eigener Kraft dazu trotz heftiger Bemühung – Gott sei Dank, oder Amerika sei Dank – nicht fähig gewesen sind.

Aus dieser Logik heraus mußte sich dann der kommunistische Staat in Deutschland unentwegt auf das „Nein“ zu Hitler berufen und gleichzeitig alle diejenigen ausgrenzen und – soweit es in seiner Macht stand – ausmerzen, die nicht retroaktiv in den kommunistischen Widerstand

einbezogen werden konnten. Der „20. Juli“ mußte hier als ein Versuch des Junkertums und der Großbourgeoisie dargestellt werden, um sich in letzter Stunde von dem so lange nützlich und jetzt nicht mehr verwendbaren Hitler loszulösen. Indem der SED-Staat für die Kommunisten und ihre Fellow-Travellers das Monopol des deutschen Widerstandes beanspruchte, brachte er den Widerstand und dessen Symbole, als mit dem Kommunismus identisch in Verruf. Auch hier muß nun nach dem Ende der zweiten deutschen Diktatur die historische Wirklichkeit erst wiederhergestellt werden, die eben nicht entweder ganz schwarz oder ganz weiß ist, sondern grau in unzähligen Schattierungen. Ich habe diese meine Überlegungen am Jahrestag des Untergangs der „Weißen Rose“, der gleichzeitig der Tag ihres Einzugs in die deutsche Geschichte bedeutet, unter den Titel „Vielfalt und Einheit des Neins zu Hitler“ gestellt. Den Hörern mag der Sinn dieser Formel nun am Ende meiner Ausführung klarer geworden sein, jedenfalls hoffe ich es. Jeder, der dem Befehl des Tyrannen die Stimme des persönlichen Gewissens entgegenstellt und ihm den Gehorsam verweigert, gehört – so verschieden seine Worte und Handlungen auch sein mögen – in das große Heer derer, die sich der falschen, der usurpierten Obrigkeit nicht unterwerfen, gehört zu den Nachkommen und Nachfolgern unserer gemeinsamen Schutzheiligen Antigone. Während sie kämpften und litten, gehörten auch die deutschen Kommunisten in diese Kohorte, ebenso wie die ehemaligen Nazis, die sich von Hitler abgewandt hatten. Sie kamen von verschiedenen Orten und – soweit sie den Tyrannen überlebten – sind sie danach wieder verschiedene Wege gegangen. Hunderttausende von Deutschen haben sich in einer entschiedenen und entscheidenden Geste dem Tyrannen verweigert. Was auch später aus ihnen geworden ist, wenn es für sie ein später gegeben hat, nichts kann sie der Ehre dieses Neins berauben, das auch die kollektive Ehre des deutschen Volks ausmacht, eine Ehre, die sich der Kollektivschuld, der Zuschreibung einer

Kollektivschuld, entgegensetzt. Kein Deutscher kann und darf sich der Folgen dessen entziehen, was Hitler und der Nationalsozialismus in seinem Namen verbrochen haben, und alle Deutschen können, indem sie es wollen, teilhaben an der Ehre und der Würde, welche die Verweigerer mit ihrem Nein sich selbst und ihrem Volke erworben haben. In diesem Sinne gehört der deutsche Widerstand, zusammen mit dem Widerstand in allen besetzten Ländern, in eine große europäische Gemeinschaft der Widerstandskämpfer, der Gehorsamsverweigerer gegenüber der Tyrannei. In wenigen Monaten, im Juni dieses Jahres, wird in der Normandie der 50. Jahrestag der Landung der Alliierten gefeiert werden, als Anfang zum Ende des nationalsozialistischen Regimes. An diesen Zeremonien wäre eine Teilnahme Deutschlands, des offiziellen Deutschlands, kaum denkbar. Ich hätte es daher vorgezogen, wenn alle Europäer zusammen den Sieg der Freiheit gefeiert hätten, der an den normannischen Küsten begann, natürlich mit Teilnahme des amerikanischen Verbündeten, ohne den wir unsere Freiheit erst sehr viel später, wenn überhaupt, wiedergewonnen hätten. Und an einem solchen Fest hätten auch alle diejenigen teilnehmen können, die ihre Freiheit erst vor vier Jahren wiedergewonnen haben. Aus solchen Gründen und aus dieser Sicht erscheint mir der 50. Jahrestag des 20. Juli als ein mindestens ebenso begehrenswerter Festtag wie der 6. Juni. Gewiß, viele der Täter und Opfer der Großen Verschwörung waren zuerst und zunächst deutsche Patrioten, aber galt dies nicht auch für die meisten Resistenten in den anderen Ländern, aber viele hatten schon damals erkannt, daß es für die Völker Europas keine getrennten Wege in die Zukunft mehr geben kann, wenn es für sie überhaupt eine Zukunft geben soll.

In seiner Vielfalt und in seiner Einheit gehört der deutsche Widerstand in die Vielfalt und die Einheit des europäischen Widerstands. Wir erkennen ihn an als Teil unserer gemeinsamen Geschichte und als Teil unserer gemeinsamen Verpflichtung zur Wachsamkeit.

Wiedereröffnung der Nuklearmedizinischen Klinik und Poliklinik

Im Mai 1994 konnte die Nuklearmedizinische Klinik und Poliklinik im Klinikum Innenstadt im Klinikgebäude an der Ziemssenstraße wieder eröffnet werden. Seit einem Brand vor sieben Jahren hatte nach notdürftigen Reparaturen nur ein sehr eingeschränkter Betrieb der nuklearmedizinischen Diagnostik stattfinden können. Trotzdem waren 1993 z.B. 5.000 nuklearmedizinische Untersuchungen bei 3.700 Patienten durchgeführt worden. 1994 konnten nun endlich die Sanierungsarbeiten abgeschlossen werden, die mit Mitteln in Höhe von 3,5 Mio DM durchgeführt worden waren.

Nach der Fertigstellung verfügt die Klinik jetzt über sechs nuklearmedizinische Untersuchungsgeräte mit angeschlossenen EDV-Systemen. Durch Kooperationsverträge mit den Firmen Picker International und Siemens konnte die Klinik mit den modernsten Tomographiesystemen ausgerüstet werden, die heute zur Verfügung stehen. Damit hat sie eine Ausstattung erhalten, wie sie weltweit von wenigen Kliniken erreicht wird. Bei der Innenarchitektur wurde besonderen Wert auf den Gedanken der Verbesserung der psychologischen Patientenbetreuung gelegt und versucht, eine Atmosphäre des Wohlfühlens zu schaffen.

Kurz vor der Wiederöffnung, zum 1. Februar 1994, konnte der neuerrichtete Lehrstuhl für Nuklearmedizin mit Prof.Dr. Klaus Hahn besetzt werden, der vorher zehn Jahre lang als Direktor der Klinik und Poliklinik für Nuklearmedizin im Klinikum der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz war.

25 Jahre Pädiatrische Intensivstation

Am 18. Juni 1994 beging die Pädiatrische Intensivstation im Dr. von Haunerschen Kinderspital mit einem Symposium ihren 25. Geburtstag. Die Begrüßungsansprache hielt Prorektor Prof. Dr. Dr. Dieter Adam, der selbst vor 25 Jahren als Assistenzarzt in diese Klinik eingetreten war. Die Station war als einer der ersten Kinder-Intensivstationen in Deutschland gegründet worden. Sie verfügt über 16 Betten, die immer voll belegt sind, bei einer außerordentlich kurzen durchschnittlichen Verweildauer. In der Regel werden pro Jahr etwa 500 Patienten behandelt. Davon kommen 53 % als akute Notfälle, 10 % haben akute schwere Infektionen, eine Immunschwäche oder werden im Haus von der onkologischen Abteilung betreut, 3 % leiden an Erkrankungen des Herzens. Viele Patienten kommen von weit her, auch außerhalb Münchens, Bayerns bzw. Deutschlands.

Erst im Frühjahr 1994 war die Station nach größeren Umbaumaßnahmen mit Kosten in Höhe von 750 000 DM wieder eröffnet worden. Die Räumlichkeiten wurden den modernen Anforderungen einer Intensivstation angepaßt, sowie eine patientengerechte Gestaltung der Zimmer vorgenommen. Dabei haben die Schwestern selbst die Wände mit kindergerechten Szenen aus bekannten Kinderbüchern bemalt.

Das Jubiläumssymposium diente einer Vorstellung neuester Forschungsergebnisse auf dem Gebiet der Kinderintensivmedizin. Gerade die hiesige Intensivstation kann hier stolze Ergebnisse vorweisen: So konnten neue Erkenntnisse für die Diagnostik und Therapie beatmeter Patienten erzielt werden, aber auch Erfolge im Rahmen der Verbrennungsbehandlung, der Regulation des Elektrolythaushaltes bei Intensivpatienten und im Rahmen der Diurese bei Vergiftungspatienten.

Eröffnung des Genzentrums

Am 23. Juni 1994 wurde der Neubau des Laboratoriums für Molekulare Biologie (Genzentrum) und Biochemie mit mehreren Lehrstühlen neben dem Klinikum Großhadern als erster Bauabschnitt der Verlegung der Fakultät für Chemie und Pharmazie aus der Innenstadt festlich eingeweiht.

Zur Begrüßung sprach Rektor Prof. Dr. Wulf Steinmann. Es folgten Grußworte von Prof. Dr. Hans Zacher, Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, Prof. Dr. Karl-Heinz Hoffmann, Vorsitzender des Wissenschaftsrates, Dr. Johannes Kohl, Leiter der Geschäftsführung der Wacker-Chemie GmbH, Ministerialdirektor Dr. Eckard Lübbert, Bundesministerium für Forschung und Technologie und Stadtrat Dr. Hermann Schultes-Sasse, Gesundheitsreferent der Landeshauptstadt München. Die Ansprache hielt der Bayerische Ministerpräsident Dr. Edmund Stoiber. Alle Reden sind im folgenden dokumentiert, ebenfalls eine Presseerklärung des Bayerischen Kultusministers Hans Zehetmair.

Prof. Steinmann:

Wir feiern heute die glückliche Vollendung einer Unternehmung, die wir vor ziemlich genau 10 Jahren begonnen haben: Die Gründung des Genzentrums der Ludwig-Maximilians-Universität. Am 8. Mai 1984 haben wir mit einer Feier im Senatssaal unserer Universität den Forschungsschwerpunkt „Grundlagen und Anwendungen der Gentechnologie“ eröffnet und damit den offiziellen Beginn des Genzentrums gemacht. Die damals gehaltenen Reden sind in der Chronik unserer Universität für das Jahr 1983/84 abgedruckt. Ein Foto des Ereignisses zeigt in der 1. Reihe den damaligen Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß, den Bundesminister für Forschung und Technologie, Dr. Riesenhuber, den Kultusminister, Prof. Hans Maier, den

Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft, Prof. Lüst und als Vertreter der Industrie Professor Weißärmel, Vorstandsmitglied der Hoechst AG. Wir freuen uns ganz besonders, als Amtsnachfolger von Franz Josef Strauß Sie, sehr verehrter Herr Ministerpräsident, und als Nachfolger von Prof. Hans Maier Sie, sehr geehrter Herr Staatsminister Zehetmair, sowie als Nachfolger von Prof. Lüst Sie, lieber Herr Zacher, heute bei uns begrüßen zu können. Als Vertreter der Industrie begrüße ich Herrn Dr. Kohl, den Leiter der Geschäftsführung der Wacker-Chemie und Herrn Dr. Seifert, Vorstandsmitglied der Hoechst AG., sowie als Vertreter des Bundesministers für Forschung und Technologie Herrn Ministerialdirektor Dr. Lübbert. Ihnen allen sind wir zu außerordentlichem Dank verpflichtet, nicht nur weil Sie heute mit uns feiern und das Wort ergreifen werden, sondern vor allem, weil Sie das Genzentrum von Anfang an großzügig und engagiert gefördert haben und damit entscheidenden Anteil daran haben, daß wir heute dieses Freudenfest begehen können. Das gilt für die Ministerpräsidenten Strauß und Streibl ebenso wie für Sie, Herr Ministerpräsident, und für die Bayerische Staatsregierung. Franz Josef Strauß hat 1984 in seiner Ansprache betont, daß das Gelände der ehemaligen Türkenkaserne zur endgültigen Heimat des Genzentrums werden solle. Diesen Plan haben wir dann auch 6 Jahre lang mit allem Nachdruck verfolgt, bis im Mai 1990 auf Initiative von Herrn Staatsminister Zehetmair die Bayerische Staatsregierung beschlossen hat, nicht nur das Genzentrum, sondern die gesamte Fakultät für Chemie und Pharmazie an diesem Standort hier in Großhadern zu errichten. Für diesen zukunftsweisenden Beschluß sind wir Ihnen, Herr Staatsminister, und der Bayerischen Staatsregierung außerordentlich dankbar, insbesondere da Sie bisher mit Erfolg dafür gesorgt haben, daß Ihre Zusage, es werde dadurch keine zeitliche Verzögerung eintreten, eingehalten wurde. Dieses Gebäude wurde in einer Rekordzeit von noch nicht einmal 4 Jahren geplant und gebaut. Die Bauzeit selbst betrug 2 1/2 Jahre.

Vor 2 Jahren, am 26. Mai 1992, haben wir den Grundstein gelegt. Dieses für ein öffentliches Bauvorhaben einzigartige Tempo konnte nur im Zusammenwirken aller an dem Vorhaben Beteiligten erreicht werden, und auch dafür möchte ich im Namen der Universität und der künftigen Nutzer des Genzentrums herzlich danken. Unser Dank geht an die Architekten, an die Oberste Baubehörde und das Universitätsbauamt, an Sie, Herr Staatsminister, und die Mitarbeiter Ihres Hauses, an die anderen beteiligten Ministerien, insbesondere die Vertreter des Finanzministeriums, aber auch an die Baufirmen und die Mitarbeiter der Zentralen Universitätsverwaltung. Besonderer Dank gebührt aber auch dem Bundesministerium für Forschung und Technologie und der chemischen Industrie, insbesondere der Hoechst AG und der Wacker-Chemie für die finanzielle und ideelle Förderung, die das Genzentrum über den Forschungsschwerpunkt „Grundlagen und Anwendungen der Gentechnologie“ in der Zwischenzeit erfahren hat, aber auch der Max-Planck-Gesellschaft für ihre Bereitschaft, das Genzentrum im Max-Planck-Institut für Biochemie 10 Jahre lang zu beherbergen und für die ausgezeichnete und fruchtbare Zusammenarbeit. Sie wird durch die Nachbarschaft der beiden Institute in Zukunft sicherlich fortgesetzt werden.

Unser Dank gilt auch dem Wissenschaftsrat, der unser Bauvorhaben geprüft und zur Mitfinanzierung durch den Bund empfohlen hat. Wir freuen uns, daß der Vorsitzende der Wissenschaftsrats, Professor Hoffmann, bei uns ist und zu uns sprechen wird. Danken möchte ich schließlich der Landeshauptstadt München, insbesondere für die zügige Aufstellung des Bebauungsplans für das Gelände, auf dem der 2. Bauabschnitt errichtet werden soll, der sechsmal so groß werden wird wie der heute eingeweihte erste und die Institute der Fakultät für Chemie und Pharmazie umfaßt. Ich begrüße Herrn Stadtrat Dr. Schulze-Sasse, der in Vertretung der Herrn Oberbürgermeisters das Wort an uns richten

wird. Schließlich gilt mein Gruß den Abgeordneten des Deutschen Bundestags und des Bayerischen Landtags, den Mitgliedern des Bayerischen Senats, an seiner Spitze Herr Vizepräsident Schumann, sowie den Mitgliedern des Stadtrats der Bayerischen Landeshauptstadt, dem Präsidenten unserer Schwesteruniversität, Herrn Prof. Meitinger, den Mitgliedern unseres Kuratoriums, namentlich dem Vorsitzenden, Herrn Dr. Kaske, den Vorstandsmitgliedern der Universitätsgesellschaft, insbesondere dem Vorsitzenden, Herrn Dr. Schneidawind, unseren Ehrensenatoren, unseren auswärtigen, besonders unseren ausländischen Gästen und Ihnen allen, meine Damen und Herren, die ich nicht namentlich aber deshalb nicht minder herzlich begrüße.

Ich begrüße die Vertreter der Presse und des Rundfunks und danke Ihnen, daß Sie über dieses Ereignis in den Medien berichten werden. Wir machen in diesen Tagen besondere Anstrengungen, um die Forschung und ihre Bedeutung für die Gesellschaft der Öffentlichkeit näherzubringen. Bundesweit werden Tage der Forschung veranstaltet, die dies zum Ziel haben. Auch die beiden Universitäten in München leisten in gemeinsamen, aber auch in gesonderten Veranstaltungen ihren Beitrag dazu. Die heutige Einweihung des Genzentrums kann als besonders wichtiger Beitrag zu dieser Aktion verstanden werden. Bitte betrachten Sie diese Feier und den anschließenden Rundgang im Genzentrum auch als einen besonders wichtigen Teil unserer Anstrengungen, den Bürgern, mit deren Steuergeldern unsere Forschung finanziert wird und auf deren verständnisvolle Unterstützung wir angewiesen sind, zu erklären, was wir in der Forschung tun und daß dies nicht zum Schaden, sondern zum Besten der Gesellschaft geschieht. Dies ist der einzige Weg, um die vielfach anzutreffenden Ängste und die viel zu weit verbreitete Ablehnung der Wissenschaft abzubauen. Das ist bei der Gentechnologie besonders wichtig und notwendig. Ich möchte Herrn Professor Winnacker, der sich auch in dieser Beziehung

immer durch besonderes Engagement und durch vorbildlichen Einsatz hervorgetan hat, an dieser Stelle dafür herzlich danken.

Mit diesem Dank verbinde ich den Glückwunsch der Universität an den Leiter des Genzentrums und alle Mitglieder und Mitarbeiter. Wir freuen uns mit Ihnen, daß Sie nun dieses schöne, neue Gebäude beziehen können und wünschen Ihnen von Herzen, daß Sie Ihre Forschungsarbeit, die Sie in den vergangenen Jahren so erfolgreich begonnen haben, hier mit noch größerem Erfolg fortsetzen.

Ich möchte schließen mit einer Bitte an Sie, sehr verehrter Herr Ministerpräsident, die Bayerische Staatsregierung und den Bayerischen Landtag: Was heute eingeweiht wird, ist nur der 1. Bauabschnitt eines Vorhabens, das nach dem Beschluß der Bayerischen Staatsregierung vom Mai 1990 noch in diesem Jahrzehnt vollendet werden soll. Bis zum Jahr 1999 soll die gesamte Fakultät für Chemie und Pharmazie nach Großhadern verlegt werden. Es ist für die Universität und für die Fakultät für Chemie und Pharmazie von entscheidender Bedeutung, daß dieser Termin eingehalten wird. In den kommenden 6 Jahren werden in der Fakultät für Chemie und Pharmazie 10 von 16 Lehrstühlen durch Emeritierung der derzeitigen Inhaber vakant und müssen wieder besetzt werden; 3 weitere folgen in den Jahren 2000 und 2001. Nur wenn wir den zu berufenden Wissenschaftlern konkrete Zusagen für den Bezug der neuen Institute in nahe bevorstehender Zeit machen können, haben wir eine Chance, diese Lehrstühle wieder so zu besetzen, daß der hervorragende Ruf, den unsere Chemie in Deutschland und weit darüber hinaus genossen hat und immer noch genießt, erhalten bleibt. Immerhin haben in dieser Fakultät 4 Nobelpreisträger gewirkt, nämlich Adolf von Baeyer, Heinrich Wieland, Richard Willstätter und Feodor Lynen. Der anstehende Generationswechsel muß so vollzogen werden, daß diese große Tradition im nächsten Jahrtausend

fortgesetzt wird. Eine Verzögerung beim 2. Bauabschnitt darf also nicht eintreten. Deshalb geht unsere dringende Bitte an sie Bayerische Staatsregierung und den Bayerischen Landtag, noch in dieser Legislaturperiode die Weichen so zu stellen, daß ohne Verzögerung der 2. Bauabschnitt in Angriff genommen werden kann, d.h. noch in diesem Herbst die Bauarbeiten beginnen. Dann werden wir am Ende dieses Jahrzehnts die Vollendung des 2. Bauabschnitts feiern können und damit eines der größten und bedeutendsten Bauvorhaben in der Geschichte unserer Universität zu einem glücklichen Ende gebracht haben.

Minister Zehetmair (auf der Pressekonferenz):

Der Neubau des Genzentrums steht als Beispiel für eine nach vorne schauende, aktive bayerische Forschungs- und Technologiepolitik. Gerade vier Jahre ist es her, daß der Ministerrat beschloß, die gesamte Fakultät für Chemie und Pharmazie der Ludwig-Maximilians-Universität München aus der Innenstadt nach München-Großhadern zu verlagern. Die ursprünglichen Planungen sahen noch das Gelände der ehemaligen Türkenerkaserne in der Innenstadt für die Neubauten vor.

Der heutige Tag beweist, daß die damalige Standortentscheidung richtig war. Der Neubau des Genzentrums und des Instituts für Biochemie, als erster Bauabschnitt im Rahmen der Gesamtbaumaßnahme vorgesehen, konnte rasch, ja letztlich schon vor dem für Herbst 1994 vorgesehenen Fertigstellungstermin verwirklicht werden. Die Investitionen, eine Bau- summe von 84,2 Mio DM und Ersteinrichtungskosten in Höhe von 26 Mio DM verdeutlichen, welche lohnenden Anstrengungen für dieses Vorhaben unternommen wurden.

Der Freistaat Bayern hat hier eine notwendige Investition in die Zukunft geleistet, die die Voraussetzungen dafür schaffen wird, das positive Potential der Gen- und Biotechnologie weiterzuentwickeln und zu nutzen. Die molekularbiologischen Methoden der Gen- und Biotechnologie



Bei der Pressekonferenz (v.l.: Prof. Winnacker, Kultusminister Zehetmair und Rektor Prof. Steinmann)

haben schon in den vergangenen Jahrzehnten neue Möglichkeiten auf zahlreichen Gebieten eröffnet. Auf das beispielhafte Strukturkonzept für das Genzentrum, das die Ludwig-Maximilians-Universität München entwickelt hat, möchte ich in diesem Zusammenhang besonders hinweisen. Die Kombination der Lehrstühle für Biochemie mit dem medizinischen Lehrstuhl für Virologie und dem tiermedizinischen Lehrstuhl für Molekulare Tierzucht verspricht wegweisende Forschungsansätze in der biomedizinischen Forschung. Eine enge und fruchtbare Zusammenarbeit kann auch durch die schon räumlich gegebene Verbindung des Lehrstuhls für Virologie zu den nahegelegenen Einrichtungen des Klinikums Großhadern entstehen. Im Genzentrum wird aber nicht nur molekularbiologische Grundlagenforschung betrieben. Die Ergebnisse werden auch unmittelbar Eingang im Bereich der Anwendung finden, so gerade auch auf dem Gebiet der Medizin. Stellvertretend seien nur die Arbeiten des Genzentrums auf dem Gebiet der Krebsforschung genannt.

Ein besonderer Hinweis sei auf das von Herrn Professor Winnacker, dem Leiter des Genzentrums und einem der international renommierten

testen deutschen Wissenschaftler, entwickelte Konzept der Nachwuchsforschungsgruppen am Genzentrum erlaubt, die in Abkehr von der traditionellen Zuordnung der Forschungskapazitäten nicht einem Lehrstuhl zugewiesen sind, vielmehr werden sie innerhalb des Genzentrums danach zusammengesetzt, ob das beabsichtigte Forschungsprojekt Aussicht auf Erfolg verspricht und ob die beteiligten Wissenschaftler die erforderliche Qualifikation aufweisen. Von dieser modernen Konzeptierung dürfen wir uns neue Leistungsanreize für den wissenschaftlichen Nachwuchs erhoffen.

Während wir heute die Einweihungsfeier des Genzentrums begehen, gehen die Planungen für den Neubau der Fakultät für Chemie und Pharmazie der Ludwig-Maximilians-Universität München, der nach dem bereits erwähnten Ministerratsbeschluss als zweiter Bauabschnitt in unmittelbarer Nähe des Genzentrums auf dem Hochschulgelände in München-Großhadern bis zum Jahre 1999 errichtet werden soll, zügig weiter, so daß Ende des Jahres mit Baureife gerechnet werden kann. Die zeitgerechte Verwirklichung des Vorhabens ist von besonderer Bedeutung. Zwölf von fünfzehn in dem Neubau unterzubringenden Lehrstühle sind ent-

weder schon frei oder werden bis zum Jahr 2000 frei. Die Aussicht auf angemessene Arbeitsbedingungen, die der Neubau im Gegensatz zur bisherigen Unterbringung der Fakultät in der Innenstadt bieten würde, werden dazu beitragen, die anstehenden Berufungsverhandlungen zu guten Ergebnissen zu führen und so namhafte Wissenschaftler für die Ludwig-Maximilians-Universität München zu gewinnen.

Natürlich werden die bekannten Probleme des Bundes, der finanziellen Verpflichtung zur Mitfinanzierung im Rahmen der Gemeinschaftsaufgabe Hochschulbau nachzukommen, den Freistaat Bayern für die Realisierung des Vorhabens vor erhöhte Anforderungen stellen. Ich bin zuversichtlich, daß der Freistaat Bayern sich hier für eine Vorfinanzierung des Bundesanteils entscheiden wird, um das für die Universität München und die gesamte bayerische Hochschullandschaft so bedeutsame Vorhaben zu verwirklichen. Herr Ministerpräsident hat in seiner Regierungserklärung vom 30. Juni 1993 mit der Ankündigung, daß das Vorhaben durch den Verkauf des bisher genutzten Geländes in der Innenstadt finanziert werden sollte, bereits den weiteren Weg vorgezeichnet.

Ich möchte, heute am Tage der Einweihung des Genzentrums, meine Hoffnung zum Ausdruck bringen, daß die Ludwig-Maximilians-Universität München durch die Realisierung des an das Genzentrum schon rein räumlich anschließenden Neubaus der Fakultät für Chemie und Pharmazie einen den Anforderungen der Zeit entsprechenden Fachbereich erhalten wird, der den wichtigen Aufgaben, die die Zukunft an ihn stellen wird, gerecht wird.

Prof. Zacher:

Mein erster Gruß gilt allen Wissenschaftlern, die im Rahmen des Genzentrums seit einem Jahrzehnt zusammengearbeitet haben: aus der Ludwig-Maximilians-Universität, aus der Max-Planck-Gesellschaft und aus anderen Forschungsinstitutionen. Ihre Arbeit findet mit diesem Neubau

eine äußere Anerkennung, aber auch neue Bedingungen für die Zukunft. Dieser Tag ist vor allem Ihr Fest. Und gerade Sie haben ein Fest verdient. Wer in unserem Lande auf dem Gebiet der gentechnologischen Forschung arbeitet, arbeitet unter der Last einer äußersten Spannung. Auf der einen Seite ist diese Forschung von größter Bedeutung: für die Bedingungen des menschlichen Lebens und für die internationale Wettbewerbsfähigkeit unseres Landes. Auf der anderen Seite schlägt ihr Zweifel, Mißtrauen, Verdacht, ja Wahn entgegen. Keine andere Forschung hat sich mit einem so schwierig vielstimmigen Chor von Vorbehalten und Abwehr auseinandersetzen. Und die Öffentlichkeit tut, als ginge es bei dieser Forschung nur um das Glück der Forscher und nicht um die Wohlfahrt aller.

Unter den Wissenschaftlern muß freilich einer ganz besonders genannt werden: Ernst-Ludwig Winnacker. Lieber Herr Winnacker, Sie sind ein Solitär! Sie sind zuerst einmal ein großer Forscher und Lehrer. Aber Sie sind darüber hinaus von der größten Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen: in der Universität, in der Scientific Community, in der Zusammenarbeit mit der Wirtschaft, im Lande, im Bund und in Europa. Der Satz, daß so viele so wenigen so viel zu verdanken haben, gilt für Sie in ganz besonderer Weise. Und dieses Zentrum hier ist ein ausgezeichnetes Beispiel dafür. So ist dieser Tag auch eine gute Gelegenheit, Ihnen zu danken. Aber auch zu gratulieren. Denn was dieser Tag an wissenschaftlichem und wissenschaftspolitischem Erfolg markiert, ist weitgehend Ihr Erfolg.

Mein zweiter Gruß gilt der Ludwig-Maximilians-Universität. Das Genzentrum, das heute eine neue Heimstatt bekommt, ist aus der gemeinsamen Arbeit der Universität und der Max-Planck-Gesellschaft - vor allem ihrer Martinsrieder Institute - hervorgegangen. Und es wird weiter von dieser Gemeinsamkeit getragen.

Auch hier darf ich jedoch eine Persönlichkeit herausheben: Sie, Magnifizenz Steinmann! Der

Vertrag, mit dem 1984 die Max-Planck-Gesellschaft und die Universität ihre Zusammenarbeit hinsichtlich des Genzentrums regelte, trug auf unserer Seite noch die Unterschrift meines Vorgängers, für die Universität schon die Ihre. Ich nutze die Gelegenheit, Ihnen für die gute Zusammenarbeit über eine so lange Zeit hin zu danken. Ich freue mich aber auch ganz besonders, daß die Zäsur, die wir heute begehen, noch in Ihre Amtszeit als Rektor fällt. So merkt es sich leichter, wie viel davon Ihr Verdienst ist.

Mein dritter Gruß gilt dem Freistaat Bayern und damit auch Ihnen, Herr Ministerpräsident, als seinem obersten Repräsentanten, und Ihnen, Herr Staatsminister Zehetmair, als demjenigen, der die zentrale forschungspolitische Verantwortung in diesem Lande trägt. Das Ereignis heute ist ein gutes Beispiel für die positive forschungspolitische Haltung Bayerns und für die forschungspolitische Tatkraft, mit der das Land regiert wurde und wird. Wie gut die Forschung in einem Lande ist, hängt zunächst von der Qualität der Forscher und von dem Genie der besten unter ihnen ab. Aber wie gut die Forscher sein können, hängt ab von den Strukturen, in denen sie arbeiten, von den Ressourcen, die ihnen erschlossen werden, und von den Freiräumen, in denen sie sich entfalten können. Und hier ist vieles, worauf Bayern stolz sein kann. Und wofür die Forschung in Bayern darüber hinaus dem Lande Anerkennung schuldet.

Die günstigen forschungspolitischen Strukturen sind zunächst freilich das Erbe von Jahrzehnten. Ich denke da etwa an die werbende Offenheit Bayerns für die Max-Planck-Institute in den 50er und 60er Jahren, an die hochschulpolitische Vernunft Bayerns in einer Zeit, in der so viele Politiker hochschulpolitisch unvernünftig waren, an die geglückten neuen Universitäten und vieles mehr. Aber die engagierte und kreative Sorge um gute Strukturen hält auch in der Gegenwart an. Ich denke da etwa an das Instrument der Forschungsverbände, die Wissenschaft und Wirtschaft miteinander verbinden,

oder an die Bemühungen, den Technologietransfer gerade auch zu den kleineren und mittleren Unternehmen zu fördern. Aber auch der Einsatz, mit dem Bayern dafür eintritt, daß der administrative Sitz der Max-Planck-Gesellschaft auf absehbare Zeit in München bleibt, darf als signifikant gelten.

Reden wir von den Ressourcen, so ist die Bereitschaft Bayerns, nicht länger darauf zu warten, daß der Bund wichtige Vorhaben des Hochschulbaus mitfinanziert, sondern - wie vor allem in Garching - in Vorlage zu treten, geradezu spektakulär. Aber auch die Bayerische Forschungstiftung und der Einsatz von Privatisierungserlösen für die Forschung sind Beweis dafür, daß Bayern in jene Zukunft investiert, die nur mit Hilfe der Forschung gesichert werden kann.

Nicht weniger weiß der Freistaat Bayern um seine Verantwortung für die Freiräume der Forschung. Es ist eine Versuchung dieser Zeit, Widerständen gegen die Forschung nachzugeben, auch wenn sie nur von Minderheiten getragen werden. Die Mehrheit weiß zwar um den Wert der Forschung. Und fast jeder weiß, wo er von der Forschung Nutzen zieht, wo er auf Forschungen wartet, ja wo seine ganze Hoffnung von dem Erfolg der Forschung abhängt. Aber wo immer Forschung auf Widerstände stößt, zweifelt die Mehrheit, ob ihr die Toleranz für die Forschungsgegner nicht wichtiger sein sollte als die Chance individueller und öffentlicher Wohlfahrt, die mit der Forschung bewirkt werden kann. Da ist demokratische Führung notwendig: um zu sachgerechten Abwägungen zwischen dem Grundwert und der Grundfreiheit der Forschung und all den Interessen, Gütern und Werten, denen die Forschung dient, und den Interessen, Gütern und Werten, die sie beeinträchtigt oder beeinträchtigen könnte, zu gelangen. Da genügt demoskopisches Umschauen, welche Politik die lautesten Reaktionen auslöst, nicht mehr. Vielmehr ist sachliche Kompetenz und moralischer Mut nötig, um die Hypothesen des mutmaßlich Richtigen in den

politischen Ring zu werfen. Das ist, um das mindeste zu sagen, nicht selbstverständlich. Um so mehr verdient gesagt zu werden, daß gerade die bayerische Politik immer wieder dieser Verantwortung gerecht wird und den Grundwert und die Grundfreiheit der Forschung und alles, was von der Forschung abhängt, in diese Auseinandersetzungen einbringt. In vielen Konflikten hat sich dies bestätigt: um die Nuklearforschung, um die Tierversuche usw. – und eben auch um gentechnologische Forschung. Der Anlaß dieses Grußwortes - mit anderen Worten: dieser sichtbare Einsatz Bayerns für die gentechnologische Forschung - ist ein Beweis mehr dafür. Und darum schien es mir richtig, das heute – nicht wegen des Wahljahres, sondern trotz des Wahljahres - zu sagen.

Prof. Hoffmann:

Der Einladung an den Vorsitzenden des Wissenschaftsrates, ein Grußwort zur Einweihung der Baumaßnahme Nr. 5114, Neubauten Naturwissenschaften, 1. Bauabschnitt Biologie, Biochemie - wie es im nüchternen Amtsdeutsch des 21. Rahmenplans heißt - zu sprechen, bin ich gerne nachgekommen. Verbirgt sich doch hinter der Nr. 5114 der Neubau eines Zentrums, das in hervorragender Weise den Vorstellungen des Wissenschaftsrates entspricht. So heißt es in den Empfehlungen von 1990 sinngemäß: „Durch die Entscheidung des Freistaates Bayern, nach Auslaufen der BMFT Förderung, das Zentrum für molekulare Biologie-Genzentrum in die Landesfinanzierung zu übernehmen, wird eine für die Bundesrepublik Deutschland nahezu einmalige Chance der Synergieeffekte fachübergreifender Zusammenarbeit genutzt.“ Mit der heutigen Einweihung der hierfür benötigten Laboratorien, Hörsäle, Bibliotheken setzt die Universität München, der Freistaat Bayern und die Bundesrepublik Deutschland ein Signal, daß unsere Wissenschaft auf einem der zukunftsweisenden Forschungsfelder weiterhin auch führend sein wird. Wissenschaftspolitik benötigt dringend

solche Zeichen in einer Zeit, in der unsere Hochschulbaufinanzierung in der Vielzahl der Sanierungsmaßnahmen zu ersticken droht.

Aber auch im Blick auf moderne adäquate Forschungsstrukturen wurde mit der Errichtung dieses Genzentrums ein Weg gewiesen. Entgegen aller Unkenrufe ist es doch möglich, an deutschen Universitäten interdisziplinäre Grundlagenforschung auf hohem Niveau zu betreiben und dabei trotzdem industrielle Verwertbarkeit zu erreichen. Das Genzentrum bündelt Forschungspotentiale der Universität München, der Technischen Universität München und außeruniversitärer Forschungseinrichtungen – hier der Max-Planck-Gesellschaft – und erfüllt damit eine Forderung nach Konzentration knapper Ressourcen auf wichtige Forschungsziele. Dieser Verbund dokumentiert aber auch, wie Spitzenforschung in Universitäten organisiert werden kann und, daß sie nicht notwendigerweise in außeruniversitäre Einrichtungen auswandern muß. Die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses ist eine genuine Aufgabe der Universitäten. Es muß daher besonders betont werden, daß das Zentrum durch gezielte Förderung der jungen Wissenschaftler hier vorbildliche Arbeit leistet.

Die Baugeschichte des Genzentrums – wie sie sich in den Akten des Wissenschaftsrates findet - war wechselvoll. Noch 1989 ging der Präsident der Universität davon aus, daß der Neubau auf dem Gelände der ehemaligen Türkenkaserne in der Innenstadt errichtet würde. Es ist noch heute interessant nachzulesen, wie man damals zu erklären versuchte, daß nur hier die beabsichtigten Synergieeffekte sich voll entfalten könnten. Nachdem der Baugrund Türkenkaserne nicht mehr zur Verfügung stand, haben die Universität und der Freistaat Bayern durch rasche Entscheidungen und zügige Umplanungen dafür gesorgt, daß keine übermäßigen Verzögerungen eintraten. Der Wissenschaftsrat hat diese Neuorientierung nachhaltig unterstützt und

empfindet den Standort Großhadern mit der Nähe zum Klinikum und den Max-Planck-Instituten vielversprechend. Trotz der relativ kurzen Bauzeit sollte man sich aber daran erinnern, daß seit Gründung des Genzentrums 1984 nunmehr 10 Jahre vergangen sind.

Der 2. Bauabschnitt der Neubauten Naturwissenschaften mit Chemie und Pharmazie steht noch aus. Der Wissenschaftsrat hat auch dieses Vorhaben vorbehaltlich einer Überprüfung der neueren Pläne zur Aufnahme in die Kategorie I des 24. Rahmenplanes empfohlen. In Anbetracht der unzureichenden Bundesmittel für den Hochschulbau wird es einer erneuten Kraftanstrengung des Freistaates Bayern bedürfen, um auch dieses Großprojekt zeitnah zu realisieren. Auf die Wichtigkeit dieses Vorhabens auch im Hinblick auf die personelle und wissenschaftliche Erneuerung der betroffenen Fächer hat der Wissenschaftsrat hingewiesen. Trotzdem kann die Vorfinanzierung großer Vorhaben im Hochschulbau durch einzelne Länder nur eine Notmaßnahme bleiben, soll nicht das Gesamtsystem der Gemeinschaftsaufgabe Hochschulbau Schaden nehmen. Wir sind daher sehr dankbar, Herr Ministerpräsident, daß die Konferenz der Ministerpräsidenten zur Finanzierung des Hochschulbaus und der Höhe der erforderlichen Bundesmittel deutlich Stellung bezogen hat. Die Forderung der Ministerpräsidenten trifft sich mit den wissenschaftspolitisch begründeten Vorstellungen des Wissenschaftsrates zum notwendigen Ausbau und Erhalt unseres Hochschulsystems.

Wir bitten um Ihre weitere Unterstützung. Dem Genzentrum und den Kollegen, die sich den mit diesem Zentrum umschriebenen Forschungsaufgaben verschrieben haben, wünsche ich eine erfolgreiche Zukunft, Anerkennung für ihre vor allem auch durch Verantwortung geprägte Forschung und jeweils die notwendige Unterstützung.

Dr. Kohl:

München erhält einen neuen wissenschaftlichen Glanzpunkt das Genzentrum.

Liebig erforschte in der Mitte des letzten Jahrhunderts in unserer Stadt die Grundlagen einer effizienten Landwirtschaft, die Gesetze der Düngung. Auf der Basis dieser Erkenntnisse ließ sich die Agrarproduktion auf einem Hektar Ackerland um eine Zehnerpotenz steigern. Das überbevölkerte Deutschland wurde von einem Hungergebiet zu einem Land mit gewaltigen landwirtschaftlichen Überschüssen. Man kann ohne Übertreibung sagen, Erkenntnisse der Grundlagenforschung haben die Welt verändert. Intensive und konsequente Forschungs- und Entwicklungsarbeiten gehören heute mehr denn je zu den Grundlagen des Erfolges einer Volkswirtschaft. Sie sind Voraussetzung für unseren Wunsch nach Wohlstand und einer lebenswerten Zukunft in Deutschland. Wir ernten heute, was unsere Väter an Erkenntnissen und Wissen gesät haben, und unsere Kinder und Enkel werden einst von dem leben müssen, was wir heute erarbeiten. Das ist es, was wir in der Industrie, besonders in der Chemie, unter einem verantwortungsbewußten Generationenvertrag verstehen.

Meine Damen und Herren, die forschungsintensive, auf Innovationen angewiesene Chemische Industrie kann sich gegenüber dem ausländischen Wettbewerb keine Schwächen und keine Ruhepause erlauben. Das gilt besonders für Zukunftsgebiete wie die Gentechnik und für die von ihr abhängige Biotechnik. Aus den bahnbrechenden Erkenntnissen der zweckfreien Grundlagenforschung werden sich in den nächsten Jahren neue Produktionsverfahren entwickeln. Gentechnik und Biotechnik werden wie vor einem Jahrzehnt die Mikroelektronik zu Schlüsseltechnologien werden. Den verantwortlichen Politikern in Bayern, die dieses neue Forschungszentrum, das wir heute eröffnen dürfen, ermöglicht haben, rufen wir daher ein ganz herzliches Danke zu.

Meine Damen und Herren, unsere Welt wird täglich kleiner. Die Märkte aber, und damit die Chancen, wachsen überdimensional. Die Risiken aber auch. Wenn wir an den Chancen partizipieren wollen, haben wir keine andere Wahl als auf Fortschritt zu setzen. Wenn wir unseren Wohlstand und unsere Lebensqualität behalten wollen, dann müssen wir uns täglich unseren wissenschaftlichen und technischen Vorsprung neu erarbeiten. Dieser Vorsprung, der auf Erkenntnissen der Grundlagenforschung beruht, öffnet uns die Märkte. Ein besonders gutes Beispiel, wie Wissenstransfer zwischen Hochschule und Industrie funktionieren kann, bietet die Zusammenarbeit des Gentechnik-Zentrums mit uns in der Industrie. Dieses Wechselspiel hat beiden in der Vergangenheit sehr gut getan. Nicht im Sinne einer Einmischung oder gar Einflußnahme der Industrie auf die Grundlagenforschung, sondern im Sinne einer fruchtbaren Synergie. Am rohstoffarmen Standort Deutschland haben wir doch nur dann eine Chance, wenn wir völlig neue Produkte herstellen; Spitzenprodukte mit Technologien, die andere noch nicht beherrschen. Mit Allerweltsprodukten rutschen wir ins Mittelmäß, ja ins Abseits.

Rechtzeitig am Markt zu sein, ist bei den Hochtechnologien das Überlebenskriterium. Nur der Erste und vielleicht auch der Zweite haben eine Chance, die gewaltigen Vorleistungen für eine Innovation wieder zurückzuverdienen. In Deutschland hatte aber in den vergangenen zehn Jahren ein Unternehmen ausgesprochenes Glück, wenn es überhaupt eine Bau und Produktionsgenehmigung rechtzeitig erhielt. Eine unüberschaubare Regelungsdichte und sich überschneidende Zuständigkeiten von Behörden führten in der Deutschen Chemie zu mehrjährigen Genehmigungszeiten.

Meine Damen und Herren, unser Problem ist doch nicht, daß den deutschen Forschern nichts mehr einfällt, oder daß der Wissenstransfer nicht funktioniert. Die größte Hürde für unsere

Industrie im vergangenen Jahrzehnt war, daß das Innovationspotential nicht mehr umgesetzt werden konnte. In unserem Freistaat Bayern hat man das Gott sei Dank schnell erkannt. Ich kenne kein Bundesland, das so konsequent durch ein Bündel von Maßnahmen Abhilfe zu schaffen sucht.

Meine Damen und Herren, wie sich gerade an der Gentechnik zeigt, braucht Technik eine breite Akzeptanz unserer Gesellschaft. Vor allem unsere Jugend muß wieder innovationshungrig werden. Sie muß wieder ja sagen zu Naturwissenschaften und neuen Technologien sowie problemlösenden Produkten. Auch hier ziehen Wissenschaft, Industrie und Regierung in Bayern an einem Strang. Wir haben also gute Aussichten auf wieder bessere Innovationsbedingungen an unseren bayerischen Standorten.

Das Gentechnik-Zentrum hier in Großhadern ist ein verheißungsvolles Signal. Ich wünsche den hier forschend-arbeitenden Menschen eine erfolgreiche Zukunft und einige Sternstunden für ihre Wissenschaft. Das Gentechnik-Zentrum wird dazu beitragen, Münchens Ruf als eine der Hochburgen europäischer Forschung zu festigen. Vielleicht reihen sich bald neue Namen an die stolze Liste der Nobelpreisträger, die unsere Stadt hervorgebracht hat. Den Nutzen werden wir alle, die wir auf den Standort Bayern setzen, gemeinsam ernten.

Min. Dir. Dr. Lübbert:

I. Meine Damen und Herren, das Genzentrum München ist ein Beispiel für die erfolgreiche Zusammenarbeit von Bund und Land beim Aufgreifen einer neuen Technologie. Lassen Sie mich zurückblicken an den Anfang der 80er Jahre. Damals gab es nicht wenige Fachleute, die Deutschland als gentechnisches Flachland bezeichneten. Die wissenschaftliche Basis für die moderne Biotechnologie in Deutschland war in der Tat schmal und unterkritisch. Wenig wissenschaftlicher Nachwuchs war vorhanden.

Die Universitäten waren im Fach Biologie durch einen Mangel an qualifizierten Lehrkräften außerstande, die moderne Molekularbiologie in erforderlichem Umfang als Schwerpunkt aufzugreifen. Auch DFG und MPG gelang es nicht, die neuen molekularbiologischen Methoden in der Wissenschaft im Rahmen der üblichen Förderung hinreichend zu etablieren und gezielt weiter zu entwickeln. Die Wirtschaft beklagte das Defizit an gentechnischen Forschungs- und Ausbildungsstätten in Deutschland und griff daher verstärkt auf ausländische, vor allem amerikanische Forschungskapazitäten zurück. Das Engagement von Hoechst in Boston erregte damals erhebliches Aufsehen. Es wirkte wie ein Schock.

In dieser Situation, die durch einen Rückstand Deutschlands bei den Forschungskapazitäten und der industriellen Anwendung der Gentechnik gekennzeichnet war, wurde die Forschungs- und Technologiepolitik initiativ. Die Bundesregierung machte die Biotechnologie bis zum Ende der 80er Jahre zu einem finanziell stark wachsenden Förderschwerpunkt, dessen zentraler Bestandteil das Konzept „Genzentren“ darstellte. Ziel der 1982 begonnenen Förderung von Genzentren in Heidelberg, Köln, München und Berlin war es, die moderne Molekularbiologie einschließlich Gentechnik in Deutschland zu etablieren. Die Genzentren-Förderung stellte ein neues Förderinstrument dar, da hier durch das BMFT erstmalig der Aufbau einer Forschungsinfrastruktur über Projektmittel befristet gefördert wurde, ohne daß vom BMFT eine institutionelle Dauerverpflichtung eingegangen wurde. Es war von Anfang an Kern des Konzepts Genzentren, eine stufenweise Finanzierungs-Übernahme durch die institutionellen Träger, also die Universitäten oder die Max-Planck-Gesellschaft zu erreichen.

Das Konzept Genzentren, das zeigt das Beispiel München deutlich, hat sich bewährt. Der Freistaat Bayern hat auf Basis der Anschubfinanzierung des BMFT die Fortführung des Genzen-

trums beschlossen und dies mit der Fertigstellung des Neubaus, den wir heute feiern, nachdrücklich unter Beweis gestellt. Für das Genzentrum München werden zwischen 1984 und 1995 280 Mio. DM insgesamt aufgewendet. Hiervon hat der Bund die Hälfte finanziert, dabei waren das Gros mit 80 Mio. DM Fördermittel des BMFT. Der Freistaat Bayern hat etwa 80 Mio. DM beigesteuert. Der Rest sind Drittmittel aus Industrie und EG. Insgesamt werden mittelfristig rund 200 Mitarbeiter, davon 180 Forscher und Techniker, im Genzentrum arbeiten. Der Erfolg des Konzeptes Genzentrum zeigt sich aber daran, daß mit dem Genzentrum München jetzt eine hochmoderne und wissenschaftlich auch international anerkannte Forschungsinfrastruktur für die moderne Molekularbiologie am Standort Deutschland zur Verfügung steht. Die hohe wissenschaftliche Kompetenz und Reputation des Genzentrum München zeigt sich an der Häufigkeit der Zitierungen der wissenschaftlichen Literatur. Und ich sage es mit einem gewissen Stolz auf das Erreichte, daß das Genzentrum München nach einer Erhebung der Zeitschrift Science Watch weltweit auf Rang 5 der international am meisten zitierten Forschungseinrichtungen in der Molekularbiologie liegt.

II. Meine Damen und Herren, der Standort Deutschland ist ins Gerede gekommen. Es erfüllt mich mit Sorge, wenn Deutschland im Bereich der Hochtechnologie klar gegenüber den Konkurrenten zurückfällt. Wenn wir beispielsweise in der Biotechnologie die in mindestens zwei Ländern vorgenommenen Patentanmeldungen als Indikator nehmen, wie es das Ifo-Institut/München tut, so zeigt sich, daß 42% aller Patentanmeldungen im Zeitraum zwischen 1982 und 1990 aus den USA kommen, 17 % aus Japan und nur 12 % aus Deutschland. Bedenklich ist auch, daß die chemische Industrie der alten Länder ihre Forschungsaufwendungen in Deutschland zwischen 1991 und 1992 um 140 Mio. DM entgegen dem allgemeinen Trend sogar abgebaut hat. Und wenn darüber hinaus weltweit

die meisten Wirkstoffe aus gentechnischer Herstellung, nämlich 22, in Deutschland zugelassen sind, aber nur zwei Wirkstoffe in Deutschland gentechnisch produziert werden, so ist dies ein alarmierendes Zeichen. Deutschland droht in einer der wichtigsten Schlüsseltechnologien des 21. Jahrhunderts ins Hintertreffen zu geraten, weil wir zwar die modernen Produkte wollen, aber nicht bereit sind, die Herstellung dieser Produkte im eigenen Land zuzulassen.

Meine Damen und Herren, Wohlstand für alle ist in einer Ausstiegs- und Sicherheitsgesellschaft nicht zu erreichen, in der Vollkasko-Mentalität und die romantische Sehnsucht nach dem Zurück in die vorindustrielle Gesellschaft vorherrschen. Ich bin der festen Überzeugung, daß der Reichtum Deutschlands als Hochlohnland ohne nennenswerte Rohstoffe hauptsächlich auf seiner technologischen und industriellen Leistungsfähigkeit beruht. Das Kapital unseres Landes sind Intelligenz und Kreativität.

Die Biotechnologie wird national wie international als Schlüsseltechnologie, als strategische Technologie oder die Basistechnologie für die Entwicklung des 21. Jahrhunderts angesehen. Ihre zukünftige Bedeutung wird mit der Informationstechnik verglichen. Wir müssen uns darüber im klaren sein, daß das, was wir heute unterlassen, morgen zu Wohlstandsverlusten führt. Schon heute wird von Fachleuten die Arbeitsplatzlücke infolge der mangelnden wirtschaftlichen Umsetzung der Biotechnologie in Deutschland auf rund 100.000 Arbeitsplätze geschätzt. Dies ergibt sich aus Vergleichen mit den USA. Wir können es uns einfach nicht leisten, auf die Biotechnologie zu verzichten, die nach Schätzungen der Wirtschaft im Jahr 2000 ein Weltmarktumsatz von etwa 170 Mrd. DM haben wird, mit einem Arbeitsplatzpotential von 2 Mio Beschäftigten in Europa. Im Gegenteil, wir müssen die Biotechnologie breit fördern.

III. Was ist zu tun? Ich möchte drei Punkte herausgreifen:

Erstens ist vor allem die ständige Verbesserung der Rahmenbedingungen notwendig. Die Bundesregierung hat mit ihrem Vorstoß zur Novellierung des Gentechnikgesetzes, die Ende letzten Jahres in Kraft getreten ist, einen wichtigen Schritt geleistet. Unnötige bürokratische Hürden sollen abgebaut werden. Und zwar ohne Abstriche bei Umweltschutz und Sicherheit für den Bürger. Nicht zuletzt deshalb fördert das BMFT in diesem Zusammenhang auch die biologische Sicherheitsforschung und darüber hinaus Transparenz und Aufklärung. Alle Wünsche nach Entbürokratisierung des Gentechnik-Gesetzes konnten allerdings noch nicht erfüllt werden, weil das übergeordnete Recht der EU hier Schranken für das nationale Recht setzt. Die Bundesregierung setzt sich aber dafür ein, auch das europäische Recht zu novellieren, um weitere Vereinfachungen zu erreichen. Die Kommission der EU hat sich in dieser Frage mit ihren Ausführungen in dem Weißbuch „Wachstum, Wettbewerbsfähigkeit, Beschäftigung“ sehr problembewußt gezeigt. Die anstehende deutsche EU-Präsidentschaft bietet eine gute Gelegenheit, auf eine Änderung der EU-Richtlinien zu drängen. Aus unterschiedlichen Gründen wächst inzwischen auch die Unterstützung für eine Novellierung von Seiten der anderen Mitgliedstaaten der europäischen Union.

Gesetzgebung allein löst jedoch das Problem zu langer Genehmigungszeiten nicht. Worauf es ankommt, ist auch die Umsetzung der Gesetze in den Ländern und vor allen Dingen die Anwendung durch die Genehmigungsbehörden. Wie weit restriktives Verhalten der Länder gehen kann, zeigt das Beispiel Kernenergie. Hier betreiben das rot-grün regierte Hessen und Niedersachsen regelrecht Verhinderungspolitik, trotz überall gleicher Gesetze. Ein solches Verhalten halte ich für undemokratisch, außerdem werden Zukunftschancen vertan. Aber wenn ich höre, daß große Investitionen in den Neuen Ländern

im Vergleich zur alten Bundesrepublik trotz gleicher Baugesetze in der Hälfte der Zeit realisiert werden, so zeigt dies, was im Rahmen der Gesetze möglich ist. Hier muß der Westen vom Osten lernen.

Zweitens kommt es entscheidend auf die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Wirtschaft an. Grundlagenforschung und angewandte Forschung wachsen immer enger zusammen. Es gibt kein geordnetes Nacheinander mehr, sondern eine Überlagerung der Arbeitsschritte. Wissenschaftliche Ergebnisse, die heute im Labor erarbeitet werden, bestimmen morgen den Erfolg auf den Märkten. Angewandte Forschung greift auch in ausgereiften Stadien der technologischen Entwicklung auf Ergebnisse der Grundlagenforschung zurück. Umgekehrt erwachsen der Grundlagenforschung aus neuer Technik neue Chancen des Erkenntnisgewinns.

Im Umfeld des Genzentrum München befindet sich, auch international gesehen, eine einmalige Konzentration von Forschungseinrichtungen in den biowissenschaftlichen und biomedizinischen Disziplinen. Das Max-Planck-Institut für Biochemie, das Institut für Hämatologie der GSF, das Klinikum Großhadern und die geplante Verlagerung der Fakultäten für Chemie und Pharmazie bilden eine Konstellation von naturwissenschaftlicher Forschung, die von der Biologie bis hin zur Chemie, Pharmazie und medizinischen Forschung reicht.

Und wenn ich höre, daß auf dem Gelände der Max-Planck-Gesellschaft in unmittelbarer Nachbarschaft ein Innovations- und Gründerzentrum für die Biotechnologie errichtet werden soll, so kann dies der Anfang sein für eine stärkere - in Deutschland vielleicht sogar einzigartige - Verzahnung der Grundlagenforschung nicht nur mit klinischer Forschung, sondern auch mit Innovationsaktivitäten der Wirtschaft. Und gerade Projekte, bei denen Wissenschaft und Wirtschaft zusammenarbeiten, haben gute Chancen auf Unterstützung im Rahmen der Fachprogramme

des BMFT. Darüber hinaus aber, und dies ist viel wichtiger, kann nur durch eine solche Zusammenarbeit eine raschere ökonomische Umsetzung von Forschung und Entwicklung erreicht werden.

Und ich freue mich darauf, heute nachmittag in unmittelbarer Nachbarschaft, beim Max-Planck-Institut für Biochemie, auch einen Workshop zu den Perspektiven der Biotechnologie für mittelständische Unternehmen am Standort Deutschland zu eröffnen. Hier wird es darum gehen, den Kontakt zwischen Wissenschaft und Wirtschaft zu intensivieren und nach neuen Wegen des Technologietransfers zu suchen.

Drittens ist auch in Zukunft eine engagierte Forschungsförderung unverzichtbar. Der internationale Konkurrenzkampf bei neuen Produkten der Hochtechnologie hat sich in bisher unbekannter Weise verschärft. Die Erfahrung zeigt: Wer stehen bleibt, fällt zurück!

In den vergangenen Monaten wurden in der Biotechnologie neue Förderkonzepte mit einem Gesamtfördervolumen von ca. 200 Mio. DM über einen Zeitraum von 5 Jahren verabschiedet. Es handelt sich um die Förderkonzepte „Molekulare Naturstoffforschung“ und „Entschlüsselung und Nutzung biologischer Baupläne“, also die Genomforschung. Ziel dieser Konzepte ist es letztlich, neue Verfahren zur Stoffsynthese und Stoffumwandlung sowie neue Wirkstoffe zu entwickeln.

Deutlich an Gewicht gewinnt in Zukunft auch die europäische Forschungs- und Technologiepolitik. Europa wächst immer mehr zusammen. Dies zeigt sich auch an den vielen Gästen aus dem Ausland bei der heutigen Einweihungsfeier. Ein erster Schritt, die europäischen Forschungspotentiale weiter zu vernetzen und zu stärken, ist durch die Verabschiedung des 4. Rahmenprogrammes unternommen worden. Immerhin sind rund 24 Mrd. DM für Forschung und Entwicklung aufgelegt worden. Besonders erfreulich ist, daß der Anteil der Biowissenschaften und



Der Neubau

insbesondere der Biotechnologie deutlich erhöht wird. In der anstehenden deutschen EU-Präsidentschaft geht es nun darum, das Rahmenprogramm in konkrete Forschungsprojekte umzusetzen.

IV. Meine Damen und Herren, ich komme zum Schluß. Staatliche Forschungsförderung allein kann die notwendige Innovationsdynamik in unserem Land nicht hervorrufen. Hierzu ist die Kreativität, sind Ideen, Initiative und nicht zuletzt die Risikobereitschaft vieler einzelner gefragt. Von Sokrates stammt der Ausspruch: „Es gibt nur ein einziges Gut für den Menschen: die Wissenschaft. Und nur ein einziges Übel: die Unwissenheit“. Und so wünsche ich dem Genzentrum München an seiner neuen Wirkungsstätte, in einem hochinnovativen Umfeld, vor allen Dingen viel Erfolg bei der Mehrung des Wissens und bei der Bekämpfung der Unwissenheit.

Stadtrat Dr. Schulte-Sasse:

Der Forschungsschwerpunkt „Grundlagen und Anwendungen der Gentechnologie in der Biologie“ wurde vor 10 Jahren gemeinsam von der Ludwig-Maximilians-Universität München und der Max-Planck-Gesellschaft ins Leben gerufen. Mit dem Neubau des Genzentrums der Universität erhält die herausragende wissenschaftliche Arbeit seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eine sichtbare Anerkennung. Der glänzende Ruf der Forschungsarbeit des Genzentrums trägt dazu bei, das Ansehen unserer Stadt als einem hervorragenden wissenschaftlichen Zentrum in Deutschland international zu festigen. Dies kommt nicht nur den Angehörigen der Universität und dem Freistaat Bayern als Träger der Universität zugute, sondern auch allen Bürgerinnen und Bürgern der Landeshauptstadt München.

Oberbürgermeister Christian Ude hat mich gebeten, Ihnen dazu seine persönliche Anerkennung und seine herzlichen Grüße zu übermitteln.

Meine Damen und Herren, erlauben Sie mir als dem für den Gesundheitsbereich zuständigen Referenten der Landeshauptstadt München noch eine persönliche Bemerkung zur Diskussion um die ethische Problematik der Gentechnologie, über die ja auch in unserer Stadt heftig debattiert wird. Ethische Diskussionen und kritische Debatten über die Folgen neuer Techniken hinken häufig hinter dem wissenschaftlichen und technischen Fortschritt hinterher. Es bleibt dann nichts anderes mehr, als die geschaffenen Tatsachen nachträglich zu bewältigen.

Im Falle der Gentechnologie hat es sich allerdings anders verhalten. Die ethische Diskussion über gentechnologische Anwendungen hat bereits zu einem Zeitpunkt begonnen, als diese sich noch im Stadium eines Zukunftsprojekts befanden. Schon die Pioniere dieses Wissenschaftszweiges beschäftigten sich intensiv mit seiner Legitimation und mit den möglichen Gefahren ihres Handelns.

So hat z.B. bereits 1971 einer der Pioniere der Gentherapie, W. French Anderson, die These vertreten, daß über die Entwicklung auf diesem Gebiet nicht allein einzelne Forscher, sondern die Gesellschaft entscheiden sollte und 1974 haben prominente amerikanische Wissenschaftler in der Zeitschrift *Science* ein Moratorium für molekulargenetische Experimente bis zur Klärung der damit verbundenen biologischen und medizinischen Risiken gefordert. Gesetzliche Rahmenbedingungen in den verschiedenen Ländern haben schließlich eine verlässliche Grundlage für gentechnische Arbeiten geschaffen.

Und doch hat dieser frühe Beginn der ethischen Reflexion nicht verhindern können, daß das tiefe Mißtrauen eines Teils unserer Bevölkerung bis heute anhält. Daran hat auch das am 1. Juli 1990 in Kraft getretene Gentechnikgesetz nur

wenig ändern können, das bereits 1987 von der Enquetekommission des Deutschen Bundestages empfohlen wurde. Im Zentrum der Besorgnisse stehen meistens die genetische Diagnostik und ihre Folgen sowie die Gentherapie. Verstärkt wurden Vorbehalte und Befürchtungen in der Öffentlichkeit durch die eine oder andere Nachricht wie die aus den USA, wo Ende der 70er Jahre von einem Arzt wissenschaftlich verfrühte und ethisch unzulässige gentherapeutische Experimente durchgeführt wurden.

Heute sehen wir jedoch klarer noch als vor wenigen Jahren, welche neuen Möglichkeiten der Diagnostik, Therapie und der Prävention sich aus den Erkenntnissen der gentechnologischen Grundlagenforschung abzeichnen. Im ärztlichen Alltag hat die Gentechnologie bereits eine beachtliche praktische Bedeutung erlangt. Einem Bericht der Zeitschrift *Bio/Technology* entnehme ich, daß der Umsatz gentechnisch hergestellter Arzneimittel und diagnostischer Nachweisverfahren 1992 weltweit mit 5,9 Milliarden Dollar doppelt so hoch war wie zwei Jahre zuvor. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Information, daß in Deutschland im internationalen Vergleich 1992 die meisten Arzneimittel aus gentechnischer Herstellung zugelassen worden waren.

Für die informierte Öffentlichkeit kann heute eigentlich kein Zweifel mehr daran bestehen, daß sich mit Hilfe der gentechnologischen Grundlagenforschung und der Gentechnik wichtige Fortschritte in Diagnostik und Therapie sowie der Prävention von Krankheiten erreichen lassen. Die grundsätzliche Infragestellung dieses Forschungsansatzes und der daraus folgenden technischen Anwendung sollte deshalb ersetzt werden durch eine differenzierte Diskussion von Nutzen und Risiken, wie wir es seit langem im Arzneimittelbereich und in der Technikfolgenabschätzung kennen. Hier sind nicht nur Politiker und Kommissionen gefordert, sondern vor allem die medizinischen Experten. Denn je klarer Nutzen und Risiken der Gentechnologie dargestellt

werden, umso eindeutiger werden die für alle tragbaren Entscheidungen sein.

Der Genetiker Professor Motulsky hat bereits Anfang der 80er Jahre gefordert: „Gut informierte Menschen in aufgeklärten Demokratien sollten den Gebrauch der DNA-Techniken erlauben, doch gleichzeitig dafür sorgen, daß die Anwendung in einer verantwortungsvollen Weise geschieht, die zu besserer Gesundheit und zu besseren Lebensbedingungen auf unserem Planeten führt.“ Dem ist aus meiner Sicht nichts hinzuzufügen.

Ministerpräsident Dr. Stoiber

Mit der Einweihung des Genzentrums München feiern wir einen wirklich bedeutenden Meilenstein in der Neugestaltung der bayerischen Forschungslandschaft. Ich sehe hier in München-Martinsried einen Modellfall einer zukunftsweisenden Forschungs-, Entwicklungs- und Anwendungsstruktur. Sie ist gekennzeichnet – durch die Zusammenarbeit von Hochschule und außeruniversitärer Forschung, vertreten durch die Ludwig-Maximilians-Universität und die Max-Planck-Gesellschaft, – durch die Verbindung zur Industrie, die sich im Förderverein auch finanziell engagiert, und – durch den Schritt zur Anwendung durch das geplante biotechnologische Genzentrum.

Die räumliche Nähe und die personelle Verzahnung schaffen optimale Voraussetzungen, sowohl für die Forschung, wie für die wirtschaftliche Anwendung.

Dieser Neubau des Genzentrums ist der erste Bauabschnitt zur Verlagerung der Fakultät Chemie und Pharmazie der Ludwig-Maximilians-Universität. Zunächst werden hier die Institute für Biochemie, Virologie und für molekulare Tierzucht einziehen.

Besonders freue ich mich, daß der Termin für dieses Projekt, das schon in meiner Regierungs-

erklärung höchste Priorität hatte, eingehalten wurde. Ein besonderes Kompliment haben dafür die Leute vom Bau verdient. Es kommt ja nicht alle Tage vor, daß ein Bau in der vorgesehenen Zeit und dann noch ohne Kostenüberschreitung fertiggestellt werden kann. Dafür danke ich der Architektengemeinschaft Prof. Ottow und der Staatsbauverwaltung ganz besonders. Ich meine, dies wäre auch eine Schlagzeile wert.

Nach Vollendung des 2. Bauabschnitts und der gesamten Verlagerung der Fakultät für Chemie und Pharmazie wird hier ein Komplex von Forschungseinrichtungen auf dem Gebiet der Lebenswissenschaften Biologie, Chemie und Medizin entstehen, der für den Forschungsstandort Bayern von größter Bedeutung ist. Es ist mir ein besonderes Anliegen, daß auch diese Verlagerung ohne Zeitverzögerung durchgeführt wird. Wir haben dafür gesorgt, daß die Finanzierung gesichert ist. Ich rechne deshalb fest damit, damit noch im Herbst dieses Jahres mit den Baumaßnahmen zur Verlagerung der Pharmazie begonnen werden kann.

Gleichzeitig entwickelt das Wirtschaftsministerium einen Förderschwerpunkt für die Biologie- und Gentechnologie in Bayern, in dessen Mittelpunkt der Aufbau eines biotechnologischen Gründerzentrums steht. Dieses Zentrum soll dazu beitragen, daß Bayern nicht nur in der biotechnischen Forschung Weltspitze ist, sondern daß diese Forschung auch in wirtschaftlichen Erfolg umgesetzt wird. Das Gründerzentrum soll erste unternehmerische Schritte begleiten und unterstützen. Auch mit dem Bau dieser Einrichtung, die rund 28 Mio. DM kosten wird, soll nach in diesem Jahr begonnen werden.

Besonders begrüße ich, daß hier am Genzentrum versucht wird, neue Kreativitätspotentiale zu erschließen. Von der Verbindung zum nahegelegenen Universitätsklinikum Großhadern und dem Max-Planck-Institut für Biochemie verspreche ich mir besonders fruchtbare Forschungs-



ansätze. Die Wirtschaft hat längst erkannt, daß die Effizienz in Entwicklung und Produktion durch strukturelle und organisatorische Neuerungen sprunghaft gesteigert werden kann. Solche Chancen muß auch die Hochschule nutzen. Das hier praktizierte Konzept der Nachwuchsforschergruppen erscheint mir dafür hervorragend geeignet. Es fördert die fachübergreifende Zusammenarbeit und bietet den Nachwuchswissenschaftlern einen vertieften Einblick in verschiedene Lehrstühle, Forschungsansätze und Methoden. Kreative Ideen wachsen ja gerade oft an den Schnittstellen verschiedener Fachbereiche. Dabei wird die heute so hochgeschätzte Teamfähigkeit gefördert. Die lästerlichen Behauptungen von einer Reformunfähigkeit der Hochschulen werden durch solche erfolgreichen Experimente widerlegt.

Ich hoffe, daß durch das Zusammenwirken von Forschung mit dem Gründerzentrum hier ein Umfeld entsteht, das jungen talentierten Wissenschaftlern Mut macht, auch den Weg zur praktischen Umsetzung eigener Ideen zu gehen. Immer wieder haben wir erlebt, daß solche jungen kreativen Kräfte mit einer hervorragenden Idee mehr erfolgreich den Sprung in die Selbständigkeit schaffen.

Das ist natürlich das Gegenteil von Vollkasko-mentalität und Rundumversorgung. Deshalb brauchen wir gezielte Hilfen für Existenzgründer. In unserem Aktionsprogramm für mehr Beschäftigung haben wir besondere Fördermittel für die Neugründung forschungsintensiver Unternehmen besonders durch die Bereitstellung von Risikokapital geschaffen. Wir wollen guten Ideen zum Durchbruch verhelfen. Denn das ist unsere Chancen für die Zukunft. Von dieser Leistungselite hängt es ab, ob es uns gelingt, den notwendigen Strukturwandel in unserer Wirtschaft und Gesellschaft im Hinblick auf eine neue weltweite Arbeitsteilung sozial verträglich zu bewältigen.

Dieses Genzentrum ist Teil einer notwendigen und Innovationsoffensive, mit der die Staatsregierung langfristig den Rang Bayerns als führenden europäischen Standort für High-tech-Produkte sichern will. Basis unserer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zukunft muß die Investition in den Rohstoff Geist sein.

Schon bisher hat Bayern dank seiner nachhaltigen Forschungspolitik auch im internationalen Vergleich einen hervorragenden Spitzenplatz eingenommen:

– München genießt seit jeher einen hervorragenden Ruf als Wissenschaftsstadt.

– Zwölf Nobelpreisträger hatten ihren Wirkungskreis in den letzten Jahrzehnten in Bayern.

– In den meisten Forschungsfeldern hat die bayerische Forschung in Deutschland eine überdurchschnittliche Bedeutung mit einer Reihe von Schwerpunkten wie der Bio- und Gentechnologie der Elektronik, der Werkstofftechnik, der Supraleit-Technik und der Nanotechnik.

– Auf die bayerische Wirtschaft entfallen 28 % der gesamten westdeutschen Ausgaben für Forschung und Entwicklung.

– Der Anteil, den Staat und Wirtschaft für Forschung und Entwicklung aufwenden, beträgt in Bayern 4 % und übertrifft damit den Anteil des internationalen Spitzenreiters Japan mit rund 3 % und ganz deutlich den deutschen Wert von 2,6 %.

All dies unterstreicht Bayerns Rolle als High-Tech-Land Nr. 1. Dies ist eine gute Ausgangsposition für Forschung und Entwicklung. Unser Ziel ist es, Bayern auch für die Zukunft durch eine breitangelegte Forschungsoffensive leistungsfähig zu machen.

Bereits in den letzten Jahren hat die Staatsregierung wichtige Schritte zur Stärkung der bayerischen Forschung getan, z.B. durch die Berufung des Wissenschaftlich-Technischen Bereichs, der die Staatsregierung in Fragen der Forschung berät, die Förderung der Verbundforschung und das flexible Instrument der Forschungstiftung. Sie hat erst Ende März für sieben Forschungsvorhaben Zuschüsse von über 30 Mio. DM bewilligt. Gefördert werden Projekte im Bereich der Solarenergie, der Lasertechnologie, Mikrosystemtechnik. Umwelt-, Abfall- und Antriebstechnologie. Diese Anstrengungen unterstreichen die herausragende Bedeutung, die die Staatsregierung der Forschung für unsere wirtschaftliche und gesellschaftliche Zukunft beimißt.

Für die wirtschaftliche Entwicklung ist die entscheidende Rolle der Forschung unbestritten. Wer hier zurückfällt, findet sich schnell in der zweiten Liga wieder und das bedeutet den Verlust von Arbeitsplätzen, Wohlstand und Zukunftschancen. Besonders deutlich wird dies gerade in der Biotechnologie.

Das Gentechnikgesetz von 1990 erwies sich als erhebliche Belastung für den Wirtschaftsstandort Deutschland. Die damit verbundenen Vollzugsprobleme haben die Anwendung und Weiterentwicklung dieser Technik erheblich erschwert. Das führte letztlich dazu, daß praktisch alle großen Chemie- und Pharmaunternehmen den Großteil ihrer Forschung in die USA oder nach Japan verlegt haben. Selbst ein genehmigungsfreundlicher Verwaltungsvollzug, wie ihn Bayern immer praktizierte, konnte dieses Handicap nicht ausgleichen. Dafür zahlen wir einen hohen Preis, durch den Verlust von qualifizierten Wissenschaftlern und durch den Verlust von Arbeitsplätzen und Entwicklungschancen. Wir waren dabei, den Anschluß an die weltweite Entwicklung endgültig zu verlieren. 1989 wurden 82% der biotechnischen Patente in den USA erteilt, Der europäische Anteil war auf 5% gesunken.

Aber nicht nur wirtschaftlich ist diese Entscheidung notwendig. Es wäre auch ethisch nicht zu vertreten, auf eine Methode zu verzichten, die bei der Entdeckung und Heilung von schweren Leiden und zur Lösung des Welternährungsproblems eine herausragende Rolle spielen kann. Bei der Behandlung von Krebs und Aids werden erhebliche Fortschritte erwartet. Wer könnte es verantworten, auf die Entwicklung solcher Heilmittel zu verzichten, wenn die nötige Sicherheit bei der Forschung und Anwendung gewährleistet ist? Daß wir für diese Sicherheit arbeiten müssen, ist uns voll bewußt. Nicht umsonst finanziert die Bayerische Forschungstiftung den Forschungsverbund Biologische Sicherheit FORBIOSICH hier in Martinsried.

Ich begrüße es deshalb sehr, daß die Bundesregierung mit der Novellierung des Gentechnologiestandes, die am 1.1.1994 in Kraft getreten ist, nun die Voraussetzungen für erhebliche Vereinfachungen geschaffen hat. Für 70 bis 80% der Arbeiten, bei denen keine Gefahr für Menschen und Umwelt bestehen, genügt heute die einfache Anmeldung. Die erste Zwischenbilanz über die Anwendung des neuen Gesetzes ist bei Wissenschaft und Wirtschaft positiv. Ich hoffe, daß nun auch auf Ebene der Europäischen Union die Bremsen gelockert werden. Die Kommission hat für den kommenden Ministerrat in Korfu einen Vorschlag zur Vereinfachung und Beschleunigung vorgelegt. Auch bei der Kommission hat man erkannt daß es mehr Beschäftigung und Wettbewerbschancen nur geben kann, wenn die restriktiven Rahmenbedingungen geändert werden. Wenn der Europäische Ministerrat dem Vorschlag zustimmt, wird Deutschland, das als nächstes die Ratspräsidentschaft übernimmt, beim Abbau dieser EG-Regelungen die Federführung haben.

Jede Entscheidung für oder gegen, die Gentechnik zieht weitere Entscheidungen in gleicher Richtung nach sich. Die erste Entscheidung der Firma Bayer, in Berkeley statt in Wuppertal zu investieren, zog weitere Forschungsinvestitionen in Amerika nach sich. Diesen Entwicklungstrend müssen wir umkehren.

Mit dem Münchner Genzentrum setzen wir dafür ein Zeichen. Wir melden uns zurück als wichtiger Gentechnologiestandort, und wir wollen mit diesem Vorhaben mithelfen, den verlorenen Boden wieder gutzumachen.

Die Marktchancen der Biotechnologie können kaum überschätzt werden. Es wird mit zweifeligen Wachstumsraten gerechnet. und für viele ist die Biotechnologie eine Schlüsseltechnologie des nächsten Jahrtausends. Im Bereich der Medizin der Landwirtschaft und im Umweltschutz ergeben sich vielversprechende Möglichkeiten mit einem erheblichen Wirtschafts-

potential, das auch Arbeitsplätze schafft. Der Europäische Rat der Chemischen Industrie schätzt den Weltmarktanteil biotechnologischer Produkte 1990 auf 10 Milliarden und hält eine Steigerung auf 160 Milliarden bis zum Jahr 2000 für möglich. Auch wenn dies sehr optimistisch ist, läßt diese Technik doch einen gewaltigen Wachstumsschub erwarten. Schon 1995 wird sich 40 % des gesamten Pharmamarktes auf gentechnische Produkte stützen. Bis zur Jahrtausendwende könnten in Europa rund 2 Millionen Arbeitsplätze in diesem Technologiebereich geschaffen werden. Schon diese Perspektive macht deutlich, daß es unser vordringliches Interesse sein muß den Anschluß an diese internationale Entwicklung zu finden.

Dennoch ist gerade die Gentechnik das Paradebeispiel für den leidenschaftlichen und mitunter erbitterten Streit um die technisch-wissenschaftliche Zukunft unseres Landes. Dabei bestimmen oft nicht sachliche Argumente die Diskussion, sondern diffuse Ängste. Dabei nehmen wir die Ängste der Bevölkerung sehr ernst. Wo sie begründet sind, setzen wir alles daran die Risiken auszuschließen. Aber wo sie unberechtigt sind, wollen wir die Ängste der Menschen abbauen statt sie zu schüren, weil wir Arbeitsplätze erhalten und schaffen wollen.

Oft führen solche Ängste zu nahezu schizophrenen Verhalten. Während wir uns praktisch aus der Produktion verabschiedet haben – in den USA gibt es gut 500 Produktionsanlagen, in Japan fast 200, in Deutschland aber nur 5 – sind uns mehr gentechnisch hergestellte Arzneimittel zugelassen, als in jedem anderen Land der Welt, nämlich 22 Stoffe. In Japan sind es 21, in Frankreich 18 und in den USA 15. Es darf aber doch nicht sein, daß wir nur noch als Markt für Hochtechnologieprodukte interessant sind, uns selbst aber aus der Produktion verabschieden.

Besonders eindrucksvoll erscheint mir die Umfrage, über die Sie, Herr Prof. Winnacker, berichtet haben. Danach sind 75 % der Bevölke-

rung bereit, sich mit gentechnisch hergestellten Medikamenten behandeln zu lassen. Dennoch lühen 75 % Gentechnik ab!

Dies ist ein weiteres Beispiel für zunehmende Irrationalität in unserer Gesellschaft. Viele meinen, der Strom kommt aus dem Steckdose und die Milch aus dem Supermarkt, was dahinter steht, brauche sie nicht zu kümmern.

Manchmal habe ich den Eindruck, die ehemals vorausgesagte Bildungskatastrophe ist am Ende doch noch eingetroffen.

Gentechnologie ist auch immer noch ein Feld, dem sich fanatische Intoleranz zeigt. Erst vor wenigen Tagen haben bei Deggendorf Unbekannte einen Freilandversuch mit genveränderten Zuckerrüben beendet, indem sie das Versuchsfeld verwüsteten. Wer hätte gedacht, daß sich Ende des 20. Jahrhunderts die Maschinenstürmerei der industriellen Revolution wiederholen würde, noch dazu mit der Erstürmung eines Rübenackers. Daß auf diesem Feld ideologische Glaubenskriege an die Stelle wissenschaftlicher Auseinandersetzungen treten, offenbar noch immer ein beachtliches Informationsdefizit.

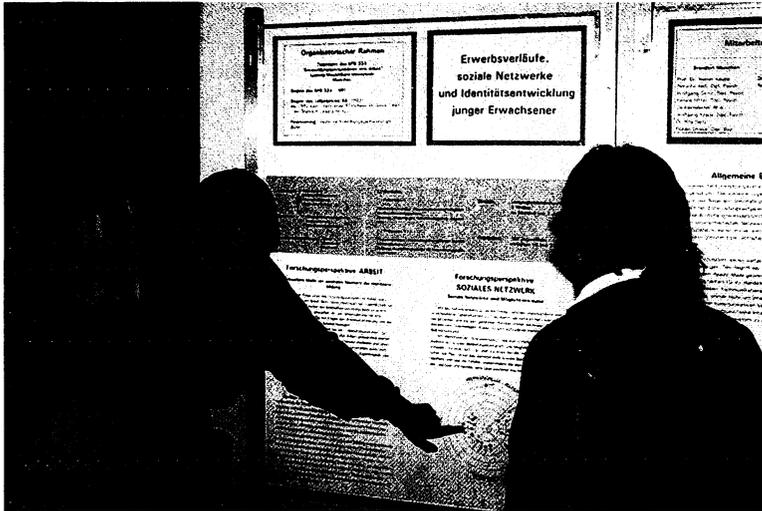
Die mangelnde Akzeptanz gerade von neuen Technologien oder Großforschungseinrichtungen ist besonders deshalb paradox, weil wir institutionell unseren hohen Sicherheitsanforderung den mit zeitraubenden und kostspieligen Prüfungs- und Zulassungsverfahren gerecht werden. Aber selbst wenn ein solches Projekt positiv bewertet und mit vielen Auflagen genehmigt wird, lehnt es eine lautstarke Minderheit mit einem Hinweis auf das Restrisiko ab. Eine realistische und rationale Abwägung von Chancen und Risiken findet oft nicht mehr statt. Dabei bedeutet Null-Risiko natürlich auch oft Null-Chance. Völlig abwegig wird diese Haltung, wenn nur die Chancen minimiert werden, die Risiken aber bestehen bleiben, wie das bei der Gentechnologie oder der Kernenergie der Fall ist. Dies ist eine Kombination von Chancen und Risiken, die sich ein führendes Industrieland nicht leisten kann und darf.

Wer langfristig unsere wirtschaftliche Zukunft sichern will – und darin sieht die Staatsregierung eine ihrer wesentlichen Aufgaben – der sich offensiv für den technischen, Fortschritt und neue Technologien einsetzen. Deshalb trete ich auch nachdrücklich für den neuen Forschungsreaktor in Garching ein. Denn er festigt Bayerns Rolle als führender europäischer Forschungsstandort und sichert auf Jahrzehnte hinaus wissenschaftlichen und technischen Fortschritt für unsere Industrie. Ich freue mich, daß mir der Bundeskanzler dabei seine Unterstützung zugesagt hat. Wenn wir die Chancen der Zukunft nutzen wollen, brauchen wir solche High-Tech-Einrichtungen und Forschungsstätten wie hier in Martinsried. Wir werden deshalb weiter eine offensive Forschungspolitik betreiben und die Privatisierungserlöse aus unseren verkauften Staatsbeteiligungen auch hier gezielt einsetzen.

Notwendig ist dabei eine breite geistige Offensive von Wissenschaft- Wirtschaft und Politik, um in der Bevölkerung mehr Verständnis und breitere Akzeptanz für neue Technologien und Probleme der Wirtschaft zu wecken. Ich freue mich, daß die Wirtschaft eine Initiative gegen Technologiefeindlichkeit startet. Mit Diskussionsveranstaltungen und Unternehmensbesuchen sollen der Öffentlichkeit unsere aktuellen Probleme verdeutlicht werden. Ich erwarte, daß diese Aktion dazu beiträgt, das Bewußtsein in unserer Gesellschaft gegenüber Wissenschaft, Wirtschaft und Fortschritt positiv zu verändern. Dabei ist nicht unkritische Technologiegläubigkeit gefragt, sondern Offenheit für neue Entwicklungen und die sachliche Auseinandersetzung mit Chancen und Risiken. Wir brauchen einen innovativen, vorwärtsgerichteten Dialog aller gesellschaftlichen Kräfte.

Und wir brauchen mehr solcher zukunftsweisender Projekte wie das neue Genzentrum, das wir heute einweihen. Denn hier wird deutlich, daß wir Visionen zu Wirklichkeit werden lassen. Ich wünsche dem Genzentrum mit all seinen Mitarbeitern viel Erfolg bei seiner Arbeit für unser aller Zukunft.

Tage der Forschung



Die Universität hat sich im Sommer 1994 an den von deutschen Wirtschaftsverbänden und Wissenschaftsorganisationen ausgerufenen „Tagen der Forschung“ mit verschiedenen Aktionen beteiligt. In Kooperation mit der TU München und dem Referat für Arbeit und Wirtschaft der Landeshauptstadt München wurde in der Ausstellungshalle Nord der LMU eine Ausstellung zum Thema „Forschungs- und Technologietransfer“ durchgeführt. Am 18. Juni 1994, dem bundesweiten Aktionstag, gab es in verschiedenen Instituten der LMU geführte Instituts- und Laborbesichtigungen.

Nachlässe in der Universitätsbibliothek

Der am 18.1.1994 verstorbene Prof. Dr. Emmerich Francis, Begründer des Soziologischen Instituts, hat der Universitätsbibliothek seine Briefe, Typoskripten all seiner Vorträge, Vorlesungen und Publikationen hinterlassen. Einen weiteren umfangreichen Nachlaß in Form von Briefen, Manuskripten und einer Fülle von handschriftlichen Materialien zur mittelhochdeutschen Sprachwissenschaft, zur germanischen Wort- und Volkskunde, sowie zur neueren deutschen Literatur überließ der Literatur- und Sprachwissenschaftler Prof. Hans-Dietrich Rosenfeld (1899-1993) der Bibliothek. Bereits sein 1933 verstorbener Bruder Helmut Rosenfeld hatte seine Manuskripte zur Germanistik und Personennamensforschung sowie eine wertvolle Briefmarkensammlung der Bibliothek übergeben. Eine Ausstellung wurde von der Universitätsbibliothek aus dem Nachlaß des Autors und Malers Karl Jakob Hirsch gestaltet.

Münchener Poetikvorlesungen

Die in loser Folge von der Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften II und des Instituts für Deutsche Philologie veranstalteten Münchener Poetikvorlesungen sind im Laufe der Jahre zu einer stehenden Einrichtung geworden. 1994 wurden sie von den bisher jüngsten Poetikdozenten bestritten. An jeweils zwei Abenden sprachen unter dem Thema „Literatur der 90er Jahre“ über ihre Arbeiten Matthias Politycki, Andreas Neumeister und Helmut Krausser. 1995 konnten im Rahmen des Themas „Literatur und Literaturkritik“ namhafte Literaturkritiker gewonnen werden, die zur gegenwärtigen Situation der deutschsprachigen Literatur gesprochen haben. Zu Gast waren Uwe Wittstock, Jürgen Busche, Werner Fuld, Iris Radisch, Verena Auffermann und Tilman Spengle. Ergänzt wurde die Vortragsreihe in diesem Jahr durch eine „Ringvorlesung Deutsche Gegenwartsliteratur“.

Universitätsstiftungsfest 1994

Die Ludwig-Maximilians-Universität feierte am 25. Juni 1994 ihr 522. Stiftungsfest. Anwesend waren unter anderem der Präsident des Bayerischen Senats, Prof. Dr. Schmitt Glaeser, Oberbürgermeister Christian Ude und als Vertreter der Gründerfamilie Prinz Franz von Bayern, der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Prof. Dr. Wolfgang Frühwald sowie der Vorsitzende des Wissenschaftsrates, Prof. Dr. Karl-Heinz Hoffmann. Vier Förderpreise der Universitätsgesellschaft gingen auch in diesem Jahr an herausragende Doktoranden, mit zwei weiteren wurden ausgezeichnete Habilitationsschriften bedacht. Bereits zum zweiten Mal wurde im Rahmen des Stiftungsfestes der Förderpreis der Stadt München verliehen.

Rektor Prof. Steinmann:

Was wir heute feiern, ist der Geburtstag unserer Universität, die - gestiftet von Herzog Ludwig dem Reichen - am 27. Juni 1472 in Ingolstadt feierlich eröffnet wurde.

Es ist kein runder Geburtstag, den wir begehen, erst in drei Jahren ist wieder ein Jubeljahr. Aber die Musik, die wir eben gehört haben und später noch hören werden, haben wir wegen eines Jubiläums ausgesucht. Vor ein paar Tagen, am 14. Juni, war der 400. Todestag von Orlando di Lasso, eines der berühmtesten Komponisten, die in München gewirkt haben. Die Ludwig-Maximilians-Universität ist ihm nicht nur über das Haus Wittelsbach verbunden, dem wir - ebenso wir Orlando di Lasso - für großzügige Förderung zu Dank verpflichtet sind, sondern vor allem durch die Arbeit unserer Musikwissenschaftler. Am 5. Juli feiern wir das 100. Jubiläum der Musikwissenschaft in München. Denn vor 100 Jahren hat sich Adolf Sandberger an unserer Universität mit einer Schrift „Beiträge zur

Geschichte der bayerischen Hofkapellen unter Orlando di Lasso“ habilitiert, und gleichzeitig begann die von ihm und Franz Xaver Haberl herausgegebene erste Gesamtausgabe von Orlando di Lasso ihr Erscheinen. Die Musik, die wir heute hören, kann also nur dank der Arbeit der Musikwissenschaftler unserer Universität aufgeführt werden. Die sechs Motetten stammen aus dem letzten Motettendruck von Orlando di Lasso, der in seinem Todesjahr 1594 erschienen ist. Ich möchte Herrn Martin Zöbele und der Gruppe für Alte Musik herzlich dafür danken, daß sie mit diesen Motetten unser Stiftungsfest aufs schönste musikalisch umrahmen.

Meine Damen und Herren, die Ludwig-Maximilians-Universität hat allen Grund, sich an diesem Stiftungsfest besonders zu freuen, konnten wir doch vorgestern das neue Genzentrum unserer Universität in Großhadern eröffnen. In seiner Ansprache hat der Ministerpräsident die feste Zusage gegeben, daß die Finanzierung des zweiten Bauabschnitts gesichert ist und daß im Herbst mit dem Neubau der Institute unserer Fakultät für Chemie und Pharmazie in Großhadern begonnen werden kann, so daß wir zuversichtlich sein können, daß die Fakultät 1999 nach Großhadern umziehen wird.

Zu unserer Freude können wir Herrn Staatsminister Zehetmair unter uns begrüßen, und ich möchte Ihnen, Herr Minister, heute im Namen der Universität sehr herzlich danken; denn es war Ihre Initiative und Ihre stetige und nachdrückliche Förderung dieses Plans, die schließlich zu diesem Ergebnis geführt haben, dessen Bedeutung für die Zukunft der Universität gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Seien Sie auch herzlich bedankt dafür, daß Sie heute zu uns gekommen sind und das Wort ergreifen werden. Mit Ihnen begrüße ich auch alle Beamten der Bayerischen Staatsministerien.

Wir freuen uns, Herrn Oberbürgermeister Ude bei uns begrüßen zu können. Herr Oberbürgermeister, Sie haben ja auch am Stiftungsfest im vergangenen Jahr teilgenommen, aber es ist heuer das erstmal, daß wir einen Oberbürgermeister der Landeshauptstadt München beim Stiftungsfest begrüßen können. Für dieses Zeichen der Verbundenheit sind wir dankbar, ebenso wie für den Förderpreis der Landeshauptstadt, den Sie im Rahmen dieses Stiftungsfestes verleihen werden. Mit Ihnen begrüße ich die anwesenden Mitglieder des Stadtrats. Danken möchte ich an dieser Stelle der Landeshauptstadt München noch einmal für die zügige Aufstellung des Bebauungsplans für das Gelände in Großhadern. Sie hat damit die baurechtlichen Voraussetzungen für den schon erwähnten 2. Bauabschnitt so rechtzeitig geschaffen, daß auch in dieser Beziehung keine Verzögerung zu befürchten ist.

Ich begrüße den Präsidenten des Bayerischen Senats, Herrn Professor Schmitt Glaeser: Herr Präsident, die bayerischen Hochschulen werten es als Auszeichnung, daß Sie als einer unserer Vertreter im Bayerischen Senat zum Präsidenten gewählt worden sind und daß ein zweiter Vertreter der Hochschulen, Herr Professor Schumann, Ihnen als Vizepräsident zur Seite gestellt wurde.

Ich begrüße Herrn Abgeordneten Dr. Schosser. Lieber Herr Dr. Schosser, ich möchte Ihnen für Ihre jahrzehntelange engagierte, verständnisvolle und erfolgreiche Arbeit im Bayerischen Landtag zum Wohle der Hochschulen danken. Ich bin sicher, daß ich heute diesen Dank im Namen aller Bayerischen Hochschulen aussprechen darf.

Ich begrüße mit großer Freude Seine Königliche Hoheit Prinz Franz von Bayern. Ein weiterer Grund zur Freude an diesem Stiftungsfest ist das Richtfest für den Erweiterungsbau des Maximilianeums, das wir ebenfalls vorgestern gefeiert haben. Durch eine hochherzige Zustiftung hat es das Haus Wittelsbach im Jahr 1980 ermöglicht, auch weibliche Stipendiaten in die

Stiftung aufzunehmen. Die Stipendiatinnen konnten freilich nicht im Gebäude des Maximilianeums untergebracht werden, sondern fanden eine Unterkunft im Max-Joseph-Stift. Durch den Erweiterungsbau wird es nun möglich sein, Stipendiaten und Stipendiatinnen unter einem Dach im Maximilianeum wohnen zu lassen. Königliche Hoheit: Die Ludwig-Maximilians-Universität, der das Protektorat für die Stiftung Maximilianeum übertragen wurde, freut sich mit Ihnen über diesen schönen Erfolg, den wir uns vor einigen Jahren noch nicht hätten träumen lassen.

Es ist eine besondere Freude für uns, den Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Herrn Professor Frühwald, heute bei uns begrüßen zu können. Herr Professor Frühwald ist am Dienstag dieser Woche von der Mitgliederversammlung der Deutschen Forschungsgemeinschaft einstimmig für eine zweite Amtsperiode von drei Jahren wiedergewählt worden. Lieber Herr Frühwald, ich freue mich, Ihnen auch hier im Rahmen des Stiftungsfestes die Glückwünsche Ihrer Ludwig-Maximilians-Universität zu diesem überzeugenden Vertrauensbeweis aussprechen zu können. Es war das erstmal in der Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft, daß bei einer Präsidentenwahl alle abgegebenen Stimmzettel auf „Ja“ lauteten. Das zeigt, welche uneingeschränkte Zustimmung und Anerkennung die ersten 2 1/2 Jahre Ihrer Amtszeit gefunden haben.

Meine Damen und Herren, Herr Präsident Frühwald hat die deutschen Universitäten gebeten, in dieser Zeit Tage der Forschung zu veranstalten, um die Forschung und ihre Bedeutung für die Gesellschaft der Öffentlichkeit näherzubringen. Auch die beiden Münchner Universitäten sind dieser Aufforderung gerne nachgekommen. Im Rahmen dieser Tage der Forschung veranstalten die Technische Universität und die Ludwig-Maximilians-Universität gemeinsam eine Ausstellung hier im Hauptgebäude der Universität. Ich möchte Sie alle einladen, nach dem Stiftungsfest die Ausstellung zu besuchen.

Sie finden sie im Nordflügel des Senatgangs; Sie müssen also nur am Speerträger vorbei geradeaus weitergehen, um dorthin zu gelangen. Die Wissenschaftler haben sich viel Mühe gemacht mit dieser Ausstellung und würden sich gewiß freuen, wenn ihre Exponate Ihr Interesse fänden; und ich kann Ihnen versichern: Der Besuch lohnt sich!

Ich begrüße den Vorsitzenden des Wissenschaftsrats, Herrn Professor Hoffmann. Es ist das erstemal, daß ein Vorsitzender des Wissenschaftsrats unser Stiftungsfest besucht, und wir sind Ihnen, lieber Herr Kollege Hoffmann, sehr dankbar für dieses Zeichen der Verbundenheit. Danken möchte ich Ihnen und dem Wissenschaftsrat an dieser Stelle aber auch für die Empfehlung, den zweiten Bauabschnitt für die chemischen Institute in Großhadern in die Kategorie I des Rahmenplans für den Hochschulbau einzustufen. Dieser Beschluß, der Ihnen angesichts der großen Zahl von Anträgen gewiß nicht leichtgefallen ist, ist die Voraussetzung dafür, daß die Bayerische Staatsregierung durch Vorfinanzierung des Bundesanteils das Bauvorhaben nun verwirklichen kann.

Ich begrüße die Mitglieder des Konsularischen Corps, die Vertreter der Religionsgemeinschaften, die Präsidenten der Bundes- und Landesbehörden. Aus dem Bereich der Justiz gilt mein Gruß dem Präsidenten des Bayerischen Verwaltungsgerichtshofs, Herrn Lotz, sowie Herrn Generalstaatsanwalt Froschauer.

Mein Gruß gilt dem Generalsekretär der Max-Planck-Gesellschaft, Herrn Dr. Hasenclever, sowie dem Präsidenten der Akademie der Schönen Künste, Herrn Professor Friedrich, dem Altpräsidenten der Akademie der Wissenschaften, Herrn Professor Schlüter, und dem Direktor der Katholischen Akademie in Bayern, Herrn Prälat Dr. Henrich.

Ich begrüße die Präsidenten, Rektoren, Vizepräsidenten und Prorektoren der bayerischen Universitäten, Hochschulen und Fachhochschulen, namentlich den Präsidenten unserer Schwesteruniversität, der Technischen Universität München, Herrn Professor Meitinger, den Rektor der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Herrn Professor Jasper, und den Präsidenten der Universität Bayreuth, Herrn Professor Büttner.

Mein Gruß gilt den Mitgliedern unseres Kuratoriums, an ihrer Spitze dem Vorsitzenden Herrn Dr. Kaske. Ich begrüße die Mitglieder der Universitätsgesellschaft, namentlich den Vorsitzenden, Herrn Dr. Schneidawind. Wir können auch heute wieder die von der Universitätsgesellschaft gestifteten Förderpreise verleihen, und dafür möchte ich Ihnen ebenso herzlich danken wie für die mannigfache und großzügige anderweitige Hilfe, die die Universität von der Gesellschaft der Freunde und Förderer immer wieder erfährt.

Mein Gruß gilt allen Mitgliedern unserer Universität, die am heutigen Stiftungsfest teilnehmen: An ihrer Spitze den Ehrensensatoren und Ehrenbürgern, unseren Altrektoren, den Professoren Scheuermann und Kotter, den Prorektoren, dem Kanzler und allen ehemaligen Mitgliedern des Rektorats- bzw. Präsidialkollegiums, den Dekanen, den Mitgliedern des Senats und der Zentralen Kommissionen, den Professoren und den wissenschaftlichen Mitarbeitern, den Mitarbeitern aus dem Bereich der Verwaltung und der technischen Dienste sowie – last but not least – den Studentinnen und Studenten. Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, es ist Ihre Universität, deren Stiftungsfest wir heute begehen. Wir freuen uns besonders darüber, daß Sie heute an diesem Stiftungsfest teilnehmen. Natürlich können wir nicht alle 60.000 eingeschriebenen Studierenden einladen. Wir haben, wie in den Vorjahren, unter den Studienanfängern des vergangenen Wintersemesters eine

gewisse Zahl ausgelost. Wären alle Eingeladenen gekommen, unsere Aula hätte sie bei weitem nicht gefaßt.

Ich begrüße die Vertreter der Medien und danke ihnen, daß sie durch ihre Berichterstattung der Öffentlichkeit ein Bild von der Universität vermitteln. Auf Ihre Arbeit, meine Damen und Herren, sind wir besonders angewiesen.

Ich begrüße Sie alle, meine Damen und Herren, und bitte zu entschuldigen, wenn ich nicht alle unsere Gäste erwähnt habe. Sie alle sind uns herzlich willkommen, Ihnen allen danke ich, daß Sie am heutigen Stiftungsfest teilnehmen.

Kultusminister Zehetmair:

Es ist bekannt, daß die Ludwig-Maximilians-Universität, Bayerns größte Hochschule, auf eine lange und ereignisreiche Geschichte zurückblicken kann. Als Herzog Ludwig der Reiche von Bayern im Jahre 1472 mit päpstlicher Genehmigung in Ingolstadt die erste Universität in seinem Lande gründete, konnte noch niemand ahnen, daß diese Universität zweimal den Ort wechseln und fünf Jahrhunderte später – nunmehr in München beheimatet – die größte in Deutschland sein würde. Das Stiftungsfest der Ludwig-Maximilians-Universität, das an Gründung und feierliche Eröffnung der Hochschule erinnert, bietet in jedem Jahr die Möglichkeit, auf das Wirken der Universität in der Vergangenheit zurückzublicken. Ich will aber die Gelegenheit nicht versäumen, hier auch einen Ausblick in die Zukunft zu wagen.

Dazu möchte ich eine Bestandsaufnahme voranstellen, die verdeutlicht, in welchen Dimensionen ein Lehr- und Forschungsbetrieb von der Größe der Universität München heute einzuordnen ist: An der Ludwig-Maximilians-Universität lehren und forschen rund 800 hauptamtliche Professoren und etwa 2.500 wissenschaftliche Mitarbeiter.

Das nichtwissenschaftliche Personal umfaßt rd. 11.000 Mitarbeiter in Verwaltung, Bibliotheken, Kliniken, Labors und Werkstätten. Insgesamt sind über 14.000 Frauen und Männer hauptberuflich an der Universität beschäftigt; die Universität München ist damit einer der größten Arbeitgeber in München.

Im Jahr ihrer Gründung zählte die Universität 498 Studenten, und noch Ende des 19. Jahrhunderts waren es nur rund 4.000 Studenten; heute studieren weit über 60.000 junge Leute an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Bei Berücksichtigung solcher Zahlen ist schnell von Überlastung der Hochschulen und Gefahr des Massenbetriebes die Rede. Mit derartigen Beschreibungen sind die Hochschulen – die Universität München stellt keinen Einzelfall dar – wieder mehr in das Blickfeld der Öffentlichkeit gerückt. Tatsächlich werden die Studentenzahlen auch in Zukunft angesichts der auf die Hochschulen zukommenden stärkeren Geburtenjahrgänge nicht zurückgehen. Unsere Aufgabe muß künftig verstärkt sein, durch strukturverbessernde Maßnahmen und durch die Beseitigung finanzieller Engpässe unsere Hochschulen in die Lage zu versetzen, diesen Problemfeldern zu begegnen und absehbaren Entwicklungen in Wirtschaft und Gesellschaft Rechnung zu tragen. Natürlich ist eine entscheidende Verbesserung der Lage an unseren Hochschulen ohne entsprechende Finanzmittel nicht zu erreichen. Ich meine, daß der Freistaat Bayern hier trotz angespannter Haushaltslage durch erhebliche finanzielle Anstrengungen ein Zeichen gesetzt hat, welche besondere Bedeutung er der Sicherung der Wissenschaftsstandorte im politischen Rahmen zuerkennt.

Gerade die Universitäten waren es, die im Vollzug des Artikels 6 a des Haushaltsgesetzes 1993/1994 zunächst in besonderem Maße durch Stelleneinzug belastet wurden. Unter Berücksichtigung der beklagten Überlastsituation war es allerdings mein Wunsch, das Lehrpersonal der Universitäten nach Möglichkeit bereits im

Jahre 1994 von dem Stelleneinzug auszunehmen. Mit der Änderung des Artikels ist mir das gelungen. Dies bedeutet sicherlich auch eine große Entlastung für die Ludwig-Maximilians-Universität München. Betroffen von der Regelung des Artikel 6 a des Haushaltsgesetzes 1993/94 bleibt die Infrastruktur, also Verwaltung, Bibliotheken, Technische Dienste etc. Unsere gemeinsamen Bemühungen müssen dahingehen, die hierdurch verursachten Beeinträchtigungen des Hochschulbetriebs möglichst auszugleichen.

Mein Haus hat im vergangenen Jahr und 1994 besondere Anstrengungen unternommen, die Literatúrausstattung der Universitäten zu verbessern. Diese zusätzlichen Mittel sollen vor allen Dingen für die Verbesserung der Lehrbedingungen, also für Studienliteratur eingesetzt werden. 1993 war der Universität München ein Betrag von 1.020.000,- DM zusätzlich für diesen Zweck zur Verfügung gestellt worden; 1994 wird eine weitere Sonderzuweisung in Höhe von 1.100.000,- DM folgen. Ebenso wie das Sofortprogramm, das der Verlängerung der Bibliotheksöffnungszeiten dient, soll auch diese Zuweisung Verbesserungen ermöglichen, die zu einem effektiverem und in manchen Fächern hoffentlich auch kürzerem Studium beitragen.

Ein weiterer wesentlicher Punkt, der besonderer Anstrengungen – auch finanzieller Art – bedarf, ist der Hochschulbau. Gerne erinnere ich an die vorgestrige Einweihungsfeier für den Neubau des Genzentrums der Universität München in München-Großhadern. Hier ist in unmittelbarer Nähe zum geplanten Neubau der Fakultät für Chemie und Pharmazie ein Zentrum für die Gen- und Biotechnologie entstanden, das beispielhaft für die Bemühungen zur Stärkung des Forschungs- und Technologiestandortes Bayern steht.

Gerade im Hochschulbau stehen wir vor schwierigen Problemen durch die angespannte Finanz-

situation in der Gemeinschaftsaufgabe Hochschulbau. Hier muß auch der Bund seinen Verpflichtungen nachkommen, die sich aus der Gemeinschaftsaufgabe ergeben. Tatsächlich hat der Bund für 1994 einen gegenüber 1993 unveränderten Bundesmittelansatz für den Hochschulbau von 1,68 Mrd. DM vorgesehen. Notwendig wären aber mindestens 2,0 Mrd. DM, um den steigenden Bedarf in den neuen Ländern zu decken, ohne daß es bei den alten Ländern zu unververtretbaren Einbrüchen im Hochschulbau kommt. Um dies für Bayern zu verhindern, müssen wir andere Lösungsmöglichkeiten finden, um bestimmte bauliche Vorhaben, die für die Zukunft des bayerischen Hochschulwesens von besonderer Bedeutung sind, auf einen guten Weg zu bringen.

Nennen möchte ich nur als in die Zukunft weisendes Vorhaben den Neubau der Fakultät für Chemie und Pharmazie der Ludwig-Maximilians-Universität in München Großhadern. Der Ministerratsbeschluß vom Mai 1990 sieht vor, daß er bis zum Jahre 1999 fertiggestellt werden soll. Die planmäßige Fertigstellung des Neubaus ist erforderlich, um die Zukunft dieser traditionsreichen Fakultät, aus der allein vier Nobelpreisträger hervorgegangen sind, zu sichern. Die hohe Zahl von Neuberufungen – zwölf von fünfzehn in dem Neubau unterzubringende Lehrstühle sind entweder schon frei oder werden bis zur Jahrtausendwende frei – können nur dann mit Aussicht auf Erfolg abgeschlossen werden, wenn den Forschern angemessene Arbeitsbedingungen geboten werden, die im bisher genutzten Innenstadtgelände nicht gegeben sind. Herr Ministerpräsident Dr. Stoiber hat hier in seiner Regierungserklärung vom 30. Juni 1993 mit der Ankündigung, daß das Vorhaben durch den Verkauf des bisher genutzten Geländes in der Innenstadt finanziert werden sollte, den weiteren Weg vorgezeichnet. Ich bin mir sicher, daß es uns gelingen wird, dieses für den Wissenschaftsstandort Bayern so bedeutsame Vorhaben zeitgerecht zu verwirklichen.

Wenn ich dieses Vorhaben nun konkret anspreche und auch nochmals an die Einweihung des Genzentrums erinnere, möchte ich in diesem Zusammenhang nicht versäumen, meinem Vorredner, Herrn Professor Steinmann, meinen besonderen Dank auszusprechen. Als Rektor der Ludwig-Maximilians-Universität München hat er über lange Jahre in verantwortungsvoller Weise die Geschicke der Universität bestimmt. Gerade die vorgenannten Hochschulbauten, denen die Zielsetzung einer leistungsfähigen, den Anforderungen der Zeit entsprechenden und aktuelle Entwicklungen selbst mitbestimmenden Hochschule zugrundeliegt, sind in Planung und Realisierung untrennbar mit seinem Namen verbunden. Herr Professor Steinmann hat aber auch durch seinen Einsatz zu einem ordnungsgemäßen und den berechtigten Interessen der Studenten entsprechenden Studienbetrieb beigetragen. Er hat so die notwendigen Bemühungen um Reformen im Hochschulbereich mitgeprägt.

Wenn ich diese Leistungen heute betone so hat dies natürlich auch einen Grund. Das 522. Stiftungsfest ist das letzte Stiftungsfest, zu dem Herr Professor Steinmann als Rektor der Ludwig-Maximilians-Universität München einlädt; seine Amtszeit geht in diesem Jahr zu Ende. Und mit meinem Dank möchte ich die Hoffnung aussprechen, daß die Zukunft eine Fortsetzung der vertrauensvollen und fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen Staat und Universität bringt, wie sie unter der Ägide Steinmann möglich war. Meine Damen und Herren, der Staat und sein autonomer Partner, die Hochschulen, sind aufeinander angewiesen, um den Problemen, denen sich das Hochschulwesen heute stellen muß, begegnen zu können. Letztlich stehen Staat und Hochschulen gemeinsam in der Verantwortung, ein leistungsfähiges, differenziertes Hochschulwesen zu erhalten und so die Weichen in die Zukunft zu stellen. Der Freistaat ist sich dieser Verantwortung voll bewußt, und ich baue auch auf Ihre Zusammenarbeit. Verhelfen wir gemeinsam der Ludwig-Maximilians-Universität München mit ihrer 522jährigen Geschichte zu einer guten Zukunft.

Anschließend verlieh Rektor Prof. Steinmann die Ehrenbürgerwürde an Frau Dr. Marianne Riegler und dann die Förderpreise der Universitätsgesellschaft:

Mit der Ehrenbürgerwürde sollen Persönlichkeiten ausgezeichnet werden, die sich den Anliegen der Universität in besonderer Weise verbunden gezeigt haben. Dies trifft auf Frau Dr. Marianne Riegler zu; sie hat seit 1961 die Funktion des Resident Director des Junior Year der Wayne State University an der Universität München wahrgenommen.

Das Junior Year in Munich wurde 1931 von Professor Camillo von Klenze von der University of Delaware begründet. Das neunte Jahr, 1939, konnte dann nicht mehr stattfinden. Erst nach dem Krieg, 1950, wurde es wieder angekündigt, aber erst 1953 auf Initiative und unter Leitung von Professor John F. Ebelke, einem Junior Year Studenten von 1936, mit 12 Studenten tatsächlich wieder aufgenommen. 1967 beschloß der Akademische Senat unter dem Rektorat von Professor Kotter – als besondere Auszeichnung und um die Intensität der Beziehung zum Ausdruck zu bringen – daß das Junior Year die Bezeichnung „an der Universität München“ führen durfte. Unter Präsident Lobkowitz wurde das Junior Year 1975 schließlich als ein Teilstudiengang an der Universität München fest installiert. Es bietet jungen amerikanischen Studenten die Gelegenheit, für ein Jahr nach München zu kommen und hier ihre allgemeinbildenden Studien fortzusetzen. Es ist nicht auf die Wayne State University beschränkt. Seit 1953 bis heute haben fast 3000 amerikanische Studenten aus mehr als 350 verschiedenen Colleges und Universities dieses Junior Year besucht.

Frau Dr. Riegler hat 1957 an unserer Universität promoviert. Sie ist dem Junior Year seit 1955 verbunden. Damals begann sie mit Vorlesungen im Junior Year auf Veranlassung ihres Doktorvaters, Professor Dr. Hans-Heinrich Borchardt, der dort in den dreißiger

Jahren selbst gelehrt hatte. Das Studienjahr 1960/61 verbrachte sie als Fulbright Visiting Professor an der Wayne State University in Detroit und kehrte 1961 nach München zurück, um die Aufgaben als Resident Director des Junior Year in Munich zu übernehmen. Man kann die Vielzahl und Vielfalt der großen und kleinen Sorgen „ihrer“ Studenten und Mitarbeiter gar nicht aufzählen, um die sich Frau Dr. Riegler seither mit großer Hingabe und Aufopferung gekümmert hat und die sie manchmal auf sehr unkonventionelle Weise zu beheben verstand. Sehr zustatten kamen ihr dabei ihre ausgezeichneten Beziehungen, die sie im Laufe der Jahre zu den verschiedensten, einflußreichen und hilfreichen Mitmenschen in München aufbauen konnte.

Es ist in erster Linie Frau Dr. Riegler zu verdanken, daß die amerikanischen Studenten unsere Universität und die Stadt München als gastfreundlich in bester Erinnerung haben und sich heute noch gerne an ihren hiesigen Studienaufenthalt erinnern. Die Universität München dankt ihr mit der Verleihung der Ehrenbürgerwürde für ihr außergewöhnliches, langjähriges Engagement. Sie hat die Brücken gebaut, auf denen sich junge Amerikanerinnen und Amerikaner und Deutsche begegnen konnten. Damit hat sie unserer Universität einen unschätzbaren Dienst erwiesen; denn sie hat uns geholfen, unsere internationalen Beziehungen wieder aufzubauen und zu vertiefen.

Verleihung der Förderpreise der Universitätsgesellschaft

Meine Damen und Herren, wir kommen nun zur Verleihung der Förderpreise der Münchener Universitätsgesellschaft. Diesen Akt in unserem heutigen Stück könnte man auch überschreiben „Die alma mater zeigt ihren Geburtstagsgästen voller Stolz sechs ihrer klügsten Kinder“. Leider ist diesmal unter den sechsen nur eine Tochter. Die alma mater hält dies für mehr als einen

Schönheitsfehler und sinnt auf Abhilfe. Außerdem ist die Zahl der klugen Kinder natürlich erheblich höher als sechs - ein Problem, das sich in jedem Jahr wieder stellt. Die alma mater bittet ihre vielen ebenso klugen Kinder, die diesmal leer ausgegangen sind, nicht enttäuscht und traurig zu sein.

Wie in den Vorjahren, gibt es auch heuer wieder 4 Promotionspreise, die mit je 5.000,- DM dotiert sind. Sie gehen an

1. Herrn Dr. rer. silv. Bernhard Felbermeier

Er wurde am 23. Februar 1965 in München geboren. Nach dem Schulbesuch in Fürstenfeldbruck nahm er 1986 das Studium der Forstwissenschaften an der Universität München auf. 1989 unterbrach er es für einen Forschungsaufenthalt an der Forstlichen Versuchsanstalt von British Columbia, Kanada. Das Thema seiner Dissertation lautet:

„Abschätzung der Arealveränderungen forstlich wichtiger Baumarten infolge von Klimaveränderungen“.

Forstwirtschaft muß heute vor dem Hintergrund der Prognose einer möglichen anthropogenen Klimaänderung betrieben werden. Obwohl damit unter Umständen jedes waldbauliche Handeln auf der Basis bisheriger Vorstellungen prinzipiell in Frage gestellt ist, fehlen Studien zu den Wirkungen möglicher Klimaänderungen auf Waldökosysteme völlig. Herr Felbermeier hat mit seiner Dissertation eine Pionierleistung auf diesem Gebiet erbracht. Anhand eines umfangreichen Datensatzes von Waldinventurdaten überprüft er, ob und ggf. wo in Bayern die Buche als wichtigste natürliche Baumart durch Klimaänderungen in ihren Wachstums- und Existenzbedingungen geschwächt oder gefördert wurde. Er stößt damit in einen weitgehend leeren Forschungsraum vor. Die Arbeit beinhaltet deshalb eine tiefgehende philosophische Vorstudie über den wissenschaftlichen Erkenntnisprozeß, auf deren Postulate im Verlauf der Datenanalyse und der Ergebnissbewertung immer wieder zurückgegriffen wird.

Als unmittelbares Resultat der Dissertation konnte der Nachweis erbracht werden, daß Klimaänderungen, die sich im Bereich von 1 - 2 Grad Celsius bewegen, von der Buche auf bayerischen Waldstandorten durchaus verkraftet werden können. Wichtiger ist noch die Signalwirkung der Arbeit einzuschätzen: sie setzt Maßstäbe für die künftige Klimawirkungsforschung, sowohl hinsichtlich des Arbeitsschwerpunktes als auch hinsichtlich der Vorgehensmöglichkeiten.

2. Frau Dr.med.vet. Birgit Oidtmann

Sie wurde am 5. Mai 1966 in Bochum geboren. Nach dem Schulbesuch in Dortmund und Castrop-Rauxel nahm sie 1985 das Studium der Tiermedizin an der Universität München auf. Seit 1992 ist sie approbierte Tierärztin. Ihre Dissertation beschäftigt sich mit „Untersuchungen und Auftreten von Schäden und Veränderungen des Blutbildes bei Regenbogenforellen in Teichhaltungen im Vergleich zu Wildforellen“.

Frau Oidtmann konnte zeigen, daß zahlreiche physiologische und pathophysiologische Veränderungen an Fischen tatsächlich den verschiedenen Haltungssystemen und nicht natürlichen Faktoren zuzuschreiben sind. Es gelang ihr, eine ganze Reihe von Versuchsergebnissen systematisch auszuwerten und zu einem Gesamtbild zusammenzufügen, so daß nicht nur neue Erkenntnisse zur Krankheitsverhütung bei Fischen gewonnen, sondern auch ethische Fragen des Tierschutzes durch naturwissenschaftliche Erkenntnisse beantwortet werden konnten. Frau Oidtmann erarbeitete damit erstmalig wissenschaftlich fundierte Grundlagen, die die Beurteilung der heutigen Nutzfischhaltung unter den Aspekten des Tierschutzes ermöglichen.

3. Herrn Dr. phil. Andreas Kraß

Er wurde am 2. Oktober 1963 in Schermbeck, Kreis Wesel geboren, schloß das Gymnasium in Dorsten ab und begann 1984 sein Lehramts-

studium in den Fächern Germanistik und Katholische Theologie an der Universität Münster. 1988 wechselte er nach München über. Bereits die Zulassungsarbeit zum Staatsexamen (1990) kreiste um das Thema „Stabat mater dolorosa. Die Übertragung der Mariensequenz im deutschen Mittelalter“. Mit einem 6-semesterigen Zusatzstudium konnte er sie nun zur Promotion ausbauen.

Das Stabat mater ist die bedeutendste Sequenz des lateinischen Mittelalters. Vor allem durch immer neue Vertonungen von Josquin de Prez bis Dvorak und Verdi ist sie bis heute bekannt geblieben. Sie ist früh in die Volkssprachen übersetzt worden, am meisten im 15. und 16. Jahrhundert ins Deutsche. Herr Kraß hat sich zunächst mit der deutschen Rezeptionsgeschichte der Sequenz befaßt, dann aber auch erstmals die Geschichte der lateinischen Sequenz geklärt. Seine Dissertation hat das noch kaum betretene Forschungsfeld der Hymnen- und Sequenzverdeutschungen geöffnet und gezeigt, wie sich Texte als Symptome lebensweltlicher Zusammenhänge verstehen lassen.

4. Herrn Dr. Peter Schauenburg

Er wurde am 1. Februar 1966 in Krefeld geboren. Die Schule besuchte er in Karlsruhe. 1985 war er Bundessieger im Bundeswettbewerb Mathematik und wurde im selben Jahr in die Studienstiftung des Deutschen Volkes aufgenommen. An der Universität München studierte er Mathematik und Physik. 1991 erlangte er das Diplom in Mathematik. Anschließend wurde er Mitglied im Graduiertenkolleg „Mathematik im Bereich ihrer Wechselwirkung mit der Physik“ und promovierte 1993 mit der Dissertation „Zur nicht kommutativen Differentialgeometrie von Hauptfaserbündeln – Hopf-Galois-Erweiterungen von de Rham-Komplexen“.

Vor 318 Jahren führten die berühmten Naturforscher und Mathematiker Isaak Newton und Gottfried Wilhelm Leibniz die Differential- und Integralrechnung ein. Diese damals revolutionäre mathematische Methode wurde benötigt, um die Fallgesetze auf der Erde und die Planetenbahnen im Weltraum ausrechnen zu können.

Viel später, zu Beginn unseres Jahrhunderts, wollte man ähnliche Gesetze für die Struktur der Atome gewinnen. Dabei führte dann die Quantenmechanik und die damit verbundene Heisenbergsche Unschärferelation zu Rechnungen, bei denen nicht mehr notwendig „x mal y“ gleich „y mal x“ waren, also zu einer nicht-kommutativen Multiplikation.

Die großartigen Erfolge der Quantenmechanik haben diese Rechnungen bestätigt. Jedoch mußten unsere Vorstellungen von Raum, Zeit und Kausalität grundlegend geändert werden. Selbst die bewährte klassische Differential- und Integralrechnung konnte nicht mehr in vollem Umfang angewandt werden.

Erst in den vergangenen 10 Jahren hat man herausgefunden, wie man den Raumbegriff erweitern muß, um die genannte nichtkommutative Multiplikation richtig verstehen zu können. Vor 5 Jahren wurden erste Ansätze zu einer Differential- und Integralrechnung für sogenannte nichtkommutative Räume studiert. Hierauf baut die Dissertation von Herrn Schauenburg auf. Die Methoden einer neuen Differential- und Integralrechnung werden in dieser Arbeit ausgebaut und verfeinert bis hin zu bisher unbekanntem Zusammenhängen zwischen der Krümmung eines Raumes und seiner Nichtkommutativität.

Es wird noch viel Arbeit zu leisten sein, um diese neue Differential- und Integralrechnung, die nun auch zur Behandlung von nichtkommutativen Räumen geeignet ist, zu der Blüte und Kraft zu bringen, die wir von der alten Differential-

und Integralrechnung kennen. Herr Schauenburg hat jedoch den Weg gezeigt, auf dem dieses geschehen muß, und er hat einen wesentlichen Teil dieses Weges schon zurückgelegt.

Die beiden Habilitationspreise, dotiert mit je DM 10.000,-, gehen in diesem Jahr an

1. Herrn PD Dr. oec. publ. Kai A. Konrad

Er wurde am 11. März 1961 in Heidelberg geboren und legte dort auch das Abitur ab. Er begann 1980 zunächst Physik in Heidelberg zu studieren, wechselte 1982 aber zur Volkswirtschaftslehre und schloß 1985 mit dem Diplom Volkswirt ab. 1990 promovierte er an der Universität München mit einer Dissertation über „Risikoproduktivität und Besteuerung“, für die er mit dem Promotionspreis ausgezeichnet wurde. Drei Jahre später habilitierte er sich hier. Dr. Konrad kann bereits auf eine Reihe auswärtiger Lehr- und Forschungsaufenthalte blicken, u.a. an der Universität Bergen (Norwegen), an der University of California Irvine, an der London School of Economics, zuletzt auch am SFB 303, der an der Universität Bonn angesiedelt ist. Er hat bereits zwei Rufe auf Lehrstühle für Finanzwissenschaft (TU Chemnitz und FU Berlin). Das Thema seiner Habilitationsschrift lautet: „Selbstbindung und die Logik kollektiven Handelns“.

Darin befaßt er sich mit dem Thema der privaten Bereitstellung öffentlicher Güter, also solcher Güter, die gemeinsam von mehreren Individuen genutzt werden können und die deshalb normalerweise vom Staat angeboten werden. Herr Konrad entwirft einen spieltheoretischen Zwei-Perioden-Ansatz; in der ersten Periode treffen die Modellakteure eine Selbstbindungsentscheidung, mit der die Höhe ihres Einkommens festgelegt wird, und in der zweiten Stufe bestimmen sie auf der Basis dieses Einkommens ihre Entscheidung über die freiwillige Bereitstellung eines öffentlichen Gutes. Der spieltheoretische Ansatz wird in vielfältiger Hinsicht variiert und auf verschiedene ökonomische Problemkreise

angewendet, zu denen das Umweltproblem, Lobbying-Aktivitäten von Unternehmen oder die Arbeit-Freizeit Entscheidung mit nachfolgender Beteiligung an der Finanzierung öffentlicher Güter gehören. Die Habilitationsschrift stellt wichtigen Beitrag zur wirtschaftswissenschaftlichen Forschung dar, dem die internationale Anerkennung nicht versagt bleiben wird.

2. *Herrn Dr. phil. Christopher Balme*

Herr Balme stammt aus Neuseeland. Er wurde am 16. September 1957 in Morrinsville geboren. Der wissenschaftliche Werdegang von Herrn Balme vollzog sich zu gleichen Teilen im englischsprachigen und im deutschsprachigen Bereich. Er hat in Neuseeland Germanistik und Theaterwissenschaft studiert und seine Studien nach dem Abschluß mit dem Grad eines Bachelor of Art with Honors an der Universität München fortgesetzt. Mit einer germanistischen Dissertation über das Komödienwerk von Ödön von Horvath wurde er 1984 an der University of Otago in Neuseeland promoviert. Von 1987 bis 1989 war er als Lektor für englische Sprache und Literatur an der Universität Würzburg tätig, danach seit 1990 als wissenschaftlicher Angestellter und Lehrbeauftragter für Theaterwissenschaft an der Universität München. In dieser Zeit trat er mit einer Reihe von Einzelbeiträgen zur internationalen Theaterforschung sowie als Herausgeber und Kommentator von Anthologien der Theatertheorie hervor, ehe er sich dann als Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft der Vorbereitung seiner Habilitation widmen konnte.

Das Thema seiner Habilitationsschrift lautet: „Strategien des synkretischen Theaters: Studien zu einer postkolonialen Theaterform im anglophonen Raum“

Sie bringt die wissenschaftliche Diskussion der letzten Jahre über Formen des interkulturellen und multikulturellen Theaters, in der sich vor allem Spezialisten für bestimmte Einzelkulturen zu Wort gemeldet haben, auf eine gemeinsame und neue Reflexionsstufe. Ihr Thema ist die

kulturelle ‘Dekolonialisierung’ in den ehemaligen Kolonialgebieten des britischen Empire. Die Vermittlung zwischen den eigenen sozialen und kulturellen Traditionen der Kolonialvölker mit den Impulsen des europäischen, durch England vermittelten Theatersystems werden untersucht. Im Mittelpunkt stehen daher die Strategien, die jeweils entwickelt werden, um einerseits die eigene Tradition zu formulieren und gegenüber der europäischen Hegemonialmacht zur Geltung zu bringen, andererseits aber Impulse und Erfahrungen der europäischen Theaterkultur aufzunehmen und zu nutzen. Dabei entstehen theatrale Formen von neuer Wirkung und neuer ästhetischer Eigenart. Untersucht werden im einzelnen Theatermodelle aus so unterschiedlichen Bereichen wie Australien und Neuseeland, Zentralafrika und Südafrika, aus der englischsprachigen Karibik und Kanada.

Auch methodengeschichtlich bedeutet die Habilitationsschrift einen Durchbruch, und über die Grenzen der Theaterwissenschaft hinaus ergeben sich wichtige Impulse für eine fachübergreifende kulturwissenschaftliche Forschung in den historischen Sozial- und Geisteswissenschaften.

Und jetzt bitte ich Herrn Oberbürgermeister Ude, den Preis der Landeshauptstadt München zu verleihen.

Der mit 5.000 DM dotierten Preis der Stadt München wurde an Barbara Schlederer vergeben für ihre Arbeit „Der neue Münchner Flughafen – Auswirkungen auf die Gewerbeansiedlung und -verlagerung Münchner Betriebe, untersucht an der Achse Freising – Landshut“, die am Institut für Wirtschaftsgeographie entstanden ist. Die Arbeit kommt zu dem Ergebnis, daß der Flughafen als alleiniger Standortfaktor für Unternehmensansiedlungen und damit auch zur Aufwertung der Standortgunst nicht ausreicht.

Der Preis der Stadt München wird speziell für eine herausragende Studienabschlußarbeit verliehen, die sich mit der aktuellen Entwicklung der Münchner Stadtlandschaft beschäftigt.

Anschließend Rektor Steinmann:

Meine Damen und Herren, den Festvortrag hält in diesem Jahr Herr Professor Dr. Wolfgang Prinz. Er wurde 1942 in Elbern bei Bamberg geboren, studierte Psychologie, Philosophie und Zoologie in Münster, promovierte 1970 an der Universität Bochum. Seit 1975 war er Professor für Psychologie an der Universität Bielefeld und leitete seit 1982 das Zentrum für interdisziplinäre Forschung an dieser Universität. Vor 4 Jahren folgte er einem Doppelruf nach München: er übernahm den Lehrstuhl für Psychologie und Philosophie in unserer Fakultät für Psychologie und Pädagogik und wurde gleichzeitig zum Mitglied und Direktor des Max-Planck-Instituts für Psychologische Forschung bestellt. Seine Berufung ist ein weiteres Beispiel dafür, daß es der Universität und der Max-Planck-Gesellschaft mit vereinten Kräften gelingt, hervorragende Gelehrte für München zu gewinnen. Im Jahr 1992 erhielt Professor Prinz den Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der mit 3 Millionen DM dotiert ist. Professor Prinz will mit diesem Leibniz-Preis eine neue Forschungsrichtung an der Universität München einführen: Die Neuropsychologie, die in gewisser Weise eine Verbindung von der Psychologie zur Neurologie herstellt. Diese Forschungsrichtung ist außerordentlich aktuell und ist eine hervorragende Ergänzung unseres interdisziplinären Forschungsschwerpunktes „Neurowissenschaften“. Herr Professor Prinz hat nun angeboten, die Hälfte seines Leibniz-Preises zu verwenden, um einen neu zu schaffenden Lehrstuhl für Neuropsychologie anzufinanzieren, falls die Universität bereit ist, diesen Lehrstuhl anschließend auf Dauer zu errichten. Dieses Angebot wurde von den Neurowissenschaftlern mit allem Nachdruck begrüßt und gutgeheißen. Auch die Fakultät für Psychologie und Pädagogik hat sich ohne Vorbehalte dafür ausgesprochen. Den Studenten der Psychologie, die sich in ihrem Hauptstudium der Neuropsychologie als Schwerpunkt widmen, eröffnen sich nämlich neue, wichtige und interessante Berufsmöglich-

keiten in der Medizin. Der Senat hat sich nach eingehender Beratung dazu entschlossen, das Angebot von Prof. Prinz dankend anzunehmen und einen demnächst freiwerdenden Lehrstuhl umzuwidmen, um so die Neuropsychologie auf Dauer an der Universität München mit einem Lehrstuhl einzurichten. Dieser Beschluß ist dem Senat natürlich nicht leichtgefallen. Wir können aber in der gegenwärtigen Haushaltssituation Neues nur noch beginnen, wenn wir bereit sind, etwas anderes dafür aufzugeben. Das hört sich so allgemein gesagt leichter an als es im konkreten Einzelfall ist. Denn überflüssige Lehrstühle gibt es nicht. Umwidmung bedeutet immer einen schmerzlichen Verzicht darauf, eine bisher erfolgreich betriebene Aktivität in Forschung und Lehre fortzusetzen. Ich möchte daher heute allen an dieser Entscheidung Beteiligten danken, daß es uns jetzt möglich ist, den neuen Lehrstuhl für Neuropsychologie auszuscheiden und hoffentlich bald zu besetzen. Besonderer Dank aber gebührt Herrn Professor Prinz, der die Initiative dazu ergriffen hat und dazu bereit war, 1,5 Millionen DM aus seinem Leibniz-Preis als Startkapital zu investieren.

Ich möchte Ihnen, lieber Herr Kollege Prinz, dafür ebenso danken wie für Ihre Bereitschaft, den heutigen Festvortrag zu übernehmen. Ich bitte Sie nun um diesen Festvortrag.

„Wahrnehmung und Wirklichkeit“

Prof. Prinz:

1. Einleitung

Die Psychologie ist in der teils fatalen, teils aber auch glücklichen Lage, von Dingen zu reden, die jeder kennt und bei denen jeder mitreden kann. Was Gefühle, was Wünsche oder was Absichten sind - das wissen wir alle, und deshalb fühlen wir uns alle als Experten, wenn es um die Beschreibung und die Analyse unserer Erlebnisse geht.

Diese Ihre Expertise möchte ich mir heute zunutze machen bei der Erörterung der Frage, wie das, was wir wahrnehmen, sich zu dem verhält, was in Wirklichkeit der Fall ist. Zu diesem Zweck möchte ich insbesondere das Sehen betrachten. Ich möchte Sie einladen, sich eine Reihe optischer Wahrnehmungseindrücke vor Augen führen zu lassen und mit mir darüber nachzudenken, was man aus ihnen für die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Wahrnehmung und Wirklichkeit lernen kann. Soweit Sie sich über diese und ähnliche Fragen zuvor schon philosophische oder methodologische Gedanken gemacht haben, möchte ich Sie zusätzlich einladen, dieses Raisonnement beiseitezuschieben und sich – so gut Sie können – in den Stand erkenntnistheoretischer Unschuld zurückzusetzen.

Das wird Ihnen besonders leicht gelingen, wenn Sie sich vergegenwärtigen, mit welchem Verständnis des Verhältnisses zwischen Wahrnehmung und Wirklichkeit wir unser Alltagsleben bestreiten. Es ist das Verständnis der Identität. Wir sind nämlich wie selbstverständlich davon überzeugt, daß unsere Umgebung genau so beschaffen ist, wie wir sie wahrnehmen. Indem wir die Augen öffnen, so glauben wir, verschaffen wir uns direkten Zugang zur Wirklichkeit selbst. Umgekehrt formuliert: Die Augen sind die Pforte, durch die die äußere Wirklichkeit in unser Inneres eintritt.

Diesem Verständnis zufolge ist Wahrnehmen ein Zustand, der dadurch charakterisiert ist, daß die Wirklichkeit Zutritt zu uns hat – nicht etwa ein Prozeß, in dem sich die Wirklichkeit uns vermittelt. Wahrnehmung und Wirklichkeit fallen hier zusammen und sind somit identisch. Deshalb ist ihre begriffliche Unterscheidung eigentlich überflüssig und die Frage nach ihrem gegenseitigen Verhältnis irritierend. Stellt man sie dennoch, erhält man die Antwort, daß das, was wir sehen, natürlich nichts anderes ist als die Wirklichkeit selbst.

Einerseits scheint es, daß dieses einfache Verständnis unserer Beziehung zur Wirklichkeit

eine tragfähige Grundlage für die Organisation des täglichen Lebens ist, d.h. daß es sich in praktischer Hinsicht bewährt. Andererseits sind zweieinhalb Jahrtausende Philosophie und anderthalb Jahrhunderte Psychologie nicht müde geworden darzutun, daß es in theoretischer Hinsicht gänzlich unhaltbar ist.

Die philosophische Kritik hat sich vor allem an der Wahrheitsfrage entzündet. Wenn es nämlich zuträfe, daß die Wahrnehmung uns Zutritt zur Wirklichkeit selbst verschafft, wäre Wahrnehmung genau das, was der Wortsinn besagt: ein wahres Zurkenntnisnehmen der Wirklichkeit. Ein solch direkter, ungebrochener Realismus bietet eine zwar bestechende, aus mancherlei Gründen aber doch wenig überzeugende Auflösung des Wahrheitsproblems an, mit der sich die Philosophie schwerlich begnügen kann.

Die psychologische Kritik hat sich dagegen vor allem an der Prozeßfrage entzündet. Sie hat gezeigt, daß Wahrnehmung nicht als passiver Zustand des Wahrnehmend-Seins aufgefaßt werden kann, sondern als ein aktiver Transformationsprozeß verstanden werden muß, der zwischen Wirklichkeit und Wahrnehmung vermittelt.

Die philosophische Debatte zur Wahrheitsfrage werde ich im folgenden beiseite lassen und mich ganz auf die psychologische Frage konzentrieren, was in Wahrnehmungsprozessen eigentlich geschieht und was aus diesem Geschehen für die Beziehung zwischen Wahrnehmung und Wirklichkeit folgt. Das soll allerdings nicht heißen, daß die psychologischen und die philosophischen Fragen voneinander unabhängig sind. Ganz im Gegenteil sind die psychologischen Fragen um die Mitte des 19. Jhdts. aus einer bis dahin rein philosophischen Diskussion erwachsen. Und ebenso hat das, was wir inzwischen über die Eigenschaften von Wahrnehmungsprozessen wissen, sicherlich Implikationen für die Beantwortung erkenntnistheoretischer Fragen.

Was also ist aus der Sicht der Psychologie an der Identitätstheorie auszusetzen? Im Grunde ist die nunmehr 150jährige Geschichte der Wahr-

nehmungspsychologie die Geschichte einer zunehmenden Verselbständigung der Wahrnehmung gegenüber der Wirklichkeit. Lassen Sie mich im folgenden anhand einiger Beispiele drei wichtige Stationen dieser Geschichte nachzeichnen. Zu ihrer Charakterisierung werde ich die Begriffe Abbildung, Interpretation und Konstruktion verwenden - Begriffe also, die den Kunst- und Literaturwissenschaften und den Ingenieurwissenschaften entlehnt sind und die deshalb auf unseren Gegenstand nur in analoger Anwendung übertragen werden sollen.

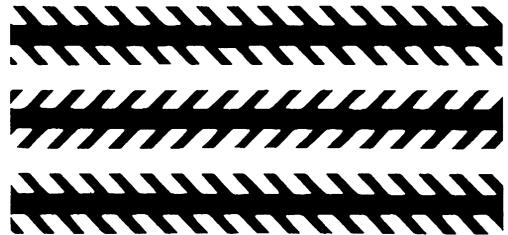
2. Wahrnehmung als Abbildung

Die erste Abbildung (nicht abgedruckt) zeigt das Gesicht einer lächelnden Frau. Es steht auf dem Kopf, und wenn man es herumdreht, sieht man, daß sie in Wirklichkeit keine besonders freundliche Miene macht. Wir sind also, solange das Bild auf dem Kopf stand, einer Wahrnehmungstäuschung erlegen: Wir haben etwas anderes gesehen als in Wirklichkeit der Fall ist. Der täuschende Eindruck ist zwingend und bleibt auch bestehen, nachdem wir die Täuschung erkannt haben: Wenn man das Bild abermals auf den Kopf stellt, sehen wir die Frau wieder lächeln, obwohl wir inzwischen wissen, daß sie es keineswegs tut.

Ich kann hier - ebensowenig wie in den folgenden Beispielen - nicht der Frage nachgehen, unter welchen Bedingungen derartige Täuschungen entstehen und wie sie zu erklären sind. Festhalten möchte ich lediglich, daß wir dann, wenn das Bild auf dem Kopf steht, einen Wahrnehmungseindruck haben, der mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt.

Wie aber vergewissern wir uns über das, was in Wirklichkeit der Fall ist? Die Antwort lautet: Gleichfalls durch einen Wahrnehmungseindruck - denjenigen nämlich, der entsteht, wenn wir das Bild in seine normale Position bringen. Im Grunde vergleichen wir zwei Wahrnehmungseindrücke, von denen wir dem einen eine höhere Dignität als dem anderen zusprechen.

Ähnlich liegen die Dinge im Fall der bekannten geometrisch-optischen Täuschungen, von denen ich zwei klassische Exemplare zeigen möchte.



Die Abbildung zeigt eine Täuschung, die zum ersten Mal im Jahre 1860 in Poggendorffs Annalen der Physik beschrieben wurde. Man sieht eine Reihe von waagerechten Balken, die jeweils von schrägen Linien gekreuzt werden, wobei die Richtung der kreuzenden Linien von Balken zu Balken wechselt. Wie man deutlich erkennt, sind die Balken leicht gegeneinander geneigt. In Wirklichkeit sind sie aber streng parallel und nicht im geringsten geneigt. Davon kann man sich überzeugen, wenn man die Abstände der Balken mit einem Lineal nachmißt oder ein Deckblatt mit parallelen Balken darüberlegt.

Bei der sogenannten Schienentäuschung (Abb. nicht abgedruckt) sieht man einen Schienenstrang, auf dem zwei Holzbalken liegen. Was man nicht glauben mag, ist, daß die beiden Balken in der Abbildungsebene genau gleichlang sind - wovon man sich auch hier wiederum durch eine simple physikalische Messung überzeugen kann. Erst das Anlegen eines Maßstabs läßt uns an die Gleichheit der Strecken glauben. Ebensowenig wie in den vorherigen Beispielen verschwindet die Täuschung, wenn man sie als solche erkannt hat.

Damit Sie nicht nur etwas zu sehen, sondern auch etwas zu fühlen bekommen, möchte ich zuletzt die Nasentäuschung des Aristoteles erwähnen. Wenn Sie den Zeigefinger und den Mittelfinger Ihrer Hand überkreuzen und mit den überkreuzten Fingern über Ihren Nasenrücken fahren, werden Sie in Ihrem Gesicht ganz deutlich zwei Nasen fühlen, besonders

wenn Sie dabei die Augen schließen. Diese Täuschung wird nicht bei allen von Ihnen auftreten, aber wenn man ihr unterliegt, ist sie sehr beeindruckend.

Von Wahrnehmungstäuschungen reden wir also dann, wenn wir einen Wahrnehmungseindruck haben, der von der wirklichen Beschaffenheit der wahrgenommenen Gegenstände abweicht. Über die wirkliche Beschaffenheit vergewissern wir uns anhand von Prozeduren, die letztlich in Messungen verankert sind: Wir messen die Länge oder den Abstand von Balken oder die Neigung von Mundwinkeln, und wir zählen die Anzahl der Nasen in unserem Gesicht. Natürlich sind auch an diesen Prozeduren Wahrnehmungsprozesse beteiligt, allerdings solche, die durch Meßvorschriften diszipliniert sind. Durch diese Prozesse ermitteln wir die wirkliche Beschaffenheit der Gegenstände und stellen sie den spontanen Wahrnehmungseindrücken gegenüber.

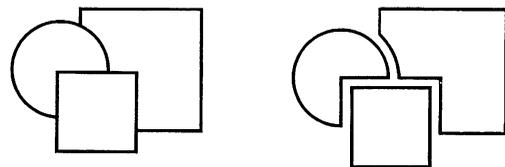
Die Erfahrung, daß wir Wahrnehmungstäuschungen unterliegen, zwingt uns, die Identitätstheorie aufzugeben. Wenn wir etwas anders sehen, als es in Wirklichkeit ist, kann der Inhalt unserer Wahrnehmung nicht mit der Wirklichkeit zusammenfallen, sondern nur ein Abbild der Wirklichkeit sein - ein Abbild, das von dem, was es abbildet, in dem gleichen Sinne zu unterscheiden ist, wie etwa die Fotografie eines Baumes von dem Baum selbst.

Man kann die Abbildungstheorie der Wahrnehmung als eine aufgeklärte Variante der Identitätstheorie betrachten. Sie hat auf der einen Seite verstanden, daß zwischen Wahrnehmung und Wirklichkeit dem Begriff nach unterschieden werden muß und daß es vermittelnde Transformationsprozesse geben muß. Auf der anderen Seite hält sie aber an der Vorstellung fest, daß die Eigenschaften der Wahrnehmung jeweils gleichartige Eigenschaften der Wirklichkeit widerspiegeln: Länge spiegelt Länge, Neigung spiegelt Neigung, Anzahl spiegelt Anzahl. Dadurch läßt sie weiterhin Raum für die Annahme einer weitgehenden Ähnlichkeit zwischen Wahrnehmung und Wirklichkeit.

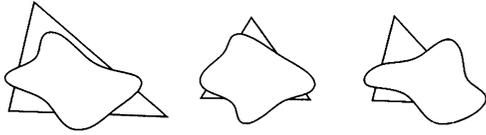
Was den Prozeß betrifft, der diese Eigenschaftsdimensionen aufeinander abbildet, wird man mit Fehlern und Verzerrungen zu rechnen haben, die zu Täuschungen führen. Ungeachtet dessen läßt sich aber die allgemeine Vorstellung beibehalten, daß die Dimensionalität der Wahrnehmungswelt von der Dimensionalität der physikalisch vermessenen Gegenstandswelt nicht grundsätzlich verschieden ist.

3. Wahrnehmung als Interpretation

Eben dies scheint aber keineswegs der Fall zu sein. Bisweilen geschieht es nämlich, daß wir etwas sehen, was in Wirklichkeit überhaupt nicht da ist, oder auch daß wir etwas nicht sehen, was in Wirklichkeit vorhanden ist. Wenn dies der Fall ist, ist die Vorstellung einer Ähnlichkeitsabbildung zwischen zwei dimensional gleichartigen Systemen in Frage gestellt.



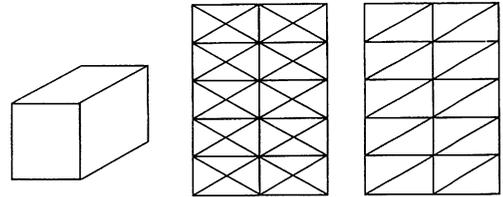
In dieser Abbildung sieht man z.B. etwas, was eigentlich nicht da ist: Man sieht ein großes Quadrat, davor einen Kreis und davor ein kleines Quadrat. In Wirklichkeit ist aber nur das kleine Quadrat vollständig sichtbar. Die beiden übrigen Figuren sind dagegen eigentlich nur unvollständig sichtbar, und es ist unsere Wahrnehmung, die sie stillschweigend ergänzt. Diese Ergänzung geschieht ganz von selbst, so daß wir sie normalerweise gar nicht bemerken. Sie fällt uns erst auf, wenn wir uns klarmachen, daß eigentlich nur die auf der rechten Seite gezeigten Teilflächen zu sehen sind.



Diese Abbildung zeigt, wie weit die Verdeckung gehen kann, ohne die Erkennbarkeit der verdeckten Figur zu beeinträchtigen: das verdeckte Dreieck sieht man nicht nur im linken Fall, wo seine Konturen weitgehend sichtbar sind, sondern auch in den beiden anderen Fällen, in denen von dem gesamten Dreieck nicht viel übrig geblieben ist.

In diesen Fällen kann man sich noch darüber streiten, ob man die verdeckten Teile wirklich sieht oder lediglich hinzufügt. Eine noch überzeugendere Demonstration dafür, daß man etwas sieht, was nicht da ist, sind sogenannte virtuelle Konturen. Darunter versteht man Konturen, die man sieht, obwohl keine entsprechenden Linien vorhanden sind. In einer anderen Abbildung (nicht abgedruckt) sieht man z.B. weiße Dreiecke mit geraden oder gekrümmten Begrenzungen; auf der rechten Seite sieht man einen weißen Kreis. Wenn man länger hinsieht, hat man vielleicht sogar den Eindruck, daß die Dreiecke oder der Kreis heller als ihr Hintergrund sind; ich kann Ihnen jedoch versichern, daß die Vorlagen keinerlei Helligkeitsunterschiede aufweisen. Hier führt uns die Wahrnehmung etwas vor, was in Wirklichkeit nicht vorhanden ist.

Umgekehrt enthält uns die Wahrnehmung aber auch manches vor, was in Wirklichkeit durchaus vorhanden ist. Das gilt zunächst in dem allgemein geläufigen Sinne, daß die Empfindlichkeit unserer Sinnesorgane auf begrenzte Ausschnitte der jeweiligen Reizspektralen beschränkt ist – mit der Folge, daß wir etwa Ultraschall nicht hören oder Infrarotlicht nicht sehen können. Davon soll hier nicht die Rede sein. Es gilt ferner aber auch in dem theoretisch interessanteren Sinne, daß wir etwas nicht wahrnehmen können, obwohl es durchaus in den Empfindlichkeitsbereich unserer Sinne fällt und offen vor uns liegt.

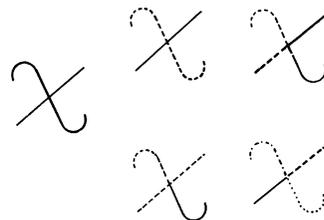


Suchfiguren sind besonders eindringliche Belege dafür, daß wir etwas nicht sehen können, was eigentlich offen vor unseren Augen liegt. In dieser Abbildung ist die linke Figur in den beiden rechten Figuren jeweils mehrfach enthalten. Selbst wenn man sie nach einigem Suchen schließlich lokalisiert hat – wirklich sehen kann man sie nicht.



Die nächste Abbildung zeigt ein geheimnisvolles Muster, das drei Wörter enthält, die ebenfalls offen zutage liegen. Man sieht sie aber nicht, weil ihre Erkennbarkeit durch symmetrische Spiegelung zunichte gemacht worden ist. Sie lassen sich erst lesen, wenn man die obere Hälfte des Musters abdeckt.

Im Fall der Suchbilder sind bestimmte Ausschnitte komplexer Konfigurationen unsichtbar. In anderen Fällen sind es dagegen bestimmte Interpretationen von Figuren, die nicht sichtbar sind, weil sie durch andere, dominante Interpretationen überlagert werden.



In dieser Abbildung sieht man links eine gerade und eine gekrümmte Linie, die sich schneiden. Dieser Eindruck ist so zwingend, daß man sich überhaupt nicht vorstellen kann, was man sonst

sehen könnte. Es könnte sich aber ebensogut um zwei Winkel mit je einem geraden und einem gekrümmten Schenkel handeln, die in ihren Scheitelpunkten aneinanderstoßen (vgl. die oberen Beispiele auf der rechten Seite). Außerdem wären auch noch weitere Interpretationen möglich, wie sie in der unteren Reihe auf der rechten Seite gezeigt sind. Das alles sehen wir aber nicht.

Wir begegnen hier dem Fall, daß die Wirklichkeit mehrdeutig ist: Die Figur läßt mehrere Interpretationen zu. In unserer Wahrnehmung tritt aber nur eine einzige Interpretation in Erscheinung – die der zwei durchgehenden Linien. Die anderen denkbaren Auffassungen bleiben unsichtbar, obwohl sie ebenfalls möglich wären.

Das gleiche zeigt eine weitere Abbildung (nicht abgedruckt). Hier sieht man ein Dreieck und ein Oval, die sich überlagern. Nicht sichtbar sind viele andere mögliche Interpretationen, von denen einige auf der rechten Seite angedeutet sind. Die Aufteilung in ein Dreieck und ein Oval kommt uns so natürlich und so evident vor, daß alles andere uns befremdlich und abwegig erscheint.

Was zeigen diese Demonstrationen über die Beziehung zwischen Wahrnehmung und Wirklichkeit? Wir stehen vor dem überraschenden Befund, daß die Information, die der Wahrnehmung über die Wirklichkeit zur Verfügung steht, im Grunde stets mehrdeutig ist – selbst in dem banalen und scheinbar eindeutigen Fall zweier überkreuzter Linien. Überraschend ist dieser Befund deshalb, weil diese Mehrdeutigkeit in der normalen Wahrnehmung überhaupt nicht in Erscheinung tritt: gewöhnlich sind die Inhalte unserer Wahrnehmung eindeutig und stabil. Es muß also offensichtlich einen Prozeß geben, der dafür sorgt, daß aus der Vielfalt der möglichen Interpretationen jeweils nur eine realisiert wird – einen Interpretationsprozeß, der Mehrdeutigkeit in Eindeutigkeit verwandelt. Erreicht wird diese Eindeutigkeit dadurch, daß konkurrierende Interpretationen unterdrückt werden (so daß man

etwas nicht sieht, was eigentlich da ist) und daß zugleich die dominante Interpretation verstärkt wird (so daß man etwas sieht, was eigentlich nicht da ist). Das ist die eine Seite.

Die andere Seite wird deutlich, wenn man sich vor Augen führt, welche der vielen möglichen Interpretationen es sind, die sich in der Wahrnehmung durchsetzen und welche nicht. Bei der Mehrzahl der Figuren, die Sie gerade gesehen haben, werden Sie das deutliche Gefühl gehabt haben, daß es Sinn macht, wenn man bestimmte Konturen sieht, die eigentlich nicht vorhanden sind, oder wenn man bestimmte Aufteilungen von Figuren nicht sieht, die eigentlich auch möglich wären. Man hat das deutliche Gefühl, daß die Wahrnehmung sich die jeweils „vernünftigste“ Interpretation aussucht, die unter den gegebenen Bedingungen möglich ist – diejenige also, von der man am ehesten vermuten kann, daß sie die wirkliche Grundlage des Gebildes darstellt.

So gesehen ist die Interpretation eine Rekonstruktion: sie interpretiert die verfügbare Information nach Regeln, die gleichsam „wissen“, wie Wirklichkeit und Wahrnehmung zusammenhängen – mit dem Ergebnis, daß der Wahrnehmungsinhalt als eine – wenn auch hypothetische – Rekonstruktion des jeweiligen Wirklichkeitsausschnittes angesehen werden kann. Woher dieses Regelwissen stammt – aus der Ontogenese oder der Phylogenese – mag an dieser Stelle offen bleiben.

Die Distanz zwischen Wahrnehmung und Wirklichkeit ist damit ein deutliches Stück größer geworden. Unsere Wahrnehmungsinhalte sind Produkte regelgeleiteter Interpretationsprozesse. Auch wenn die Regeln dafür sorgen, daß in diesem Prozeß der zugrundeliegende Wirklichkeitsausschnitt rekonstruiert wird, kann dennoch von einer abbildartigen Beziehung zwischen Wahrnehmung und Wirklichkeit nicht mehr die Rede sein. Das, was wir sehen, ist kein ähnliches Abbild, sondern eine rekonstruktive Interpretation der Wirklichkeit.

4. *Wahrnehmung als Konstruktion*

Wir kommen jetzt zur letzten Station unserer Betrachtung, indem wir uns noch einmal der Frage nach den qualitativen Beziehungen zwischen den Eigenschaftsdimensionen der subjektiven Wahrnehmungswelt und den Dimensionen der objektiven Wirklichkeit zuwenden. Zu dieser Frage hat die Ablösung der Abbildungstheorie durch die Interpretationstheorie noch nichts beigetragen. Wir haben zwar gesehen, daß die Wahrnehmung die Wirklichkeit interpretiert, aber wir haben ebenso gesehen, daß sie dabei die Wirklichkeit rekonstruiert. Das bedeutet zunächst nur, daß die Vermittlung zwischen Wirklichkeit und Wahrnehmung nicht durch eine Kopiermaschine, sondern durch eine Rechenmaschine bewerkstelligt wird. Die Frage nach den qualitativen Ähnlichkeitsbeziehungen ist damit immer noch offen.

Zu ihrer Beantwortung wollen wir abschließend die Dimensionen von Wahrnehmungsinhalten direkt mit den Dimensionen der ihnen entsprechenden Wirklichkeitsausschnitte vergleichen. Dabei werden wir zweierlei sehen: zum einen, daß die Dimensionen, mit denen wir unsere Wahrnehmungseindrücke beschreiben, teilweise ganz andere sind als diejenigen, mit denen wir entsprechende Aspekte der Wirklichkeit beschreiben; zum anderen, daß in die Beschreibung von Wahrnehmungseindrücken Dimensionen eingehen, die in der Wirklichkeit überhaupt keine Grundlage haben - mit der Folge, daß die Ähnlichkeitsfrage überhaupt nicht mehr sinnvoll gestellt werden kann.

Wenden wir uns zunächst der These von der prinzipiellen Andersartigkeit von Wahrnehmungs- und Wirklichkeitsdimensionen zu. Sie betrifft vor allem die Natur der Sinnesqualitäten und ihre Beziehung zu den ihnen zugrundeliegenden Reizqualitäten. Die Diskussion um diese Frage ist so alt wie die Philosophie selbst, aber die Einsicht, daß die einzig vernünftige Antwort, die wir auf sie geben können, nicht nur die Identitätsillusion, sondern auch die Ähnlichkeitsillusion zunichte macht, bricht sich nur allmählich Bahn.

Wie ist es mit den Farben, den Klängen oder den Düften bestellt, die wir wahrnehmen? Welche Art von Gleichartigkeit oder Ähnlichkeit besteht zwischen ihnen und den zugrundeliegenden Eigenschaften der Wirklichkeit? Wie z.B. Farbeindrücke entstehen, können wir im Grundsatz recht genau beschreiben. Eine bestimmte Farbe – etwa rot – sehen wir auf der Oberfläche eines Gegenstandes dann und genau dann, wenn in dem Licht, das von dieser Oberfläche reflektiert wird, die langwelligen Komponenten dominieren. Wenn wir neben dem roten einen blauen Gegenstand sehen, erklären wir das so, daß von der Oberfläche dieses Gegenstandes überwiegend kurzwelliges Licht reflektiert wird. Daß die beiden Oberflächen Licht mit unterschiedlichen Spektren reflektieren, ist eine Folge ihrer unterschiedlichen molekularen Feinstruktur, die dafür sorgt, daß bestimmte Komponenten des einfallenden weißen Lichtes absorbiert und bestimmte andere reflektiert werden.

Das aber bedeutet, daß in einer physikalischen Beschreibung der Welt Farben strenggenommen keinen Platz haben. Gegenstände sind in Wirklichkeit nicht rot oder blau, sondern in Wirklichkeit unterscheiden sie sich nur in den Absorptionseigenschaften ihrer Oberflächen. Man wird nicht sagen können, daß zwischen den Farben, die wir wahrnehmen, und den molekularen Eigenschaften der Oberflächen, die ihre Absorptions- und Reflektionsspektren bestimmen, eine irgendwie geartete Ähnlichkeitsbeziehung besteht. Farben sind lediglich Qualitäten, mit denen unser Wahrnehmungssystem auf bestimmte physikalisch beschreibbare Eigenschaften der Wirklichkeit reagiert. Sie sind – anders formuliert – Mittel, deren sich die Wahrnehmung bedient, um etwas ganz Andersartiges anzuzeigen – in diesem Fall Absorptions- und Reflektionseigenschaften von Oberflächen.

Für andere Sinnesqualitäten wie Düfte oder Klänge läßt sich genau das gleiche zeigen: sie sind nicht Eigenschaften der Wirklichkeit, sondern Eigenschaften der Wahrnehmung. Im Hinblick auf diese Eigenschaften besteht zwischen Wahrnehmung und Wirklichkeit gewiß keine Ähn-

lichkeitsbeziehung, sondern lediglich eine Korrespondenzbeziehung, in der bestimmte Eigenschaften der Wahrnehmung bestimmte Eigenschaften der Wirklichkeit anzeigen.

Diese Sicht auf den Zusammenhang zwischen Wahrnehmung und Wirklichkeit wurde vor mehr als 300 Jahren zum ersten Mal von Descartes formuliert und vor mehr als 100 Jahren von Hermann von Helmholtz in der nach ihm benannten Zeichentheorie der Wahrnehmung zusammengefaßt:

„Unsere Empfindungen sind ... Wirkungen, welche durch äussere Ursachen in unseren Organen hervorgebracht werden, und wie eine solche Wirkung sich äussert, hängt natürlich ganz wesentlich von der Art des Apparats ab, auf den gewirkt wird. Insofern die Qualität unserer Empfindung uns von der Eigenthümlichkeit der äusseren Einwirkung, durch welche sie erregt ist, eine Nachricht gibt, kann sie als ein Zeichen derselben gelten, aber nicht als ein Abbild. Denn vom Bilde verlangt man irgend eine Art von Gleichheit mit dem abgebildeten Gegenstande, von einer Statue Gleichheit der Form, von einer Zeichnung Gleichheit der perspectivischen Projection im Gesichtsfelde, von einem Gemälde auch noch Gleichheit der Farben. Ein Zeichen aber braucht gar keine Art der Aehnlichkeit mit dem zu haben, dessen Zeichen es ist. Die Beziehung zwischen beiden beschränkt sich darauf, daß das gleiche Object, unter gleichen Umständen zur Einwirkung kommend, das gleiche Zeichen hervorruft, und dass also ungleiche Zeichen immer ungleicher Einwirkung entsprechen.“¹

Wir müssen aber noch einen Schritt weitergehen – einen letzten Schritt. Farben und Klänge sind immerhin noch Eigenschaften der Wahrnehmung, die zu wohldefinierten Eigenschaften der Wirklichkeit in einer eindeutigen Korrespondenzbeziehung stehen. Unsere Wahrnehmungsinhalte sind darüberhinaus aber durch eine Fülle weiterer Eigenschaften gekennzeichnet, für die eine

solche Korrespondenzbeziehung überhaupt nicht reklamiert werden kann. Wir sehen nämlich, wenn wir die Augen öffnen, an den uns umgebenden Gegenständen keineswegs nur solche Eigenschaften, die ihre sichtbare Struktur charakterisieren - wie Farbe, Form, Größe etc. –, sondern ebenso unvermittelt auch solche Qualitäten, die ihre Bedeutung charakterisieren. Wer etwa eine Rose erblickt, sieht dabei keineswegs nur ihre Farbe, ihre Form und ihre Größe – also das, was es im strengen Sinne zu sehen gibt –, sondern sieht ebenso unmittelbar die Identität der Rose als Rose. Niemand, der Rosen kennt, kann eine Rose sehen, ohne sie bei ihrem Anblick sogleich als Rose zu erkennen – als Blume, die duftet, die man pflücken kann, die man jemandem schenken kann, die den Namen der Rose trägt usw.

In den ersten 100 Jahren ihrer Existenz hat die Wahrnehmungspsychologie das Bedeutungsproblem systematisch ausgeklammert. Dem lag ein bestimmtes Vorverständnis zugrunde – das Vorverständnis nämlich, daß der Wahrnehmungsprozeß als reiner Transformationsprozeß zwischen Wirklichkeit und Wahrnehmung zu verstehen ist und daß immer dann, wenn in der Wahrnehmung Qualitäten in Erscheinung treten, die sich aus dieser Transformation nicht ableiten lassen, es sich um störende Verunreinigungen des eigentlichen, reinen Prozesses handelt. Für die Forschungsmethodik hatte dies zur Folge, daß die Untersuchung von Wahrnehmungsleistungen sich um die Verwendung möglichst sinnfreien Materials bemüht hat. Man hat bevorzugt mit abstrakten Punkten, Linien, Farben oder Formen operiert und hätte sich gehütet, etwa die Wahrnehmung einer Rose zum Untersuchungsgegenstand zu machen.

Inzwischen wissen wir aber, daß dieses Vorverständnis falsch ist und daß die Erschließung von Bedeutungseigenschaften als konstitutiver Bestandteil des Wahrnehmungsprozesses selbst angesehen werden muß - und nicht als ein nachgeschalteter Appendix, den man bei Bedarf abschalten kann.

Dies kann man sich anhand einer Abbildung von Farbwörtern (nicht abgedruckt) klarmachen, die in verschiedenen Farben gedruckt sind, und zwar durchweg so, daß Wörter und Farben nicht zueinander passen. Es gibt daher nacheinander zwei Aufgaben: Die erste besteht darin, die Wörter so schnell wie möglich hintereinander zu lesen. Das wird Ihnen recht banal vorkommen und bereitet keine besonderen Schwierigkeiten. Die zweite Aufgabe besteht darin, so schnell wie möglich die Farben zu benennen, in denen die Wörter gedruckt sind - eine Aufgabe, die gleichfalls banale Anforderungen zu stellen scheint, denn das Benennen von Farben ist ja kinderleicht. Bei ihrer Ausführung werden Sie aber schnell ins Stolpern und in Verlegenheit geraten.

An diesem Effekt, der nach einem amerikanischen Autor namens Stroop benannt ist, der ihn 1935 zum ersten Mal beschrieben hat, kann man vieles studieren. Für den gegenwärtigen Zusammenhang ist aber nur das Folgende wichtig: Das Benennen von Farben ist unter normalen Bedingungen eine sehr einfache und elementare Wahrnehmungsleistung. Daß sie hier so nachhaltig gestört wird (und daß - nebenbei bemerkt - diese Störung auch nach intensiver Übung nicht verschwindet), kommt ganz offensichtlich dadurch zustande, daß die Namen der Wörter sich irgendwie dazwischendrängen. Wir sind offensichtlich nicht in der Lage, die Namen der Wörter zu unterdrücken, obwohl sie die Ausführung der Farbbenennungsaufgabe massiv beeinträchtigen.

Nun sind Namen aber nicht Struktureigenschaften der Wörter, die an ihnen sichtbar sind, sondern Bedeutungseigenschaften, die wir im Zuge unserer Alphabetisierung gelernt haben: jemand, der nicht lesen kann, wäre dem Effekt, den Sie soeben erlitten haben, natürlich nicht ausgesetzt. Der Effekt zeigt also, daß erlernte Bedeutungseigenschaften sich im Wahrnehmungsprozeß nicht abkoppeln lassen: Wer ein Wort sieht, sieht zwangsläufig nicht nur seine Struktur, sondern mit seiner Struktur auch seine Bedeutung - und zwar mit der gleichen Zwangsläufigkeit.

Diese Überlegungen müssen eine tiefgreifende Revision des Verständnisses der Beziehung zwischen Wahrnehmung und Wirklichkeit zur Folge haben. Wenn nämlich zutrifft, daß die Wahrnehmung nicht nur Struktureigenschaften erschließt, die in der aktuell verfügbaren Information verankert sind, sondern auch Bedeutungseigenschaften, die ihre Quelle nur in den erworbenen Wissensbeständen der Person haben können, und wenn ferner zutrifft, daß Struktur- und Bedeutungseigenschaften gleichrangig nebeneinander stehen, dann ist die Dimensionalität der Wahrnehmung stets um ein Vielfaches reicher als die Dimensionalität der Wirklichkeit. Im Wahrnehmungsprozeß erfährt die Rose nicht nur eine Darstellung nach Farbe, Form und Größe, sondern auch nach einer Fülle von Bedeutungsmerkmalen, die im semantischen Wissen der wahrnehmenden Person verankert sind.

Die Wahrnehmung - so können wir jetzt zusammenfassen - ist nicht nur rekonstruktiv tätig, indem sie Eigenschaften der Wirklichkeit durch entsprechende Wahrnehmungseigenschaften abbildet und interpretiert, sondern in ganz erheblichem Umfang auch konstruktiv, indem sie Wahrnehmungseigenschaften aus sich selbst heraus erzeugt. Den Sinnesqualitäten, die immerhin noch auf Korrespondenzbeziehungen zu physikalisch meßbaren Eigenschaften beruhen, mag man noch teilweise rekonstruktiven Charakter zusprechen; den Bedeutungseigenschaften wird man dagegen ausschließlich konstruktiven Charakter zuerkennen müssen. Bedeutung ist keine Eigenschaft der Wirklichkeit, sondern ein Ergebnis der Konstruktion von Wirklichkeit durch die Wahrnehmung.

5. Schluß

Schließen möchte ich mit einem Trostwort. Ein Trostwort mag ja angebracht sein, nachdem ich Ihnen, was das Verhältnis von Wahrnehmung und Wirklichkeit anbelangt, nicht nur die Identitätsillusion geraubt habe, sondern schließlich auch die Ähnlichkeitsillusion - so Sie sie denn

jemals hatten. Falls Sie sich jetzt besorgt fragen, wie Erkenntnis und Wissenschaft danach überhaupt noch möglich sein sollen, darf ich Sie noch einmal auf den großen Helmholtz verweisen.

Daß ich Helmholtz abermals zitiere, geschieht nicht nur deshalb, weil er die einschlägigen Trostworte mit besonderer Prägnanz formuliert hat. Darüberhinaus gibt es doppelten Anlaß, gerade ihm gerade hier und heute besondere Reverenz zu erweisen. Zum einen begehen wir 1994 ein Helmholtz-Gedenkjahr, weil sich in diesem Jahr sein Todestag zum 100sten Male jährt. Zum anderen aber ist der Text, aus dem ich zitiere, einer Festrede entnommen, die Helmholtz im Jahre 1878 zum 68. Stiftungsfest der 1810 gegründeten Berliner Universität gehalten hat.

Helmholtz' Trostworte lauten (mit einigen Ergänzungen, die den Zusammenhang herstellen) wie folgt:

„Der populären Meinung ...,

welche auf Treu und Glauben die volle Wahrheit der Bilder annimmt, die uns unsere Sinne von den Dingen liefern, mag (der) Rest von Aehnlichkeit, den wir (mit der Zeichentheorie der Wahrnehmung) anerkennen, sehr geringfügig erscheinen. In Wahrheit ist es es nicht; denn mit ihm kann noch eine Sache von der allergrössesten Tragweite geleistet werden, nämlich die Abbildung der Gesetzmässigkeit in den Vorgängen der wirklichen Welt. Da (nämlich) Gleiches (in der Wirklichkeit) in unserer Empfindungswelt durch gleiche Zeichen angezeigt wird, so wird der naturgesetzlichen Folge gleicher Wirkungen auf gleiche Ursachen, auch eine ebenso regelmässige Folge im Gebiete unserer Empfindungen entsprechen.

Wenn Beeren einer gewissen Art beim Reifen zugleich rothes Pigment und Zucker ausbilden, so werden in unserer Empfindung bei Beeren dieser Form rothe Farbe und süsser Geschmack sich immer zusammenfinden.

Wenn also unsere Sinnesempfindungen in ihrer Qualität auch nur Zeichen sind, deren besondere Art ganz von unserer Organisation abhängt, so sind sie doch nicht als leerer Schein zu verwerfen, sondern sie sind eben Zeichen von Etwas, sei es etwas Bestehendem oder Geschehendem, und was das Wichtigste ist, das Gesetz dieses Geschehens können sie uns abbilden.“²

Was Helmholtz uns also hier zu verstehen geben will, ist dieses: Von den theoretischen Läuterungen, denen wir unsere Vorstellung von der Beziehung zwischen Wahrnehmung und Wirklichkeit jetzt unterziehen müssen, ist das Geschäft der Wissenschaften glücklicherweise nicht betroffen - jedenfalls nicht so, daß es prinzipiell in Frage gestellt wäre. Die Wissenschaft geht weiter ihren Gang, und eine Gefährdung zukünftiger Universitäts-Stiftungsfeste ist nicht zu besorgen - nicht in Berlin und auch nicht anderswo - und schon gar nicht in München.

¹*Hermann von Helmholtz: Die Thatsachen in der Wahrnehmung. Berlin, 1879, August Hirschwald. S.18*

²*Helmholtz, a.a.O. S.19*

(Der Vortrag wurde für die Drucklegung angepaßt, s. Anm.)

100 Jahre Musikwissenschaft an der Universität

Mit einem Festakt am 5. Juli 1994 beging das Institut für Musikwissenschaft seinen 100. Geburtstag. Schwerpunkt der Feier waren musikalische Aufführungen, die einen Querschnitt der Arbeit der Münchner Musikwissenschaft aufzeigten. So war Musik von Orlando di Lasso zu hören; zwei Stücke der frühen Mehrstimmigkeit aus dem Mittelalter und zwei Motetten von Heinrich Schütz als Beispiele der älteren Musik. Für die Instrumentalmusik der Wiener Klassik stand Mozarts Sinfonie in g-moll, es folgten Schubert-Lieder. Die Abrundung des Programms bildeten Teile aus Carl Orffs „Carmina burana“. Orff erhielt 1972 den Ehrendoktor der Universität.

Der erste Lehrstuhlinhaber, Adolf Sandberger, war Kustos in der musikalischen Abteilung der Bayerischen Hof- und Staatsbibliothek und wurde in der Philosophischen Fakultät am 3. April 1894 für das Fach „Geschichte und Theorie der Musik“ habilitiert. Sandberger wurde der erste Lehrstuhlinhaber für Musikwissenschaft und

hat sich als Herausgeber der Werke Orlando di Lassos in der Musikgeschichte einen Namen gemacht. Sandberger hat auch in 30 Bänden mit dem Titel „Denkmäler der Tonkunst in Bayern“ die Werke anderer weniger bekannter bayerischer Komponisten herausgegeben und damit für Aufführungen zugänglich gemacht.

1931 folgte ihm Rudolf von Ficker, der Sohn des bekannten Historikers, der sich insbesondere mit der Musik des Mittelalters beschäftigte; zunächst mit Arbeiten und Editionen aus der Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts, später auch mit Musik der Gotik. Ihm lag auch sehr viel an der Wieder-aufführbarkeit dieser Musik.

Thrasylbulos Georgiedes wurde 1956 sein Nachfolger. Er war Schüler von Ficker und gehörte als Student in München zu den Widerstandskreisen gegen das NS-Regime. Sein Forschungsinteresse galt einmal der altgriechischen Musik, ein anderes Arbeitsgebiet wurde die deutsche Musik von Schütz bis Schubert. Georgiades starb 1977 im Alter von 70 Jahren.

Theodor Göllner leitet das Institut seit 1973. Für Musikwissenschaft sind derzeit im Haupt- und Nebenfach zusammen über 600 Studierende eingeschrieben.

Uni-Sommerfeste

1994 und 1995 wurden wieder Uni-Sommerfeste gefeiert. Seit 1980 werden in unregelmäßiger Folge Uni-Sommerfeste veranstaltet, die der Begegnung von Studierenden, Mitarbeitern und Professoren dienen sollen. 1994 wurde nach mehrjähriger Pause zum zehnten Mal ein solches Fest veranstaltet. Die Feste sind gleichzeitig ein wichtiger Beitrag zur und eine Attraktion der Münchner Musikszene. 1994 beispielsweise spielten fünf Bands Rock, Mainstream, Acid Jazz, Techno und Soul. 1995 wurde das Uni-Sommerfest erstmalig wieder vom Studentischen Sprecherrat veranstaltet.

10. Universitäts Sommerfest '94

Vorverkauf jetzt! Bei jedem Wetter!

Einleitung: Maximilians Universität München

5 Bands
2 Biergärten
4 Dis

Sa. 23.7.94 20 - 4 Uhr

Marlboro PRINZ

Neuer Generaldirektor der Naturwissenschaftlichen Sammlungen

Prof. Dr. Heinz Schulz, seit 1984 Vorstand des Instituts für Kristallographie und Mineralogie der Universität und zugleich Direktor der Mineralogischen Staatssammlung und des Museums „Reich der Kristalle“, wurde am 26. August 1994 zum Generaldirektor der Staatlichen Naturwissenschaftlichen Sammlungen Bayerns ernannt. Damit wurde der letzte Schritt zur Umsetzung einer neuen Organisationsstruktur der Staatlichen Naturwissenschaftlichen Sammlungen vollzogen, die auf eine engere Anbindung der Sammlungen und der ihnen zugehörenden Museen zur Universität zielt. Die Direktoren aller dieser Sammlungen sind nach dieser Organisationsstruktur gleichzeitig Professoren der Universität.

Die Generaldirektion wird zukünftig durch eine Direktorenkonferenz geleitet, in der alle Sammlungsdirektoren, der Leiter des Museums „Mensch und Natur“ und ein Vertreter der drei Museen außerhalb Münchens sitzen. Der Generaldirektor als „primus inter pares“ ist stets einer der Sammlungsdirektoren. Die Direktorenkonferenz und der Generaldirektor sind für den Gesamtbereich verantwortlich. Hierzu gehören 140 Mitarbeiter, davon 40 Wissenschaftler.

Osteuropa-Förderstipendien

Förderstiftungen mit einem Stiftungsvermögen in Höhe von 1 Million DM für Stipendien an Studierende aus Osteuropa errichtete die Moll KG anlässlich des 100-jährigen Bestehens der Leonhard-Moll-Gruppe für die beiden Münchner Universitäten. Um die Stipendien könne sich Studierende von den Universitäten Breslau, Budapest, St. Petersburg und Prag bewerben, die an der Universität München in der Fakultät für Betriebswirtschaft, der Volkswirtschaftlichen Fakultät oder der Juristischen Fakultät bzw. an diversen Fakultäten der Technischen Universität studieren wollen. Mit diesen Universitäten in Osteuropa bestehen bereits partnerschaftliche Beziehungen einer oder beider Münchner Universitäten.

Die politischen Veränderungen im Osten haben Studentenaustauschprogramme mit Ländern Osteuropas im größeren Umfang erst möglich gemacht. Jedoch ist es gerade für Studierende aus Osteuropa aus finanziellen Gründen oft schwierig, in München mit seinen hohen Lebenshaltungskosten zu studieren. Daher sind Stiftungen wie die der Firma Moll, aber auch anderer Stifter eine dankenswerte Initiative zum Nutzen der Studierenden und zur besseren Verständigung zwischen den Völkern.

25 Jahre kollegiale Universitätsleitung

Vor 25 Jahren, am ersten September 1969, nahm das erste Rektoratskollegium der Universität seine Arbeit auf. An die Stelle des Rektors trat ein fünfköpfiges Gremium – vergleichbar mit dem Vorstand eines Wirtschaftsunternehmens – dem nun der Rektor, ein Prorektor, zwei Konrektoren und der Kanzler der Hochschule angehörten. Die Amtszeit betrug zwei Jahre. Die Universität München war damit eine der ersten Hochschulen in Deutschland mit einer kollegialen Leitung. Dem ersten Rektoratskollegium gehörten an: als Rektor der – inzwischen verstorbene – Tiermediziner Prof. Dr. Peter Walter, als Prorektor der Rektor des vorhergehenden Jahres, der Theologe Prof. Dr. Audomar Scheuermann, als Konrektoren der Mathematiker Prof. Dr. Friedrich Kasch und Dr. Peter Glotz, damals Assistent am Institut für Kommunikationswissenschaft, sowie der leitende Verwaltungsbeamte, der Kanzler Franz Friedberger. Dr. Glotz schied nach seiner Wahl zum Bayerischen Landtag 1970 aus, für ihn kam der Dermatologe Prof. Dr. Hans-Jürgen Bandmann.

Nach dem Inkrafttreten des Bayerischen Hochschulgesetzes wurde am 1. Mai 1976 aus dem Rektoratskollegium ein Präsidialkollegium mit einem für sechs Jahre gewählten hauptamtlichen Präsidenten, drei Vizepräsidenten und dem Kanzler. Eine Novellierung des Bayerischen Hochschulgesetzes brachte den Universitäten ein Wahlrecht zwischen der Präsidial- und Rektoratsverfassung. Seit dem 11. Oktober 1990 besteht daher wieder ein Rektoratskollegium mit einem auf vier Jahre gewählten Rektor – der Professor der Hochschule sein muß – drei Prorektoren, die gemeinsam für zwei Jahre gewählt werden, und dem Kanzler. In den 25 Jahren seines Bestehens gehörten dem Rektorats- bzw. dem Präsidialkollegium insgesamt 20 Professoren, ein wissenschaftlicher Mitarbeiter und drei Kanzler an.



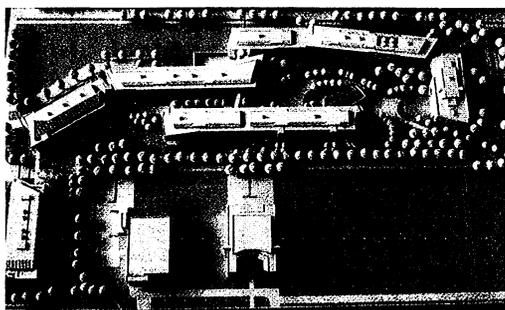
Neuer Prorektor Prof. Dr. Heinrich Soffel

Zum 1. Oktober trat Prof. Dr. Heinrich Soffel, Inhaber des Lehrstuhls für Geophysik, sein Amt als Prorektor an. Er wurde damit Nachfolger von Prof. Dr. Andreas Heldrich, der zu diesem Zeitpunkt zum Rektor gewählt wurde.

Der neue Prorektor wurde 1936 in Pirmasens geboren und ist in Hechingen und Tuttlingen aufgewachsen. 1955 legte er in Tuttlingen das Abitur ab, studierte in München, erwarb hier 1964 den Doktorgrad in Geophysik und wurde 1968 Privatdozent. 1962 leitete er geophysikalische Messungen in Spanien und 1965/66 war er zu einem Forschungsaufenthalt in den USA. Lehraufträge führten ihn nach Berlin und nach Zürich. 1973 wurde er in München außerplanmäßiger Professor, 1978 Professor (C 3) und 1985 wurde er Nachfolger von Professor Rudolf Angenheister auf dem Lehrstuhl für Geophysik der Universität. Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit ist der Erdmagnetismus.

Prof. Soffel ist bereits verwaltungserfahren. So war er mehrere Jahre Dekan bzw. Prodekan der Fakultät für Geowissenschaften und 1980 bis 1989 auch Mitglied der Haushaltskommission der Universität.

Zweiter Bauabschnitt der Chemie und Pharmazie



Das Modell des Neubaus

Am 12. Oktober 1994 wurde der erste Spatenstich für den zweiten Bauabschnitt der Institute für Chemie und Pharmazie in Großhadern gefeiert. Die Verlegung der gesamten Fakultät für Chemie und Pharmazie aus der Innenstadt gehört zu den wichtigsten und größten Baumaßnahmen der Universität in diesem Jahrhundert. Den ersten Spatenstich machte Kultusminister Hans Zehetmair gemeinsam mit der Bürgermeisterin von München, Dr. Gertraud Burkert und dem Dekan der Fakultät für Chemie und Pharmazie, Prof. Dr. Ernst-Ludwig Winnacker. Grußworte wurden gesprochen vom Rektor der Universität, Prof. Dr. Andreas Heldrich, von Prof. Dr. Winnacker, von Prof. Dr. Heinrich Nöth und Dr. Gertraud Burkert. Die Festansprache hielt Kultusminister Hans Zehetmair. Im folgenden wird aus den Reden von Professor Heldrich, Kultusminister Zehetmair und Frau Dr. Burkert auszugsweise zitiert:

Rektor Heldrich:

In der Rückschau sind es verschlungene Pfade, die uns heute hier zusammengeführt haben. Die Institute der Fakultät wurden im Krieg weitgehend zerstört. Ihr Wiederaufbau auf dem Areal Karlstraße, Meiserstraße und Sophienstraße erfolgte mit den begrenzten Mitteln und Möglichkeiten der frühen Nachkriegszeit. Die Raumverhältnisse und Arbeitsbedingungen entsprechen seit langem nicht mehr den modernen Anforderungen an Lehre und Forschung. Schon in der Vergangenheit zeigten sich deshalb erhebliche Probleme bei der Wiederbesetzung vakanter Lehrstühle. Der ausgezeichnete Ruf, den sich unsere Chemie in der Fachwelt erworben hatte, stand und steht auf dem Spiel. Ein bedeutender Mosaikstein des Wissenschaftsstandorts - und damit auch des Wirtschaftsstandorts - Bayern war im Begriff, seinen Glanz zu verlieren... Hier in Großhadern wird eine eindrucksvolle Gesamtlösung für den Raumbedarf der Fakultät entstehen, die auf der wesentlich kleineren Fläche in der Innenstadt nicht möglich gewesen wäre. Auf 30.000 qm Hauptnutzfläche ist am neuen Standort genügend Platz für die Ansiedlung der gesamten Fakultät. Die günstige Verkehrsanbindung und die unmittelbare Nachbarschaft zum Klinikum Großhadern, zum Max-Planck-Institut für Biochemie in Martinsried und zu unserem erst kürzlich eingeweihten Genzentrum bieten optimale Möglichkeiten für unsere Professoren, Assistenten und Studenten. Mit modernsten Forschungseinrichtungen ausgestattet wird hier ein Kristallisationspunkt der internationalen Wissenschaft entstehen, der die große Tradition der Fakultät fortsetzen wird, der nach Justus von Liebig fünf Nobelpreisträger angehört haben. Die Neubauten werden uns auch eine entscheidende Hilfe im Wettbewerb um den wissenschaftlichen Nachwuchs bieten. Der Generationswechsel ist ja an unserer Universität zur Zeit in vollem Gange. Ein Viertel aller Professoren wird bis zum Ende dieses Jahrtausends aus Altersgründen ausscheiden. Die Fakultät für Chemie und Phar-



Der erste Spatenstich: v. l.
Prof. Winnacker,
Frau Burkert,
Minister Zehetmair und
Rektor Prof. Heldrich

mazie wird von diesem natürlichen Prozeß besonders schwer getroffen: von den 16 Lehrstuhlinhabern werden in den kommenden sechs Jahren zehn emeritiert, drei weitere werden in den Jahren 2000 und 2001 in den Ruhestand treten. Wir werden für diese Lehrstühle die qualifiziertesten Nachwuchswissenschaftler nur dann gewinnen können, wenn wir ihnen in den Neubauten in Großhadern optimale Arbeitsbedingungen anbieten können...

Aus der Ansprache von Minister Zehetmair:

...Ich möchte in diesem Zusammenhang daran erinnern, daß die ursprünglichen Planungen noch das Gelände der ehemaligen Türkenkaserne in der Münchner Innenstadt für die baulichen Vorhaben vorsah. Der Ministerratsbeschluß vom Mai 1990 hielt dieses Areal für das Museum der Kunst des 20. Jahrhunderts frei und legte fest, daß die vorgesehenen Neubauten nunmehr in München-Großhadern errichtet werden sollen. Es wurde auch ein genauer Zeitplan vorgegeben: Bis zum Jahre 1994 sollte als 1. Bauabschnitt das Genzentrum fertiggestellt werden, der Neubau der Fakultät für Chemie und Pharmazie sollte als 2. Bauabschnitt bis zum Jahre 1999 folgen. Diese zeitlichen Vorgaben konnten bis

heute exakt verwirklicht werden. Das Genzentrum verließ plangemäß im Sommer sein in Martinsried angemietetes Provisorium und zog in seinen Neubau ein; mit dem Baubeginn für den Neubau der Fakultät für Chemie und Pharmazie wird nun die Grundlage dafür geschaffen, daß das Vorhaben tatsächlich bis zum Jahre 1999 verwirklicht werden kann.

...Im Zusammenhang damit steht auch der Neubau der Fakultät für Chemie und Pharmazie der Ludwig-Maximilians-Universität München. Hier hat sich der Freistaat Bayern entschieden, obwohl die anteiligen Bundesmittel derzeit im Rahmen der Gemeinschaftsaufgabe Hochschulbau nicht zur Verfügung stehen, die Gesamtmaßnahme aus regulären Haushaltsmitteln zu finanzieren. Allein die Bausumme von 395 Mio DM macht deutlich, welche Anstrengungen unternommen werden. Dabei bin ich zuversichtlich, daß ein beträchtlicher Anteil an den Gesamtbaukosten durch den Erlös aus dem Verkauf des Innenstadtareals gedeckt werden kann, in dem die „alte Chemie“ untergebracht ist. Der Bund hat die Vorfinanzierung des Bundesanteils durch das Land zugelassen und so den Weg für einen vorzeitigen Baubeginn freigemacht...

Frau Burkert:

...Daß auch die Landeshauptstadt München in der vordersten Reihe der Gratulanten steht, wenn die Ludwig-Maximilians-Universität den Beginn eines neuen Bauprojektes feiert, wäre bis vor wenigen Jahren wohl nur schwer vorstellbar gewesen. Daß dem dennoch so ist, daß ich ihrer Einladung zum heutigen ersten Spatenstich für die Neubauten des 2. Bauabschnittes der Fakultät für Chemie und Pharmazie sehr gerne gefolgt bin und daß die Glückwünsche der Stadt dazu auch noch aus tiefstem Herzen kommen: Auch das ist, wie ich meine, ein sehr überzeugender Beleg für den Wandel, der da inzwischen in den gegenseitigen Beziehungen eingesetzt hat.

Einige positive Zeichen dafür hat es in letzter Zeit ja bereits mehrfach gegeben: Ich denke da zum Beispiel an die Vereinbarung regelmäßiger Gesprächskreise, oder ich denke auch an den Förderpreis, den die Stadt für hervorragende Abschlußarbeiten an der Ludwig-Maximilians-Universität ausgelobt hat. Das Verhältnis zwischen Universität und Stadt, das Prof. Dr. Wulf Steinmann einmal mit der Entfremdung eines alten mürrischen Ehepaares verglichen hat, ist deshalb wohl noch nicht in die heftige Zuneigung eines jungen Liebespaares umgeschlagen. Eher möchte ich hier von einer „Vernunftfehe“ sprechen, von einer Partnerschaft, die ganz bewußt auf einen vernünftigen Interessenausgleich beider Seiten angelegt ist...

Die Verlegung universitärer Einrichtungen an den Stadtrand ist für alle Beteiligten, für Universität und Stadt, unter den gegebenen Umständen optimal: Die Fakultät für Chemie und Pharmazie kommt raus aus der Enge der Innenstadt und bekommt hier in Großhadern den Raum, den sie braucht. Die Stadt dagegen bekommt in einem städtebaulich sehr sensiblen Bereich wieder ein wenig Freiraum...

„Sommerakademie“ in Landshut

Zum zweiten Mal fand in der Stadt Landshut im Oktober 1994 eine „Sommerakademie der LMU“ statt. Die Kontakte zu dieser Stadt wurden in den letzten Jahren, auch auf Betreiben des dortigen Oberbürgermeisters Josef Deimer, wieder enger geknüpft. Schließlich war diese Stadt einmal für ein Vierteljahrhundert Sitz der Universität, als Kurfürst Max IV. Joseph die „unruhigen Studenten“ nicht in der Residenzstadt München haben wollte. Der Kurfürst und spätere König Maximilian I. von Bayern verlegte im Jahr 1800 die Universität von Ingolstadt nach Landshut. Erst sein Sohn, König Ludwig I., holte als eine seiner ersten Amtshandlungen 1826 die Universität nach München.

Die Sommerakademie stand unter dem Thema „Grenzziehungen und Grenzüberschreitungen in der frühen Neuzeit“. Teilnehmer der Klausurtagung waren rund zwei Dutzend Historiker und Historikerinnen aus Bayern, Sachsen, Österreich und der Schweiz. Die Initiatoren und Organisatoren dieses Arbeitsgesprächs waren Prof. Dr. Winfried Schulze (Neuere Geschichte) und Prof. Dr. Walter Ziegler (Bayerische Geschichte).

Die zwölf Referate der Tagung beschäftigten sich u.a. mit Problemen der Grenzbildung in verschiedenen europäischen Räumen zwischen dem 15. und dem 18. Jahrhundert, mit den Auswirkungen von den Grenzstreitigkeiten oder der regionalen Zusammenarbeit als Gegengewicht zu trennenden Prozessen. Kavaliertouren des Adels und die Auswanderung religiöser Gruppen im 17. und 18. Jahrhundert standen als Beispiele für den im Titel angesprochenen Aspekt der „Grenzüberschreitungen“. Schließlich gilt ein besonderes Augenmerk noch der Nachbardisziplin der Volkskunde und ihren Vorstellungen vom Grenzbegriff. Besonderer Wert wurde darauf gelegt, Gesprächen und Diskussionen unter Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen und Regionen ausreichenden Raum zu gewähren.

100 Jahre Physikalisches Institut

Am 3. November 1894 wurde der Bau des Physikalischen Instituts angrenzend an das Universitätshauptgebäude von Professor Dr. Eugen von Lommel seiner Bestimmung übergeben. Auch wenn heute die Physik gerade noch mit zwei von ihren Lehrstühlen in dem nach Kriegszerstörung wiedererrichteten Altbau vertreten ist, war die 100. Wiederkehr dieses Datums Anlaß genug für die Sektion Physik in Zusammenarbeit mit dem Institut für Geschichte und Naturwissenschaften, ein Jubiläumskolloquium zu veranstalten. Es wurde eingeleitet mit einer Musik aus der damaligen Zeit, der Akademischen Ouverture in Form einer Fuge zu sechs Themen für Orchester, opus 195 von Josef Rheinberger, die erstmals in München zu hören war. Anläßlich der Feier wurde eine Büste von Walter Gerlach aufgestellt, der von 1929 bis 1955 Leiter des Physikalischen Instituts war, sowie von 1948 bis 1951 Rektor der Universität.

Prof. Dr. Josef Brandmüller verfaßte den Festvortrag „100 Jahre Physikalisches Institut“, der in Auszügen wiedergegeben wird. Professor Dr. Heribert Moser zitierte aus der Rede von Prof. Dr. E. Lommel zur Eröffnung des Institutes. Auch hieraus einige Ausschnitte:

Josef Brandmüller:

„100 Jahre Physikalisches Institut der Universität in München.“

Vorgeschichte eines Neubaus für die Physik

...Schließlich erging ein Ruf an den seit 1875 in Würzburg tätigen Friedrich Wilhelm Georg Kohlrausch (1840-1910) Am 8. November 1879 hatte er das Physikalische Institut an der Ringstraße in Würzburg durch einen Akt im Hörsaal unter Beteiligung einer zahlreichen Versammlung eröffnet (Fraunberger). Er reiste 1885 nach München, besichtigte die für einen Ausbau der Physik vorgesehenen Räume in der kgl.

Bayerischen Akademie der Wissenschaften (Wilhelminum), welche er für denkbar ungeeignet hielt. Sollte man an diesem Plan festhalten, so würde „in München bald das schlechteste Physikalische Institut in Deutschland sein“ (Hauptstaatsarchiv). Die Idee ein neues Gebäude an der Westecke des alten Botanischen Gartens zu errichten, imponierte ihm dagegen und er machte detaillierte Raumvorschläge. Dieser Plan scheiterte am Einspruch des Direktors des Alten Botanischen Gartens. Kohlrausch lehnte daraufhin den Ruf ab...

Inzwischen hatte man sich bei der Nachfolge Jollys auf Eugen Lommel (1837-1899) festgelegt, der damals Professor in Erlangen war. Er wurde nach einer zweijährigen Vakanz des Lehrstuhls für Physik 1886, also im Jahre des Todes König Ludwig II. (1844-1886), an die LMU berufen.

... Auch Lommel machte einen Neubau für die Physik als Voraussetzung zur Annahme des Rufes. Am 31. Juli 1889 findet wieder einmal eine Beratung in der seit 1865 bestehenden Sektion II der Philosophischen Fakultät statt. Es wurde ein Plan für einen gemeinschaftlichen Neubau eines Botanischen und Physikalischen Institutes auf dem Platz des Alten Botanischen Gartens erörtert. Die Majorität stimmte dem Plan gegen eine Stimme zu. Am 10. Januar 1892 lehnte das Ministerium das Projekt ab. Es schlägt den Bauplatz auf dem Gelände des Universitätshauptgebäudes, auf dem wir uns jetzt befinden, vor und so gelangte dieser Plan zur Ausführung...

Schon im Jahr 1875 war in Graz das neue Physikalische Institut der Universität seiner Bestimmung übergeben worden. Die Planung stammte von August Töpler (1836-1912), der durch die nach ihm benannte Schlierenmethode bekannt ist. Das Grazer Institut war damals das modernste und besteingerichtetste im deutschen Sprachbereich. Im Jahr seiner Eröffnung fand in Graz wohl nicht aus Zufall die 48. Versammlung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte statt.

Wenn man die Baupläne des Münchner und Grazer Instituts einerseits und die Eröffnungsreden von Lommel (1895) bzw. Töpler (1875) andererseits vergleicht, erkennt man deutlich, daß Lom-

mel einige bauliche Besonderheiten des Grazer Instituts übernommen hatte. Der Kontakt zwischen Töpler und Lommel dürfte über Ph. Carl (1837-1891) gelaufen sein, der Professor der Physik an den kgl. bayer. Militär-Bildungsanstalten war. Es war bekannt, daß das Grazer Institut damals bei Neubauten auch anderswo als Vorbild gedient hat. ...

Zur Geschichte des Neubaus: 1894-1966

Schon wenige Jahre nach der Fertigstellung des Neubaus zeigte sich, daß die Bedenken gegen den Bauplatz gerechtfertigt waren. Der Unterricht der Mediziner und Naturwissenschaftler in der Physik litt ungemein wegen der großen Entfernungen. Die magnetischen Störungen durch die Straßenbahn machten gewisse Arten von physikalischen Messungen unmöglich, und schließlich war das Institut nicht sehr gut gebaut, so daß die oberen Räume wegen der Erschütterungen für die meisten Arbeiten unbenutzbar waren. Bereits 10 Jahre nach dem Neubau wurde daher schon der Plan eines neuen Instituts erörtert. Nachdem durch Verlegung des Botanischen Gartens nach Nymphenburg der große und der kleine Botanische Garten in der Stadt frei geworden waren, wurde der erstere für die Künstlerschaft (Glaspalast) und von den städtischen Gartenanlagen, der kleine für die neuen Universitätsinstitute in Aussicht genommen. Auch das Physikalische Institut sollte dort hin verlegt werden, aber nur zum Teil, nämlich nur das Unterrichtsinstitut, während das jetzige Institut zur Forschung verwendet werden sollte. (Hauptstaatsarchiv) Gegen diesen Plan mußte eingewendet werden, daß die Teilung des Instituts in zwei mehr als 20 Minuten voneinander entfernte Institute einen geordneten Institutsbetrieb sehr erschwert hätte und daß ferner das jetzige Gebäude als Forschungsinstitut ungeeignet schien (Wien 1926).

...Alle Ziele (in der Forschung, Anm. d. Hrsg.) wurden jedoch durch den Kriegsausbruch 1939 total durchgekreuzt. Gerlach wurde sofort dienstverpflichtet. Auer hielt die große Vorlesung und

verwaltete das Institut. Rüchardt betreute zusammen mit Edmund Kappler die Arbeiten auf dem Gebiet der Edelmetallkontakte. Das Institutsgebäude samt Hörsaal brannte in der Faschingsnacht 1943 völlig aus. Das Chefzimmer, das Sekretariat und die Werkstatt zogen in den erhalten gebliebenen Turm um. Das Praktikum belegte den sogenannten Sommerfeld-Keller. Die wissenschaftlichen Arbeiten wurden im sog. Graetz-Labor, das sind Kellerräume unter der Aula, fortgeführt. Außerdem stellten sowohl Prof. Clusius (Physikalische Chemie), als auch der Zoologe Prof. Karl von Frisch in ihren Instituten je ein großes Labor zur Verfügung. In der letzten Kriegszeit war Gerlach Leiter der Fachsparte Physik im Reichsforschungsrat und als solcher auch für das Uranprojekt verantwortlich. In dieser Position konnte er viele Physiker vom Kriegsdienst freibekommen um für die Zeit nach dem Krieg zu sorgen. Nach Kriegsende im Mai 1945 wurde Gerlach von den Amerikanern abgeholt und kam schließlich auf Umwegen nach Farm Hall in England, wo er zusammen mit führenden deutschen Physikern interniert wurde. Die Entlassung erfolgte im Januar 1946. Er mußte zunächst die Wahrnehmung der Professur für Experimentalphysik an der Universität Bonn übernehmen. Während dieser Zeit war Rüchardt Ordinarius. An der Wiedergründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft unter dem neuen Namen Max-Planck-Gesellschaft und auch an der Gründung der Deutschen Forschungsgemeinschaft war Gerlach sehr maßgeblich beteiligt. Am 1. April 1948 kam Gerlach wieder nach München zurück und wurde bald darauf für drei Jahre Rektor (1948-1951). Der Wiederaufbau des Instituts und dieses Hörsaals war 1953 beendet. Letzterer hat nun 735 Plätze. Es gab dabei viele Diskussionen mit dem Bauamt. Z.B. wollte dieses Warmluft für die Beheizung dieses Hörsaals von der Decke her einführen, ungeachtet der Gesetze der Physik, daß die warme Luft nach oben und die kalte nach unten geht. Gerlach ließ ein Modell aus Holz bauen, das sehr lustig wie ein Puppenkasperltheater aussah. Daran wurden die Konvektionsverhältnisse studiert und das Bauamt konnte

so überzeugt werden. Bis zu seiner Emeritierung 1957 blieben ihm nur mehr wenige Jahre.

... Die Nachfolge Gerlachs gestaltete sich äußerst schwierig. Seit 1937 gab es eine eigenständige Naturwissenschaftliche Fakultät. Alfred Faessler (1904-1987) führte mehrere Jahre die Geschäfte des Instituts. Seit 1954 gab es ein II. Physikalisches Institut, das aus dem nach dem Weltkrieg neu gegründeten Institut für Elektromedizin und Elektronentechnik hervorgegangen ist und das Walter Rollwagen (1903-1993) leitete. Dieses Institut zog 1961 in den Neubau Schellingstraße 4, zusammen mit dem Institut für Theoretische Physik und dem Mathematischen Institut ein. Eine weitere einschneidende Änderung war die Aufteilung der Naturwissenschaftlichen Fakultät in 5 Teilfakultäten im Jahre 1971. Als Nachfolger Gerlachs wurde zunächst Wolfgang Paul (1913-1993) berufen. Er war damals in Bonn, 1989 erhielt er den Nobelpreis. Sein Vorschlag für einen Neubau an der Ecke Amalien-Theresienstraße wurde nicht angenommen und er lehnte ab. Den nächsten Ruf erhielt Wilhelm Walcher (geb.1910) in Marburg. Er lehnte aber auch ab.

Schließlich änderte man das Konzept völlig. Unter der Regie von Rollwagen (Walther und Hoffmann, 1989) wurde 1966 die Sektion für Physik der LMU mit einer erheblichen Vermehrung der Professorenstellen und einer großen Erweiterung der Räume durch den Neubau in Garching und später dann auch an der Theresienstraße gegründet. „Das Physikalische Institut“ gibt es seit diesem Zeitpunkt nicht mehr und damit endet mein Auftrag und meine Kompetenz...

Hans Moser:

„Aus der Rede von Prof. Dr. E. v. Lommel zur Eröffnung des Instituts:

‘Die Physik im Jahre 1894’“

„Hochverehrte Anwesende!

Wenn ein langgehegter Wunsch in Erfüllung geht, wenn anscheinend unübersteigliche Schwierigkeiten endgültig überwunden sind, haben wir wohl Ursache, uns des Erfolges in festlicher Stimmung zu freuen, wie heute bei der Eröffnung des neuen Physikalischen Instituts der Universität“

Das war der Anfang der Rede, die Professor von Lommel bei der Eröffnung des Instituts am 3. November 1894 gehalten hat...

Im letzten Teil seiner Rede geht Lommel anhand der uns ebenfalls überlieferten Grundrisse detailliert auf die Disposition des Neubaus ein. Er schickt ein Statement über dessen Verwendung voraus – man beachte die Reihenfolge – :

„Neben der Pflege der Theorie besteht die Hauptaufgabe eines Physikalischen Institutes darin, das bisher tatsächlich Erkannte an Hand anschaulicher Versuche zu überliefern, durch systematische Übung die hochentwickelte Experimentierkunst fortzupflanzen und durch Lösung noch offener Fragen die Wissenschaft zu fördern.“

Bei seinem geistigen Rundgang durch das Institut weist er zunächst auf die Einbeziehung des 28 m hohen Turmes hin und erinnert daran, daß Jolly im Treppenhaus dieses Turmes „seine berühmten Gravitationsversuche ausführte, durch welche er mit der Waage das Newton'sche Anziehungsgesetz bestätigte, und die Dichte der Erde bestimmte.“

Dadurch sei dieser Turm für physikalische Zwecke „ohnehin gleichsam geweiht.“

Im Kellergeschoß erwähnt er unter anderem den „Maschinenraum mit zwei Gasmotoren von 8

und 2 Pferden mit dazugehörigen Dynamomaschinen für Gleich- und Wechselstrom, daneben den Akkumulatorenraum mit 20 Tudorakkumulatoren“, sowie die elektrische Ausrüstung des Aufzugs und der Werkstatt-Maschinen.

Bei den Arbeitsräumen des Erdgeschosses wird die Aufmerksamkeit vor allem auf die im Niveau des Fußbodens liegenden Steinplatten gelenkt, die, ohne den Boden zu berühren, auf festfundamentierten Pfeilern montiert sind. Die Pfeiler selbst stehen in den gegenüber dem Erdgeschoß versetzt aufgeführten Kellerwänden. Die Platten dienten der erschütterungsfreien Aufstellung von Instrumenten und waren in Fluchtlinien des Gebäudes so angeordnet, daß durch die Türen bzw. die Fenster lange Lichtwege realisiert werden konnten.

Im ersten Stock residierte auf der Südseite der Institutsvorstand. Die Nordseite nahm der große Sammlungssaal mit 13 Schränken und das Vorlesungs-Vorbereitungszimmer ein.

„Letzteres stößt an den großen Hörsaal, der über dem Praktikumssaal, von gleichem Flächeninhalt wie dieser, mit einer Höhe von 9,70 m durch zwei Stockwerke emporreicht....Vor dem Experimentiertisch...befinden sich zur festen Aufstellung von Apparaten drei vom Fußboden isolierte Steinplatten, die von freistehenden, im Praktikumssaal sich erhebenden Säulen getragen werden. Das nach Süden gelegene untere Fenster ist mit Heliostateneinrichtung versehen, nämlich Schiebefenster mit außen angebrachter horizontaler Steinkonsole.“...

Nach der Aufzählung der Räume des zweiten Stocks, dessen Grundriß nicht im Abdruck der Rede überliefert ist, nämlich

„ein Raum für das Generalkonservatorium der wissenschaftlichen Staatssammlungen gehörige physikalisch-metronomische Institut, zwei Arbeitszimmer, zwei Professorenzimmer, der kleine Hörsaal mit 60 Plätzen für theoretische Physik und für das physikalische Seminar, und ein Bibliothekszimmer...“ weist Lommel zum Schluß noch auf die moderne Ausstattung des Neubaus hin:

„...Die beiden größten Räume, Praktikum und Großer Hörsaal, werden durch eine Centralheizung erwärmt. In den übrigen Räumen sind teils Kachelöfen für Holz- und Kohlenfeuerung, teils, wo Staub vermieden werden mußte, Gasöfen aufgestellt. ... Die Beleuchtung ist durchaus elektrisch, Bogenlampen im Großen Hörsaal und Praktikum, sonst Glühlicht.“

Er stellt dann noch fest, daß größere Eisenmassen beim Bau nicht umgangen werden konnten, daß aber nur der Fahrstuhl des Aufzugs eine bewegliche solche Masse darstellt. Und er schließt seine Rede mit dem Hinweis:

„Für ein eisenfreies isoliertes Häuschen, wenn sich das Bedürfnis nach einem solchen herausstellen sollte, würde im Garten genug Raum vorhanden sein.“

Rektoratsübergabe

Erstmals seit 27 Jahren fand an der Universität wieder eine Rektoratsübergabe in feierlicher Form statt. Prof. Dr. jur. Andreas Heldrich, der bereits am 1. Oktober sein Amt als 709. Rektor der Universität angetreten hatte, wurde die Amtskette von seinem Vorgänger Prof. Dr. rer. nat. Wulf Steinmann am 14. November 1994 bei einem Festakt übergeben. Prof. Dr. Wulf Steinmann war nach rund zwölfjährig an der Spitze der Universität in den wohlverdienten Ruhestand gegangen.

Prof. Heldrich war bereits seit 1987 als Vizepräsident bzw. seit 1990 als Prorektor I Mitglied der Universitätsleitung. Er wurde 1935 in Jena geboren, studierte in München Rechtswissenschaft, legte 1957 die erste juristische Staatsprüfung ab und erwarb 1959 den juristischen Doktorgrad. Kurz nach dem zweiten Staatsexamen, das er 1961 abgelegt hatte, ging er 1962 als wissenschaftlicher Referent an das Max-Planck-Institut für Ausländisches und Internationales Privatrecht nach Hamburg. Im Februar 1965 wurde er, neben seiner Tätigkeit in Hamburg, Privatdozent für Bürgerliches Recht, Internationales Privatrecht, Rechtsvergleichung und Europarecht an der Universität München. Noch im gleichen Jahr wurde er zum ordentlichen Professor und Direktor des Instituts für Ausländisches und Internationales Privat- und Wirtschaftsrecht in Münster. Seit 1972 ist er ordentlicher Professor für Bürgerliches Recht, Internationales Privatrecht, Rechtsvergleichung und Rechtssoziologie in München. Gastprofessuren führten ihn u.a. nach Japan und mehrfach in die USA. 1976 bis 1982 war er Mitglied des Wissenschaftsrates, von 1979 bis 1982 auch dessen Vorsitzender.

Zur Übergabefeier in der großen Aula waren neben Angehörigen der Universität viele Ehrengäste gekommen. Nach einer Begrüßung durch Prorektor Prof. Dr. Lutz von Rosenstiel folgten

Ansprachen des Studentenvertreters Martin Maleck, des scheidenden Rektors Prof. Dr. Wulf Steinmann, des neuen Rektors Prof. Dr. Andreas Heldrich und des Bayerischen Kultusministers Hans Zehetmair.

Prorektor von Rosenstiel:

Dieser 14. November ist ein besonderer Tag für unsere Universität. Nahezu 27 Jahre sind vergangen, seit im November 1967 zum letzten Mal eine Rektoratsübergabe feierlich vollzogen wurde. In der Folgezeit ließ zunächst das politische und das zwischenmenschliche Klima an unserer Hochschule eine derartige Feier nicht zu und dann folgten – eine bewundernswürdige einmalige Leistung – 12 Jahre Amtszeit des zunächst Präsidenten, dann Rektors, Professor Wulf Steinmann, der heute in diesem feierlichen Rahmen das Amt und die Kette an seinen Nachfolger, Professor Andreas Heldrich, übergeben wird.

Es ist eine große Auszeichnung und Freude für uns, daß so viele herausragende Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, so viele Freunde unserer Hochschule und so viele ihrer Mitglieder zu diesem Festakt in die Große Aula gekommen sind. Die Ludwig-Maximilians-Universität sieht darin ein Zeichen der Verbundenheit, das sie mit Dank, aber auch mit Hoffnung in einer schwierigen Zeit erfüllt.

Sehen Sie es mir bitte nach, wenn ich nicht alle Ehrengäste, die heute hier anwesend sind, namentlich begrüße, sondern mich stellvertretend auf wenige beschränke.

Mit Dank für vielfältige Hilfe begrüße ich den bayerischen Staatsminister Zehetmair und seine Amtsvorgänger, Dr. Huber, Professor Maier und Professor Wild, sowie die hohen Beamten aus den bayerischen Ministerien und Landesbehörden, wobei dieser Dank in besonderem Maße den derzeitigen und den früheren Betreuungreferenten unserer Universität gilt.

Ich begrüße Herrn Staatssekretär Schelter aus dem Bundesinnenministerium, Honorarprofessor unserer Universität.

Mein Gruß gilt den Mitgliedern des Bayerischen Senats. An ihrer Spitze dessen Präsidenten und Vizepräsidenten, die Professoren Schmitt Glaeser und Schuhmann sowie Abgeordnete des Bayerischen Landtags.

Ich begrüße den Präsidenten des Bundessozialgerichtes, Professor Reiter, sowie die Präsidentin des Bayerischen Verfassungsgerichtshofes, Frau Holzheid, und mit ihr weitere Präsidenten und Vizepräsidenten bayerischer Gerichtshöfe und Mitglieder der Justiz.

Besonders verbunden sind wir der Landeshauptstadt München und so begrüße ich Frau Bürgermeisterin Burkert sowie Mitglieder des Stadtrats und der Stadtverwaltung.

Ich begrüße den Regierungspräsidenten von Oberbayern, Böhm, den Präsidenten Fumi von der Wehrbereichsverwaltung, für die Religionsgemeinschaften Herrn Kreisdekan Bogdan, sowie den Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde in Bayern, Herrn Snopkowski, sowie zahlreiche Vertreter von Verbänden, Gewerkschaften und Berufsverbänden.

Ich begrüße die zahlreich anwesenden Mitglieder des Konsularischen Corps.

Eine ganz besondere Freude ist es mir, als Vertreter der Familie des Stifters unserer Universität, S. K. H. Prinz Franz von Bayern, willkommen zu heißen.

Für das Feld der Wissenschaften und Künste begrüße ich die Präsidenten und Vizepräsidenten, die Rektoren und Prorektoren der bayerischen Universitäten, Hochschulen, Akademien und Fachhochschulen, wobei ich stellvertretend den Federführenden der Bayerischen Rektorenkonferenz, Rektor Pollok, sowie die Präsidenten Fuhrmann und Friedrich namentlich nennen möchte.

Ich begrüße den Generalsekretär der Max-Planck-Gesellschaft, Dr. Hasenclever, Mitglieder weiterer wissenschaftlicher Gesellschaften sowie als Vertreter ausländischer Hochschulen Rektor Morscher aus Salzburg, die Professoren Daum aus Prag, Nesterenko und Tschervanow aus Kiew sowie Loboda und Wirszikowski aus Breslau.

Mein Gruß gilt den Vertretern der Medien,

verbunden mit der Bitte weiterhin zwar kritisch, aber fair und wohlwollend über uns zu berichten. Für die Ludwig-Maximilians-Universität begrüße ich Ehre senatoren und Ehrenbürger, Mitglieder des Kuratoriums, an ihrer Spitze den Vorsitzenden, Professor Kaske, die Kollegen aus dem Rektoratskollegium, die Altrektoren Kotter und Scheuermann sowie Mitglieder früherer Präsidial- und Rektoratskollegien, hier besonders die Altkanzler Friedberger und Grillo, die Senatoren, Dekane, Frauenbeauftragten, Vertreter des Personalrats, des Studentenwerks, der Studentenseelsorge und der Studentenvertretung.

Mit besonderem Dank für vielfältige großzügige Hilfe heiße ich Mitglieder der Universitäts-gesellschaft und ihres Vorstandes, an ihrer Spitze Herrn Dr. Schneidawind, willkommen.

Mein Gruß gilt den Mitgliedern der "Weißen Rose".

Ich begrüße die Professorinnen und Professoren unserer Universität, ihre wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Mitarbeiter, Studentinnen und Studenten sowie die z. T. von weit her angereisten ehemaligen Mitglieder.

Mein Gruß gilt den Münchner Symphonikern und ihrem Leiter, Herrn Chefdirigenten Stepp, sowie dem Münchner Universitätschor und seinem Leiter, Universitätsmusikdirektor Dr. Zöbeley, mit herzlichem Dank dafür, daß sie dieser Feier festlichen Glanz verleihen werden. Schließlich begrüße ich besonders herzlich und dankbar - wie könnte es an diesem Tage anders sein - den langjährigen Präsidenten und Rektor, Prof. Wulf Steinmann, seine verehrte Frau und seine Familie. Ich habe - zunächst als Mitglied des akademischen Senats, später des Rektoratskollegiums - den Arbeitsstil von Prof. Steinmann während seiner gesamten Amtszeit aus der Nähe kennenlernen dürfen. Seine niemals versiegende Energie und Spannkraft, sein kaum glaubhaftes Arbeitspensum, seine oftmals geradezu erschreckende Sachkenntnis bis ins Detail hinein, sein Mut sich für das als richtig Erkann-te unbeliebt zu machen, sein konsequentes Ver-folgen von wichtigen Zielen bei großem Gespür für das politisch Machbare und differenzierter Personenkenntnis und seine - trotz aller Last -

oft ansteckende Freude an der Aufgabe haben mir Bewunderung abgenötigt. Prof. Steinmann hat als Präsident und Rektor überaus erfolgreich gearbeitet. Die Universität schuldet ihm Dank. Ich begrüße den neuen Rektor, Prof. Andreas Heldrich, seine verehrte Mutter und weitere Mitglieder seiner Familie. Rektor Heldrich tritt – in einer Zeit knapp werdender Ressourcen und einer in tragischer Weise geschwächten zentralen Universitätsverwaltung – ein schweres Erbe an. Er hat unter dem Motto „Kontinuität“ seine neuen Aufgaben übernommen und weiß dennoch, daß neue Wege und Ziele gefunden werden müssen. Sein sicheres Gespür für die Würde der Universität, für die Autonomie der Hochschule und ihrer Fakultäten, seine reiche Erfahrung, seine Verbundenheit mit vielen Menschen, die uns helfen können, seine Neigung, sich vor wichtigen Entscheidungen mit anderen kooperativ zu beraten und dabei aufmerksam zuzuhören, die Geschliffenheit und Differenziertheit seiner Argumente und seiner Sprache werden ihm dabei von Nutzen sein. Wir wünschen ihm von Herzen Glück und Erfolg!

Martin Maleck:

Ich stehe hier in meiner Eigenschaft als Vorsitzender des Allgemeinen Student Innenausschusses – kurz AStA – also als Vertreter der Studierenden.

An dieser Stelle müßten unserer Ansicht nach auch Vertreter des akademischen Mittelbaus und des nichtwissenschaftlichen Personals stehen, sie hätten ein ebensolches Recht. Wir Studierende finden die Tatsache, daß dem nicht so ist, höchst bedauerlich. Nun, in vielen Belangen sind unsere Positionen sehr ähnlich, und so kann man Teile dieser kleinen Rede auch auf diese beiden – ebenso wie die studentische – vermeintlich schwächeren Gruppen der Universität übertragen.

Meine Damen und Herren, ich setze jetzt mal die sonst zu Beginn einer derartigen Rede üblichen Anfangsbekundungen einfach aus, nicht zuletzt aufgrund der mir nur begrenzt zur Verfügung

stehenden Zeit und wende mich gleich einem der wesentlichen Gesichtspunkte unserer Anliegen zu: Herr Professor Dr. Steinmann, warum haben Sie sich nur so überaus selten für die Belange der größten Gruppe innerhalb der Universität eingesetzt, – für die Belange von uns Studierenden. Nicht nur für uns, sondern für die gesamte Universität wäre ein stärkerer Einsatz ihrerseits für Standpunkte der Hochschule gegen die Vereinnahmung durch die Wirtschaft und vor allem gegen den politischen Druck aus dem Kultusministerium deutlich von Vorteil gewesen. Ich denke hier vor allem an die letzte Novellierung des Bayerischen Hochschulgesetzes, bei der eigentlich ein Aufschrei durch die bayerische Hochschullandschaft hätte gehen müssen. Die aktive Gegenwehr der Universität München hätte natürlich aufgrund Ihrer Größe eine besondere Rolle dabei gespielt, aber trotz mannigfaltiger Versuche, die Universität zumindest zu einer öffentlichen Stellungnahme gegen diese BHG-Änderungen zu bewegen – die Studierenden brachten den Punkt u.a. in den Senat der Universität ein – trotz dieser Versuche blieb die Universität stumm. Diese Untätigkeit der Universität gegenüber den massiven Einschnitten im Hochschulbereich durch das BHG hat inzwischen zu der absurd anmutenden Situation beigetragen, daß die Studierendenschaft die im Grundgesetz verankerte „Freiheit von Forschung, Wissenschaft und Lehre“ mittels einer Popularklage verteidigt.

Hätten Sie doch hierbei ein wenig mehr Mut gezeigt und die Universität gegenüber den Eingriffen von staatlicher Seite verteidigt. Unserer Ansicht nach waren die wenigen Male, die Sie sich im politischen Sinne geäußert haben, eher negativ für das Ansehen der Universität. Hier spiel ich jetzt nicht mal so sehr auf die besondere kleine Episode vom vergangenen Jahr an, sondern vielmehr auf Ihre Unterstützung für das Projekt „Studiengebühren“, das keine Lösung der Probleme an den Hochschulen darstellt, sondern vielmehr die Hochschulen zum Ruin führen wird.

„Studiengebühren“ und der damit - egal in welcher Konstellation zu den real sowieso immer geringer werdenden BAFöG-Zahlungen – verbundene soziale Numerus-Clausus würden die Probleme und Gegensätze der Gesellschaft noch verstärken. Bei aller Kritik an Ihrer Tätigkeit, Herr Professor Steinmann, kann ich nicht unerwähnt lassen, daß Sie sich in einem Bereich, im Bereich der Thematik „Verfasste Student Innenschaft“ stets fair uns gegenüber verhalten haben. Bei aller Divergenz in der Auseinandersetzung mit diesem Thema respektierten Sie immer unsere Bemühungen um die Wiedereinführung der Verfassten Student Innenschaft in Bayern. Ich hoffe auch bei Ihrem Nachfolger, Herrn Professor Heldrich auf eine faire Zusammenarbeit nicht nur bei dieser Thematik.

Meine Damen und Herren, welche Erwartungen hat die Studierendenschaft nun an einen neuen Rektor? Sie erwartet von ihm vor allem, daß er die oben angesprochenen Versäumnisse nachholt, sprich: Stellung bezieht für die Positionen der Hochschule gegenüber Staat und Wirtschaft, gegenüber den Bildungspolitikern. Die Hochschulen dürfen auch und gerade heute kein verlängerter Arm der jeweiligen Exekutive und auch kein billiges Forschungs- und Ausbildungsinsitut für die Wirtschaft sein, sondern müssen nach Lösungswegen für die globalen und gesellschaftlichen Probleme suchen. Ihre Unabhängigkeit ist dafür ein unabdingbares Muß. Die Tatsache, daß Sie, Herr Professor Heldrich, sich bereits öffentlich gegen Studiengebühren ausgesprochen haben, weist in die richtige Richtung.

Eine Vertretung von universitären Positionen durch den Rektor setzt natürlich eine vorhergegangene Auseinandersetzung innerhalb der Universität voraus. Wenn ich von Auseinandersetzung innerhalb der Universität spreche, meine ich eine Auseinandersetzung unter gleichberechtigter Einbeziehung aller Gruppen. Eine Hochschule, die es nicht schafft, ihre Gruppen gleichberechtigt zusammenzuführen, wird auch wei-

terhin reformunfähig bleiben. Dies läßt sich am deutschen Hochschulmodell der letzten 25 Jahre eindrucksvoll belegen. Hier sehen wir es als eine wesentliche Aufgabe des neuen Rektors an, die Gruppen zusammenzuführen und – unabhängig von Forderungen nach Veränderungen im BHG – eine Gleichberechtigung aller Gruppen im möglichen gesetzlichen Rahmen herbeizuführen. Der „Runde Tisch“ der Universität ist hierbei ein Schritt auf dem richtigen Weg. Er muß unbedingt beibehalten werden.

Meine Damen und Herren, wir Studierende haben unsere Fähigkeit, konstruktiv auf Veränderungen und Verbesserungen innerhalb der Hochschule hinzuarbeiten, nach den Aktionen des Wintersemesters bewiesen. Sowohl an den Fachbereichen, wie auch gesamtuniversitär durch den „Runden Tisch“ haben wir gezeigt, daß wir Ideen haben, die wir selbstbewußt einbringen wollen. Dies setzt natürlich eine Gleichberechtigung bei der Entscheidung über die Umsetzung und bei der Umsetzung selber voraus. Herr Rektor, verschließen Sie sich nicht, zeigen Sie, daß auch Sie verstehen, warum gelebte Demokratie an der Hochschule so wichtig ist. So, wie die Entscheidungsfindung bisher innerhalb der Hochschulgremien verläuft, kann und darf es nicht weitergehen, im Interesse der Hochschulen, und im Interesse der Gesellschaft. Die zunehmende Entpolitisierung der Bevölkerung ist auch ein Werk derartiger Bestimmungen, wie Sie zur Zeit in BHG und Hochschulrahmengesetz festgeschrieben sind. Diese Bestimmungen müssen unbedingt überdacht und verändert werden. Sonst verkommt die Demokratie zur Farce.

Ich muß wohl nicht darauf hinweisen, daß dies auch die oben genannte Wiedereinführung der Verfassten Studierendenschaft miteinbezieht. Von unserem Rektor erwarten wir uns hierbei Einsicht und Unterstützung. Erkennen Sie, daß eine Verfasste Studierendenschaft notwendig ist für eine gleichberechtigte Partnerschaft aller Gruppen, die die Universität tragen. Herr Rektor, wir

wünschen Ihnen und uns eine erfolgreiche Amtszeit. Ich hoffe, Sie erinnern sich auch während Ihrer Amtszeit noch an das eben gesagte, damit es zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Gruppen der Hochschule kommt. Ihnen, Herr Professor Steinmann, wünschen wir alles Gute für die Zukunft, erholen Sie sich gut, - auch von uns.

Rektor Steinmann:

Die letzte Rektoratsübergabe an der LMU hat vor 27 Jahren, am 25. November 1967 in dieser Aula stattgefunden. Damals hat der scheidende Rektor, Prof. Kotter, das Amt an seinen Nachfolger, den Altphilologen Prof. Becker übergeben. Der Festakt wurde immer wieder durch lautstarke Zwischenrufe von Studenten gestört und ging zeitweise im Tumult der Krawalle unter. Es war der Beginn der achtundsechziger Protestbewegung an unserer Universität, die in Berlin, Hamburg und Heidelberg schon früher begonnen hatte. Zu unserer großen Freude ist Prof. Kotter heute unter uns.

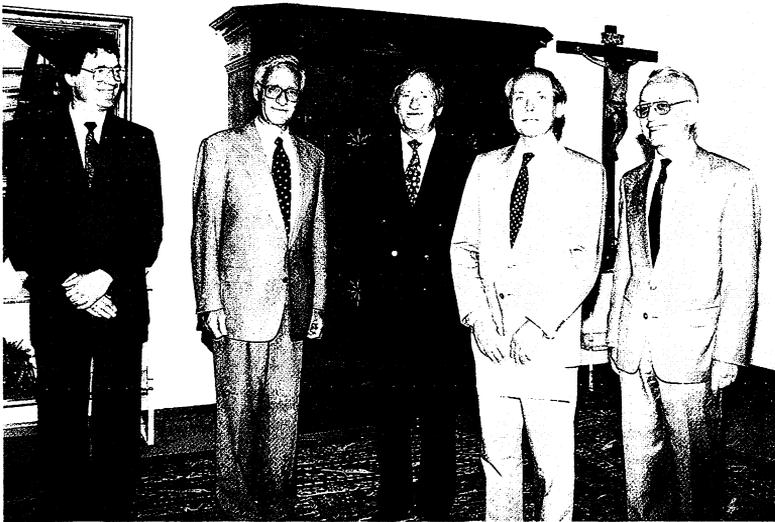
Ich habe diese Rektoratsübergabe nicht miterlebt, denn ich bin erst ein Jahr später an die Universität München zurückgekehrt. Mein hochschulpolitisches Entree fand im Sommer 1973 ebenfalls in dieser Aula statt. Ich war damals Kandidat für das Amt des Konrektors als Nachfolger von Prof. Bandmann. Gleichzeitig kandidierte Prof. Lobkowicz für die Wiederwahl zum Rektor und Prof. Bürkle für die Wahl zum Prorektor. Es fand ein studentisches Hearing statt und wir waren, zusammen mit dem amtierenden Rektoratskollegium in einer etwas ungemütlichen Situation hier in der Apsis der Aula, vor uns eine aufgeheizte, tobende und johlende Menge von über 2000 Studenten. Das Interesse galt übrigens ausschließlich Herrn Lobkowicz. Einige Tage später sind wir dann hier in der Aula ohne Störung gewählt worden, damals noch vom großen Senat, dem alle Ordinarien und jeweils ein paar Vertreter

der Nichtordinarien, der Assistenten, der Studenten und der sonstigen Mitarbeiter angehörten.

Früher war es üblich, daß der scheidende Rektor bei der Rektoratsübergabe einen kurzen Bericht über seine Amtszeit gab; auch Prof. Kotter hat am 25. November 1967 über sein zweijähriges Rektorat berichtet. Das verbietet sich heute wegen der mehr als sechsmal so langen Amtszeit aus Zeitgründen. Auch hat ja das Rektoratskollegium in dieser Zeit der Versammlung sechsmal ausführlich Bericht erstattet. Aber ein kurzer, summarischer Rückblick sei mir gestattet; außerdem drängt es mich zu danken, und auch das wird mir Gelegenheit geben, auf gewisse Ereignisse zu sprechen zu kommen.

Im Rückblick erscheint mir die erste Amtszeit, 1982 - 86, als Rückkehr zur Normalität. Der Senat, der seit 1970 im Maximilianeum getagt hatte, 1974, durch das Hochschulgesetz verkleinert, in den Sitzungssaal des Verwaltungsgebäudes umgezogen war, kehrte 1983 in das Hauptgebäude zurück. Der unmittelbare Anlaß war ein technischer: nach der geänderten Grundordnung gehörten nun auch die Dekane dem Senat an, und für diesen größeren Senat war der Sitzungssaal im Verwaltungsgebäude zu klein. Aber die symbolische Bedeutung des Umzugs in das Hauptgebäude ging weit darüber hinaus. In den folgenden 11 Jahren konnte der Senat – bis auf zwei Ausnahmen – ungestört im Senatssaal tagen.

Zwei weitere Zeichen für die Rückkehr zur Normalität möchte ich erwähnen: am 22. Februar 1983 haben wir den 40. Jahrestag der Weißen Rose begangen. Dies war die erste öffentliche Gedenkfeier an der Universität, seit 15 Jahre zuvor, im Februar 1968, die Feier zum 25. Jahrestag im Tumult untergegangen war. Es war also ein Wagnis. Ich empfinde es noch heute als unverdientes Geschenk des Schicksals, daß dieses Wagnis geglückt ist. Seither haben wir in jedem Jahr im Februar Gedenkfeiern für die Weiße Rose gehalten.



Überreichung der Ernennungs-
urkunde an den neuen Rektor:
v. l. Ministerialrat Hörlein
vom Kultusministerium,
der „alte“ Rektor Prof.
Steinmann, Kultusminister
Zehetmair, der „neue“ Rektor
Prof. Heldrich, Abteilungs-
leiter Dr. Zimmermann vom
Kultusministerium

Am 26. Juni 1984 haben wir in der renovierten Aula nach siebzehnjähriger Unterbrechung wieder das Stiftungsfest durchgeführt. Vor Beginn der Veranstaltung drang ein Stoßtrupp von 600 Chaoten bis zur Aula vor, brüllte Parolen, verteilte Flugblätter und parfümierte die Aula mit Buttersäure, verschwand dann aber wieder. Die Veranstaltung konnte anschließend ohne weitere Störung ablaufen. Seither haben wir jedes Jahr das Stiftungsfest gefeiert, und es ist nie wieder gestört worden, vielleicht auch deshalb, weil wir es immer am Samstag gefeiert haben.

Schließlich ist die heutige Rektoratsübergabe ein letzter Schritt zurück zur Normalität. Daß er so spät erfolgt hat seinen Grund darin, daß ich für zwei weitere Amtszeiten gewählt wurde.

Die zweite Amtszeit, 1986 - 90, war geprägt durch zwei Kanzlerwechsel, die die Universität jedesmal in eine Krise stürzten. Herr Friedberger hatte das Amt des Kanzlers 22 Jahre lang ausgeübt und nicht nur die Verwaltung geformt sondern die ganze Universität in ihrer Entwicklung und in ihrem Stil maßgeblich beeinflusst. Deshalb war der Übergang der Kanzlerschaft

auf Herrn Dr. Grillo naturgemäß schwierig und stellte einen Umbruch dar. Als Herr Grillo uns dann nach einem Jahr verließ, um eine neue Aufgabe bei der DARA zu übernehmen, haben wir ihm das natürlich nicht übel genommen. Wir hatten volles Verständnis dafür, daß er diese Chance nutzen wollte. Aber die dadurch entstehenden Schwierigkeiten waren damit nicht behoben; sie waren noch erheblich größer als beim Ausscheiden von Herrn Friedberger. Das Interregnum bis zum Amtsantritt von Herrn Dr. Rust habe ich als die schwerste Krise meiner ganzen Amtszeit erlebt. Damals haben wir erfahren, wie wichtig der Kanzler für die Universität ist. - Ein weiteres herausragendes Ereignis dieser zweiten Amtszeit war die Anpassung der Grundordnung an das novellierte Bayerische Hochschulgesetz; sie brachte neben einer Reihe weiterer Änderungen die Rückkehr zur Rektoratsverfassung.

Die dritte Amtszeit, 1990 - 94, war bestimmt zum einen durch den Neubau des Genzentrums und der Chemischen Institute in Großhadern. Dieses Bauvorhaben hat mich von Anfang an intensiv beschäftigt. Von 1982 bis 1989 haben wir alles daran gesetzt, die Gebäude auf dem

Gelände der Türkenskaserne zu errichten. Wir wußten allerdings, daß gegen diese Pläne sehr erhebliche, möglicherweise unüberwindliche Widerstände bestanden, aber es gab keine Alternative. Es war deshalb ein einzigartiger Glücksfall, daß die Staatsregierung 1990 beschloß, das Genzentrum und die gesamte Fakultät für Chemie und Pharmazie nach Großhadern zu verlegen. Im Juni dieses Jahres konnten wir das Genzentrum einweihen, vor fünf Wochen wurde der zweite Bauabschnitt, die Errichtung der Chemischen Institute, begonnen. Wir können zuversichtlich damit rechnen, daß die Fakultät noch in diesem Jahrzehnt umziehen kann. Ich bin überaus glücklich, daß dieses Vorhaben, eines der größten und wichtigsten in der Geschichte unserer Universität, diesen Stand erreicht hat.

Ein anderes bedeutsames Ereignis in meiner letzten Amtszeit war der Generationswechsel im Lehrkörper. Er stellt für die Universität eine ungeheure Herausforderung dar, bietet einmalige Chancen, birgt aber auch die Gefahr des Scheiterns. Der bequeme Weg, einfach alles so zu lassen, wie es war, ist gewiß nicht richtig. Wir müssen vielmehr die Anspruchshaltung überwinden, die ein Politiker einmal als die Tyrannei der Besitzstandswahrung bezeichnet hat. Da wir mit zusätzlichen Stellen nicht rechnen können, im Gegenteil auf weitere Stellenkürzungen gefaßt sein müssen, können wir Neues immer nur beginnen, wenn wir Altes aufgeben. Das ist leichter gesagt als getan: jede dieser Entscheidungen ist für die Betroffenen schmerzlich. Man muß dabei auch behutsam vorgehen. Wir dürfen nicht unsere Orchideen abmähen, und wir müssen darauf bedacht sein, daß bei der Reduktion der Quantität die Qualität nicht leidet. Aber das entbindet uns nicht von der Notwendigkeit umzuschichten. In den letzten Jahren hat die Universität in beträchtlichem Ausmaß solche Umschichtungen von Professorenstellen beschlossen. Ich bin dankbar dafür, daß der Senat diese schwierigen Entscheidungen jeweils mit deutlicher Mehrheit getroffen hat. Dadurch

war es möglich, wichtige neue Entwicklungen einzuleiten, z.B. die Informatik zu einem Hauptfachstudiengang auszubauen, oder das Japan-Zentrum zu errichten, das den Studenten der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften Kenntnisse über Japan vermittelt. Ich wünsche der Universität die Kraft, diesen Weg weiter zu gehen, denn wir sind vom Ende noch weit entfernt, und ich appelliere an den Landtag und an die Staatsregierung, die notwendigen Stellenkürzungen bei der Universität maßvoll vorzunehmen, damit ein Spielraum für Umschichtungen bleibt und auch in Zukunft Neues begonnen werden kann.

Im Rückblick auf die 25 Semester, die ich Präsident und Rektor der LMU sein durfte, stelle ich fest, daß ich unverdient viel Glück gehabt habe. Natürlich ist nicht alles gelungen, aber mehr, als ich füglich erwarten durfte. Dafür schulde ich vielfältigen Dank.

Als erstes danke ich der Bayerischen Staatsregierung, den Ministerpräsidenten Franz-Josef Strauß, Max Streibl und Edmund Stoiber und ihren Kabinetten. Ich bitte Sie, Herr Staatsminister, als stellvertretender Ministerpräsident diesen Dank entgegenzunehmen und zu übermitteln. Ich schließe darin ein die Staatskanzlei und die Ministerien mit allen Beamten, die der Universität geholfen haben, sowie den Obersten Rechnungshof, dessen konstruktive Kritik hilfreich für uns war.

Einen besonderen Dank sagen möchte ich den zuständigen Ministern, Prof. Hans Maier, Prof. Wolfgang Wild und Ihnen, Herr Minister Zehetmair. Lassen Sie mich diesen Dank konkretisieren, indem ich ihn beispielhaft jeweils mit einem besonderen Anlaß verbinde. Prof. Maier ist am 22. Februar 1983 zum vierzigsten Jahrestag der Weißen Rose zu uns gekommen. Er hat erklärt, er tue dies als Mitglied des Geschwister-Scholl-Instituts. Aber das Risiko des Scheiterns hat er als Minister auf sich genommen. Prof. Wild hat uns in einer besonders kritischen Situation

geholfen, als er uns schnell und unbürokratisch einen Lehrstuhl für molekulare Tierzucht samt Ausstattung zur Verfügung gestellt hat, mit dem wir einen jungen Wissenschaftler in München halten und dem Genzentrum eine wichtige moderne Forschungsrichtung erhalten konnten. Ihnen, Herr Staatsminister Zehetmair, verdanke ich mehr als Ihren Vorgängern. Nicht nur war die Zeit länger, die Zahl der Anlässe war auch höher, derentwegen ich mich an Sie wenden durfte, und das Gewicht dieser Anlässe war größer. Vor allem sind hier die Neubauten für das Genzentrum und die Fakultät für Chemie und Pharmazie zu erwähnen. Die Entscheidung für die Verlagerung nach Großhadern verdanken wir Ihnen ebenso wie den Umstand, daß das Genzentrum fertiggestellt und die übrigen Bauten begonnen worden sind.

Den Beamten des Kultusministeriums möchte ich für gute, vertrauensvolle Zusammenarbeit danken, namentlich Herrn MD Kießling, an den ich mich immer wenden durfte und der stets geholfen hat, wenn anders ein Problem nicht zu lösen war. Dank gebührt den Leitern der Hochschulabteilung, den Min.Dirig. Krafft, Bächler und Dr. Zimmermann, für verständnisvolle Förderung und vielfältige Hilfe. Mit Herrn Dr. Zimmermann verbindet mich darüber hinaus eine langjährige Zusammenarbeit in der Zeit seiner Tätigkeit als Betreuungsreferent unserer Universität. Ihm vor allem danke ich von Herzen für Rat und Hilfe, für seinen unermüdlichen Einsatz, für sein erfolgreiches Wirken zum Wohle der LMU. In diesen Dank beziehe ich ein seinen Vorgänger als Betreuungsreferent, MD Hoderlein und seinen Nachfolger, MR Hörlein, sowie die Klinikreferenten, MR Dr. Wirth und MR Preibisch.

Ich danke dem Landtag, allen Abgeordneten, die sich der Anliegen der Universität angenommen und uns geholfen haben. Ich erwähne namentlich Herrn Dr. Schosser, der sich viele Jahre für die Hochschulen eingesetzt hat. Persön-

lich bin ich ihm und seinen Kollegen besonders dankbar für die Unterstützung, die wir in der bitteren Auseinandersetzung um Tierversuche an der LMU im vergangenen Winter erfahren haben.

Mein Dank gilt dem Bayerischen Senat, namentlich den Vertretern der Hochschulen, Herrn Präsident Schmitt Glaeser, Herrn Vizepräsident Schumann, Herrn Prof. Engerth und Herrn Prof. Reiter.

Danken möchte ich der Landeshauptstadt, den Oberbürgermeistern Kiesel, Kronawitter und Ude, den Bürgermeistern und dem Stadtrat. Insbesondere durch die zügige Aufstellung des Bebauungsplans für das Gelände in Großhadern haben sie entscheidend dazu beigetragen, daß der Zeitplan eingehalten und so der Erfolg gesichert werden konnte. Dankbar bin ich auch dafür, daß der Geschwister-Scholl-Preis seit einigen Jahren in unserer Aula verliehen wird. Das hat eine neue Verbindung zwischen der Stadt und der Universität hergestellt, die uns besonders am Herzen liegt.

Damit komme ich zur Weißen Rose. Ich danke den Angehörigen und Hinterbliebenen dafür, daß sie unsere Einladung zu gemeinsamem Gedenken angenommen haben und seit 11 Jahren zur Erinnerung an die Ereignisse im Februar 1943 zu uns kommen. Herrn Franz Josef Müller bin ich dankbar für gute Zusammenarbeit bei der Vorbereitung der Gedenkfeiern. Gegenseitige Rücksichtnahme hat immer wieder einvernehmliche Vorschläge möglich gemacht, eine notwendige Voraussetzung für gemeinsames Handeln. Dafür danke ich ihm herzlich.

Danken möchte ich den Vertretern der Medien, den Journalisten von Presse und Rundfunk, für aufmerksame und informative Berichterstattung. Abgesehen von seltenen Ausnahmen war sie fair, oft verständnisvoll und wohlwollend.

Ich komme nun zum akademischen Bereich. Hier danke ich zuerst unseren ausländischen Kollegen, den Rektoren der Partneruniversitäten, allen ausländischen Professoren, die sich für den Austausch eingesetzt haben. Namentlich danken möchte ich Prof. Tsuji aus Tokio. Er hat uns in den vergangen 5 Jahren in selbstloser Weise mit großem persönlichen Einsatz vorbildlich geholfen, das Japan-Zentrum zu errichten. Die Universität und alle Freunde Japans schulden ihm dafür besonderen Dank.

Dankbar bin ich meinen Kollegen in der Bayerischen Rektorenkonferenz, und ich sage diesen Dank, stellvertretend für alle anderen, dem Vorsitzenden, dem Rektor der Universität Passau, Prof. Pollock. Trotz unterschiedlicher Interessenslage haben wir uns immer wieder zu gemeinsamer Aktion zusammengefunden und dabei nicht wenig für die Bayerischen Universitäten erreicht. Besonders dankbar bin ich für die Unterstützung der BRK in der Auseinandersetzung um die bereits erwähnten Tierversuche. Es ist mir ein Bedürfnis, außerdem meinem Kollegen, dem Präsidenten der Schwester-Universität, der TUM, Prof. Meitinger namentlich zu danken. Leider kann er heute nicht bei uns sein. Mit ihm verbindet mich ein besonders enges, freundschaftliches Verhältnis. Das hat nicht nur den kollegialen Umgang außerordentlich angenehm gemacht, es war auch von Vorteil für die beiden Universitäten, deren Verhältnis im Idealfall von Kooperation und fruchtbarer Konkurrenz bestimmt ist. Dafür bin ich dankbar.

Mit der Max-Planck-Gesellschaft verbinden uns vielfältige Beziehungen, gemeinsame Interessen und Projekte. Für die gute Zusammenarbeit zum Wohle beider Institutionen danke ich zahlreichen Mitgliedern der MPG, namentlich den Präsidenten, Prof. Lüst, Prof. Staab und Prof. Zacher sowie dem Generalsekretär, Dr. Hasenclever. Beispiele für die Zusammenarbeit sind gemeinsame Berufungen, die nur mit vereinten Kräften möglich waren, und das gemeinsame Forschungsprojekt „Grundlagen und Anwendungen der Gentechnologie“. Für Unterstützung in der Auseinandersetzung um die Tierversuche habe ich auch Herrn Präsident Zacher zu danken.

In diesen Dank beziehe ich ein die GSF, mit der uns ebenfalls einige bedeutende wissenschaftliche Kooperationen verbinden. Für die gute Zusammenarbeit danke ich namentlich den wissenschaftlichen Geschäftsführern, Prof. Levi und Prof. Klein.

Ich danke der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und ihren Präsidenten Prof. Franke, Prof. Schlüter und Prof. Fuhrmann sowie der Akademie der Schönen Künste und ihrem Präsidenten, Prof. Friedrich, für freundschaftliche Verbundenheit.

Ich danke all denen, die der Universität besonders nahe gestanden haben, zuvörderst unserem Kuratorium, namentlich seinen Vorsitzenden, Dr. Huber, Dr. Ahrendts und Dr. Kaske für vielfältigen Rat und stets gewährte Hilfe. Besonders dankbar erinnere ich mich auch hier der Unterstützung in der Auseinandersetzung um die Tierversuche.

Außerordentlichen Dank schulden wir der Universitätsgesellschaft für ihre großzügige, unbürokratische Hilfe. Vieles von dem, was von entscheidender Bedeutung war, hätten wir ohne die Unterstützung der Universitätsgesellschaft nicht tun können. Namentlich danke ich den Vorsitzenden Dr. Jannott und Dr. Schneidawind sowie Frau Althoff für ihren Einsatz zum Wohle der Universität.

Ich danke dem Universitätsbauamt und seinen Leitern, den Ltd. Baudirektoren Dilg, Naumann und Schmidt, für zahlreiche Bauvorhaben und für die gute Zusammenarbeit.

Die Beziehungen zum Studentenwerk waren stets harmonisch und vertrauensvoll. Dafür bin ich den Geschäftsführern, Dr. Hintermann und Maßberg, zu Dank verpflichtet.

Ich danke den Mitgliedern der Universität. Hier geht mein erster Dank an unsere Ehrensenatoren für ihre Verbundenheit, für vielfältigen Rat und für hochherzige Unterstützung.

Besonderen Dank schulde ich dem Präsidial- und Rektoratskollegium. Das Glück, das ich in meinem Amt gehabt habe, hing von nichts so entscheidend ab wie von der Zusammenarbeit im Kollegium. Sie war unkompliziert, vertrauensvoll und harmonisch. Dafür danke ich den Vizepräsidenten und Prorektoren, den Professoren Hans-Dietrich Stachel, Nepomuk Zöllner, Otto Speck, Andreas Heldrich, Werner Leidl, Ina Schabert, Wolfgang Frühwald, Lutz von Rosenstiel und Dieter Adam, sowie den Kanzlern Franz Friedberger, Dr. Wolfgang Grillo und Dr. Hendrik Rust.

In meinen Dank an die Kanzler beziehe ich alle Mitglieder der Universitätsverwaltung ein.

Ich danke den Dekanen. Ich kann sie nicht alle nennen. Stellvertretend für alle danke ich dem langjährigen Dekan der Medizinischen Fakultät, Prof. Spann. Er hat sich stets für seine Fakultät eingesetzt, hatte aber darüber hinaus immer auch das Wohl der Universität im Auge. Sein Engagement für die Universität hat die hochschulpolitische Entwicklung maßgeblich bestimmt. Dafür danke ich ihm. In diesen Dank beziehe ich alle Professoren ein, die mir geholfen haben und die zum Zusammenhalt der Universität beigetragen haben.

Die wichtigsten Entscheidungen in der Universität fallen im Senat. Ich danke allen Senatsmitgliedern. Stellvertretend für alle danke ich Herrn Dr. Schubö, dem langjährigen Senatsvertreter der wissenschaftlichen Mitarbeiter, für seinen großen Einsatz für die Universität. Ich verbinde damit den Dank an alle wissenschaftlichen Mitarbeiter, die sich für die Universität engagiert haben.

Ich danke den Frauenbeauftragten, Frau Prof. von Heydebrandt und Frau Dr. Bußmann. Sie haben ihre schwierige Aufgabe vorzüglich wahrgenommen. Sie haben es uns nicht leicht gemacht, aber auch nicht unnötig schwer, und dafür bin ich ihnen dankbar.

Ich komme zu den Studenten, zunächst zu den Vertretern derselben im Senat und im Sprecherat. Unser Verhältnis war nicht spannungsfrei, aber auch nicht feindselig. Dafür danke ich ihnen. Besonders danke ich Herrn Maleck für die Worte, die er heute gesprochen hat. Danken möchte ich aber auch meinen Doktoranden, die mich an der Forschung haben teilhaben lassen, den Stipendiaten der Studienstiftung, deren Vertrauensdozent ich war und den Stipendiaten der Stiftung Maximilianeum, deren Protektor ich sein durfte. In diesen Dank beziehe ich ein die Vorstände der Stiftung, Dr. Riedl und Angerer.

Ich danke auch den Vertretern der sonstigen Mitarbeiter im Senat, in der Versammlung und im Personalrat für konstruktive Zusammenarbeit und für einen fairen Umgang.

Zum Schluß danke ich meinen engsten Mitarbeitern im Rektorat, deren aufopferungsvoller Einsatz entscheidend für das Gelingen war. Mein besonders herzlicher Dank dafür geht an Frau Konrad und Frau Rittler, an meine persönlichen Referenten, Herrn Stiegler und Herrn Schütz, sowie an Frau Kudlich, Frau Nahas und Frau Hoff und an die Fahrer, die Herren Richter, Preiß und Bucher, die mich einige hunderttausend km sicher und unfallfrei gefahren haben.

Schließlich danke ich meiner Frau für ihre Begleitung auf einem schwierigen Weg, für Trost, Zuspruch und Ermutigung in all den Jahren und für das liebevolle Verständnis, mit dem sie meinen Streß ertragen hat.

Ich verabschiede mich mit einem Dank an die alma mater Ludovico-Maximiliana für das große Vertrauen, das sie mir geschenkt hat. Möge sie einer glücklichen Zukunft entgegengehen: Vivat, crescat, floreat.

Dem neuen Rektor wünsche ich von ganzem Herzen Glück und Erfolg, vor allem aber die Freude an seinem Amt, ohne die es zur schwer erträglichen Last wird.

Andreas Heldrich:

Das Schauspiel, dessen Zeuge Sie soeben geworden sind, war die Amtsübergabe vom 708. auf den 709. Rektor der Universität. Die hohe Zahl wirkt ernüchternd. Sie führt uns vor Augen, daß der einzelne Rektor nur eine flüchtige Episode im Leben der Institution ist, ein Sandkorn in einem großen Stundenglas. Hinter Prof. Steinmann und mir eröffnet sich eine schier endlose Ahnengalerie von mehr als siebenhundert Amtsvorgängern. Ein jeder von ihnen ein Kind seiner Zeit, mit ihren Hoffnungen und Idealen, aber auch mit ihren Ängsten, Vorurteilen und Irrtümern. Mitunter dürfen wir den Ausdruck „Kind seiner Zeit“ sogar ganz wörtlich nehmen: Die Einladung zum heutigen Festakt zielt die bildliche Darstellung einer Rektoratsübergabe aus dem Jahr 1589. Der glückliche Nachfolger, seines Zeichens Bischof von Regensburg, war zu diesem Zeitpunkt erst dreizehn Jahre alt, was die Bedeutung des Amtes in einem etwas fragwürdigen Licht erscheinen läßt. Allerdings ist kaum zu befürchten, daß dieser Präzedenzfall heute noch Schule machen könnte – allen Bekenntnissen zur Notwendigkeit einer radikalen Verjüngung des Lehrkörpers zum Trotz.

Lassen Sie uns noch für einen Augenblick in dieser Ahnengalerie verweilen. Sie birgt Licht und Schatten. Zum Glück brauchen wir nach dem Licht nicht lange zu suchen. Zwei der noch lebenden Amtsvorgänger sind zu unserer Freude unter uns. Aber auch der Schatten liegt nicht fern. In der Geschichte einer Hochschule spiegelt sich die Geschichte eines Landes. Selbstverständlich war die Universität auch in der Zeit des sog. 3. Reichs nicht ohne Rektor. Von 1941 bis 1945 bekleidete das Amt ein ordentlicher Professor für arische Kultur- und Sprachwissenschaft. Er war - dem Jugendkult des NS-Regimes entsprechend - nach einer steilen akademischen Karriere im Alter von 36 Jahren zum Rektor ernannt worden. In seine Amtszeit fällt die Ergrreifung der Geschwister Scholl hier im Haupt-

gebäude und ihre Auslieferung an die Schergen der Geheimen Staatspolizei. Ich habe weder das Recht noch die Absicht, über individuelle Schuld und Verstrickung zu urteilen. Aber ebensowenig dürfen wir ein dunkles Kapitel der Universitätsgeschichte einfach totschweigen. Wir würden sonst die Mahnung überhören, die die Erinnerung an vergangenes Unrecht mit sich bringt.

Aber lassen Sie uns von anderen, womöglich erfreulicheren Dingen sprechen. Die hohe Zahl der Amtsvorgänger stimmt noch unter einem anderen Blickwinkel nachdenklich: 708 Rektoren seit der Gründung der Universität vor 522 Jahren - das spricht für einen gewissen Verschleiß. Offenbar war es mit dem Durchhaltevermögen der Spezies nicht immer zum Besten bestellt, zumal wenn man bedenkt, daß meine unmittelbaren Vorgänger Nikolaus Lobkowicz und Wulf Steinmann mit einer Amtszeit von 11 bzw. 12 Jahren die Statistik insgesamt gewaltig verbessert haben.

Aber natürlich hat sich ihr Wirken an der Spitze der Universität nicht nur in einer Verbesserung der Statistik niedergeschlagen. Herr Steinmann hat in seiner Abschiedsrede vielen Mitgliedern der Universität für die gute Zusammenarbeit während seines Rektorats gedankt. Vor allem aber schulden wir ihm Dank für seine Amtsführung als Präsident und Rektor. Er hat seine ganze Kraft in den Dienst dieser Aufgabe gestellt. Er hat dabei auch unpopuläre Entscheidungen nicht gescheut, wenn sie im Interesse der gesamten Hochschule lagen. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb ist es ihm gelungen, die Einheit der Universität zu wahren und zu festigen. Dies erreicht zu haben, ist bei einer Hochschule, die in 20 Fakultäten gegliedert und auf das gesamte Stadtgebiet und Teile des Umlands von München zerstreut ist, alles andere als eine Selbstverständlichkeit. Die zentrifugalen Kräfte innerhalb eines Konglomerats so unterschiedlicher Fachrichtungen und so disparater Gruppeninteressen sind stark. Sie zu überwinden, ist die vielleicht wichtigste Aufgabe die der Universitätsleitung

gestellt ist. Rektor Steinmann hat sie meisterhaft bewältigt. Ich sehe den Sinn der heutigen Feier vor allem darin, ihm in unser aller Namen dafür herzlich zu danken. In diesen Dank möchte ich ausdrücklich auch Frau Steinmann einschließen, die ihren Mann all die Jahre hindurch mit selbstloser Liebenswürdigkeit unterstützt hat.

Dennoch werden sich Ihre Blicke mit einer Mischung von Besorgnis und Neugier natürlich auch auf den Nachfolger richten. Vermutlich werden Sie sich fragen: Wird der Neue dem Amt überhaupt gewachsen sein? Was wird er versuchen anders oder gar besser zu machen? Auf solche Fragen gibt es zunächst einmal die beruhigende Antwort, daß Hochschulgesetz und Grundordnung dem Streben des einzelnen Rektors nach Machtentfaltung enge Grenzen ziehen. Vor allem seine Einbindung in das Rektoratskollegium läßt wenig Spielraum für sog. Selbstverwirklichung. Vielleicht die einzige Entscheidung, die der Rektor vollkommen frei zu treffen imstande ist, betrifft die Farbe seines Dienstwagens – wenn denn ein neuer, wie gerade jetzt, zur Beschaffung ansteht. Eine revolutionäre Wende in der Ludwig-Maximilians-Universität ist also von vornherein nicht zu befürchten.

Das schließt freilich Veränderungen in der Akzentsetzung keineswegs aus. Lassen Sie mich deshalb im folgenden ganz kurz einige Probleme ansprechen, die mir bei unserer gemeinsamen Arbeit besonders vordringlich scheinen. Dabei will ich ausnahmsweise überhaupt nicht von Geld oder Stellen reden. Es geht mir vielmehr um grundsätzliche Fragen der künftigen Entwicklung unseres akademischen Gemeinwesens.

Das erste Stichwort, das ich aufgreifen will, heißt „Verschulung der Universität“. In ganz Deutschland erwerben heute knapp 25 Prozent eines Geburtsjahrgangs die sog. allgemeine Hochschulreife. Noch vor gut dreißig Jahren waren es rund fünf Prozent. Zwar machen keineswegs alle Abiturienten von der Möglichkeit

Gebrauch, ein Studium an einer Universität aufzunehmen. Die Zahl der Studienanfänger ist sogar seit einiger Zeit leicht rückläufig. Auch die Zahl der an der Universität München eingeschriebenen Studentinnen und Studenten stagniert deshalb auf einem hohen Niveau.

Trotzdem ist die Universität in vielen Fächern zweifellos überfüllt. Die Studienbedingungen sind alles andere als zufriedenstellend. Nicht wenige unserer Studienanfänger kehren deshalb der Hochschule nach einiger Zeit enttäuscht und resigniert wieder den Rücken. In ganz Deutschland wird heute der Anteil der Studienabbrecher auf 25 bis 30 Prozent geschätzt. Diese Ausbildungsmisere hat die deutschen Universitäten ganz von selbst in das Blickfeld der öffentlichen Kritik gerückt. Beklagt werden neben inhaltlichen und organisatorischen Mängeln vor allem die überlangen Studienzeiten. Die im ganzen berechtigte Kritik hat zu Therapievorschlügen geführt, die in ihrer Grundtendenz allesamt auf eine Verschulung der Universität hinauslaufen. Empfohlen wird etwa die straffere Organisation des Studiums in verbindlich vorgeschriebenen Zeittakten, Entrümpelung des Lehrprogramms, intensivere Betreuung der Studierenden, Ersetzung der großen Abschlußprüfung am Ende des Studiums durch studienbegleitende Prüfungsleistungen in kleinen Schritten und Reduzierung der Prüfungsanforderungen durch Beschränkung auf das Wesentliche. Natürlich haben alle diese Vorschläge viel für sich. Wir sind deshalb auch dabei, sie im Rahmen unserer Möglichkeiten in die Tat umzusetzen. Allmählich wird aber deutlich, daß damit Nebenwirkungen verbunden sind die das Selbstverständnis einer Universität in Frage stellen.

Das Dilemma hat seinen Grund darin, daß die „Hochschulreife“, die unseren Abiturienten heute bescheinigt wird, offenbar einen ganz anderen Hochschultyp im Auge hat als die klassische deutsche Universität. Diese hat ihren Studentinnen und Studenten die sog. akademische Freiheit gewährt – ein Begriff, der heute in

Vergessenheit geraten scheint. An ihre Stelle tritt jetzt anscheinend mehr und mehr eine Bevormundung der Studierenden, die von den Betroffenen oft nicht als Wohltat empfunden wird. Ich habe Zweifel, ob wir nicht im Begriff stehen, in unserem Reformeifer das Kind mit dem Bad auszuschütten. Eine Universität muß auch in Zukunft mehr sein als eine Ausbildungsmaschine, in der nach festliegenden Produktionsplänen innerhalb genau bemessener Frist sich ständig erneuernde Wellen von Akademikern erzeugt werden. Sie ist darüber hinaus auch ein Freiraum, in dem junge Menschen nach manchen Zwängen der Schulzeit neue geistige Anregungen empfangen, in dem sie ihre Interessen und Begabungen entdecken und in dem sie - nicht zuletzt - auch ihre Persönlichkeit weiterentwickeln können. Zwar muß es selbstverständlich jedermann unbenommen bleiben, auf das umfassendere Bildungsangebot der Hochschule zu verzichten, um in voller Konzentration auf das gewählte Fach in kürzester Frist erfolgreich ein bestimmtes Studium zu absolvieren. Ein besonders geglücktes Reformmodell ist deshalb die sog. Freischußregelung, die es den Studierenden freistellt, ohne jedes Risiko versuchsweise schon nach 7 oder 8 Semestern die Abschlußprüfung abzulegen. Allein die Einführung dieses Angebots hat bei den Juristen zu einer drastischen Verkürzung der durchschnittlichen Studiendauer geführt. Dieser Erfolg ist deshalb so erfreulich, weil er ganz auf freiwilliger Akzeptanz beruht. Wir dürfen aber meines Erachtens nicht so weit gehen, die gesamte Universität in allen Studiengängen künftig nur noch am Leitbild der größtmöglichen Ausbildungseffizienz auszurichten. Wir würden damit berechnete Erwartungen auch der heutigen Studentengeneration enttäuschen, die nicht ohne Not um Bildungschancen gebracht werden sollte, die die deutsche Universität den Generationen vor ihnen gewährt hat.

Hinzu kommt aber natürlich auch, daß eine Orientierung an der reinen Lehrleistung einen anderen Typus von Professoren voraussetzt als

er bisher an unserer Universität vertreten ist. Zwar hat vermutlich jeder von uns seinen Beruf auch deshalb gewählt, weil er Spaß an der Lehre hat. In der Tat gibt es kaum ein erfreulicheres Erfolgserlebnis als eine in jeder Hinsicht geglückte Vorlesung. Nicht minder wichtig ist aber wohl allen die eigene wissenschaftliche Arbeit. Sie gerät heute leider oft genug wegen der Überbeanspruchung durch die Lehrtätigkeit in der zum Bersten überfüllten Hochschule ins Hintertreffen. Die Gewichte noch weiter zugunsten eines stärkeren Engagements in der Lehre zu verschieben, wie es uns gegenwärtig von allen Seiten empfohlen wird, würde eine nachhaltige Veränderung des Berufsbilds des Universitätsprofessors zur Folge haben. Dies hätte für uns alle schwerwiegende Konsequenzen.

Damit bin ich bei meinem zweiten Stichwort: der Abwanderung der Forschung. Der Vorsitzende unseres Kuratoriums, dessen Worten ich naturgemäß mit besonderer Aufmerksamkeit lausche, hat kürzlich in einem Vortrag ausgeführt, daß nur noch 13 Prozent des deutschen Brutto-Forschungsprodukts in den Universitäten erarbeitet werden. Diese seien heute im wesentlichen nur noch Ausbildungsstätten, in denen junge Menschen das Rüstzeug für eine Forschung erhalten, die anderswo betrieben wird. „Anderswo“ heißt z.B. in den Instituten der Max-Planck-Gesellschaft und der Fraunhofer-Gesellschaft, in den Großforschungseinrichtungen und natürlich vor allem in der Industrie.

Ich halte die Zahl - wenn sie denn stimmt - für ein Alarmsignal, das uns alle aufschrecken sollte. Der Rückzug der Forschung aus der Universität kann den Staat und die Gesellschaft nicht gleichgültig lassen. Er bedeutet nämlich zugleich ein allmähliches Verkümmern der Grundlagenforschung, d.h. der nicht unmittelbar anwendungsorientierten, zweckfrei betriebenen Forschung. Sie allein bereitet das Fundament für jeglichen wissenschaftlichen Fortschritt. Der Versuch, unter Umgehung der Grundlagenforschung nur

solchen Fragestellungen nachzugehen, die einen konkreten gesellschaftlichen oder wirtschaftlichen Nutzen versprechen, hat sich immer wieder als Fehlschlag erwiesen. Die Leistungen der Universitäten auf dem Gebiet der Grundlagenforschung sind also ganz unverzichtbar. Dies gilt auch und gerade im Bereich der Naturwissenschaften, auf den die alarmierende Diagnose unseres Kuratoriums-Vorsitzenden wohl in erster Linie gemünzt war. Der Freistaat Bayern hat dies erkannt. Die mutige Entscheidung der Staatsregierung trotz knapper Haushaltsmittel moderne Neubauten für unsere gesamte Fakultät für Chemie und Pharmazie in Großhadern zu errichten, ist deshalb ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung. Ich möchte mich für diese zukunftsweisende Entscheidung auch an dieser Stelle noch einmal in unser aller Namen herzlich bedanken.

Derartige Investitionen werden sich aber natürlich nur dann wirklich lohnen, wenn der Universität die Möglichkeit erhalten bleibt, ihre Kräfte nicht allein in die Lehre, sondern – gleichberechtigt – auch in die Forschung zu stecken. Den Freiraum dafür stets aufs Neue einzufordern, ist deshalb eine der wichtigsten Aufgaben der Hochschulleitung. Dabei ist auch zu bedenken, daß in vielen unserer Arbeitsgebiete eine wirkliche Alternative zur Hochschulforschung überhaupt nicht existiert. Dies gilt für weite Teile der Humanmedizin ebenso wie der Tiermedizin. Es gilt aber darüber hinaus vor allem für den gesamten Bereich der Geisteswissenschaften. Nahezu jeglicher Erkenntnisfortschritt in diesen Disziplinen wird von Professoren und wissenschaftlichen Mitarbeitern in deutschen Universitäten geschaffen. Hier und nirgendwo sonst entsteht ein beträchtlicher Teil des kulturellen Reichtums unseres Landes. Die Erhaltung der Leistungsfähigkeit unserer Forschung ist deshalb nicht nur ein Anliegen der Universität. Auch diese banale Tatsache scheint bei der modischen Forderung, wir sollten uns in Zukunft vornehmlich der Ausbildung widmen, ein wenig in Vergessenheit zu geraten.

Natürlich bin ich mir bewußt, daß die Ausbildungsmisere in der Massenuniversität allein durch unbeirrtes Festhalten an den überkommenen Standards und Methoden des Hochschulstudiums nicht behoben werden kann. Reformen sind und bleiben unerlässlich. Daß wir dazu bereit und in der Lage sind, lehren zahlreiche neue Studien- und Prüfungsordnungen, die unser Senat in rascher Folge verabschiedet. Wir dürfen dabei aber die Grundwerte einer wissenschaftlichen Hochschule – die Einheit und Freiheit von Forschung und Lehre – nicht aufs Spiel setzen.

Die Universität München hat in ihrer Geschichte bewiesen, daß sie die rechte Mitte zwischen Beständigkeit und Wandel zu finden versteht. So hat sie das Kunststück vollbracht, zweimal ihren Standort zu wechseln und trotzdem aller Welt glaubhaft zu machen, daß es sich immer noch um dieselbe Hochschule handelt. Allein mit dieser Leistung steht sie vermutlich weltweit einzig da. Sie wird deshalb, dessen bin ich gewiß, auch ihre Metamorphose zu einer Massenuniversität ohne Identitätsverlust überstehen. Wir müssen aber versuchen, dabei soviel wie möglich von dem guten Geist zu bewahren, der diese Hochschule liebenswert macht. In diesem Sinn bitte ich Sie alle um Ihre Unterstützung und danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Hans Zehetmair:

Ich ergreife hier das Wort, mit einem lachenden, aber auch einem weinenden Auge. Ein lachendes Auge, weil an die Spitze der Universität mit Ihnen, Magnifizienz Prof. Heldrich, ein Mann getreten ist, den ich schon in der Vergangenheit als angenehmen und kompetenten Gesprächspartner erfahren habe; ein Wissenschaftler, der schon aufgrund seiner ausgewiesenen Leistungen in Forschung und Lehre wie in der akademischen Selbstverwaltung zuletzt als Prorektor der Ludwig-Maximilians-Universität München die Gewähr dafür bietet, daß die Universität München auch in Zukunft das darstellen wird, was sie heute ist – ein Aushängeschild Bayerns in



Neben dem neuen Rektor Heldrich Kultusminister Zehetmair und der „alte“ Rektor Steinmann.

Wissenschaft und Forschung. Ich biete Ihnen eine gute, offene Zusammenarbeit in den kommenden Jahren an.

Ein weinendes Auge, weil ich Sie, sehr verehrter Herr Prof. Steinmann, heute verabschieden muß, den ich in vielen Jahren der Zusammenarbeit als einen Mann kennengelernt habe, der sich nachdrücklich für die Belange der Hochschule eingesetzt hat und dadurch viel erreichte. Stets waren Sie aber auch ein fairer und ehrlicher Verhandlungspartner der entscheidend für das gute Verhältnis zwischen Universität und Ministerium Sorge trug.

Zwölf Jahre stand Prof. Steinmann an der Spitze der größten deutschen Hochschule, zwölf Jahre, in denen er der Hochschule über manch schwierige Zeit hinweg half. Sein Werdegang ist aber schon viel länger mit München und Bayern verbunden. Aufgewachsen in Essen, begann er 1951 das Studium der Physik an der Universität München. Bedeutende Physiker wie Walter Rollwagen oder Werner Heisenberg waren hier seine

Lehrer. Auch nach dem Studium blieb er der Ludwig-Maximilians-Universität treu. Im Jahre 1960 erfolgte die Promotion. 1966 habilitierte er sich an der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität München mit einer Schrift „Über den Zerfall von Plasmonen“. Forschungsaufenthalte an der angesehenen University of Southern California in Los Angeles oder später die Tätigkeit als Leiter der Gruppe Oberflächenphysik am European Space Research Laboratory in Noordwijk/Niederlande, zeugen von der hohen – auch internationalen – Anerkennung, die dem Wissenschaftler Steinmann schon damals entgegengebracht wurde. 1970 wurde er zum Professor an die Ludwig-Maximilians-Universität München berufen. Bereits in dieser Zeit war sein Rat in den verschiedenen Gremien der akademischen Selbstverwaltung hoch geschätzt. Vier Jahre später wurde er zum Konrektor im Rektoratskollegium der Universität München gewählt.

Schon als Vertreter der Hochschulen in der Allgemeinen Studienreformkommission war er mit

hochschulbezogenen Gestaltungsfragen eng betraut. So konnte er seine Fähigkeit, über den Tellerrand der eigenen Universität hinausschauend hochschulpolitische Zusammenhänge zu erkennen und darauf aufbauend die Situation an den Hochschulen insgesamt mitzugestalten und zu verbessern, in seiner Aufgabe als Leiter des Staatsinstituts für Hochschulforschung und Hochschulplanung in den Jahren 1978 bis 1982 voll entfalten. Das Staatsinstitut dient der Weiterentwicklung des bayerischen Hochschulwesens und untersteht in dieser Aufgabe unmittelbar dem Bayerischen Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst. Prof. Steinmann war als Leiter des Staatsinstituts an einer Schnittstelle des bayerischen Hochschulwesens tätig und setzte in dieser Tätigkeit wichtige Impulse für die bayerische Hochschullandschaft. Immer war ihm dabei der Bereich von Studium und Lehre ein wichtiges Thema.

Dies behielt er auch bei, als er im Jahre 1982 damals noch zum Präsidenten der Ludwig-Maximilians-Universität München gewählt wurde. Insgesamt zwölf Jahre stand er an der Spitze der Universität; seine zweimalige Wiederwahl durch die Versammlung hat die Anerkennung seiner hervorragenden Arbeit für die Universität München jeweils eindrucksvoll bestätigt. Mit Ablauf des Monats September 1994 sind Sie nunmehr, sehr verehrter Herr Prof. Steinmann, in den wohlverdienten Ruhestand getreten, auch wenn ich glaube, daß Sie auch weiterhin ihr profundes Fachwissen in bewährter Weise in die hochschulpolitische Diskussion einbringen werden. Man darf sicherlich sagen, daß Sie die Universität München in den 80er und 90er Jahren unseres Jahrhunderts entscheidend beeinflusst haben; Sie haben die Universität wahrhaft verändert. Viele Impulse werden wir erst in kommenden Jahren richtig einschätzen können. Andere Projekte, die Ihre Handschrift tragen, sind längst verwirklicht; soweit es sich um bauliche Vorhaben handelt, sind sie quasi in Stein gehauene Zeugnisse der Arbeit und Fortentwicklung an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Ich möchte mich darauf beschränken, hier nur einige Punkte zu nennen, die ich mit der Universität München unter der Ägide Steinmann verbinden kann. Ich erwähne den Aufbau des Faches Informatik an der Ludwig-Maximilians-Universität; auch ein Japanzentrum, das uns die immer wichtiger werdende modern orientierte Blickrichtung in den fernen Osten ermöglicht, ist entstanden. Zuletzt ist die Einrichtung des Faches Orthodoxe Theologie auf einen guten Weg gebracht worden. Mit dem Stammgelände an der Ludwigstraße und mehreren Gebäuden in der Umgebung liegt der Schwerpunkt der Hochschule noch heute in der Münchner Innenstadt. Notwendigerweise wurde der Aufbau weiterer Hochschuleinrichtungen in den Randbereichen Münchens sowie in einigen Umlandgemeinden forciert. Die Forstwissenschaftliche Fakultät ist nach Weihenstephan verlegt worden, die Tiermedizinische Fakultät soll in den nächsten Jahren nach Oberschleißheim umziehen, das Gebäude des Instituts für Geflügelkrankheiten ist in einer ersten Baumaßnahme bereits errichtet worden.

Ich weiß, sehr verehrter Herr Prof. Steinmann, daß Sie in Ihrer Amtszeit als Präsident bzw. Rektor der Universität München, ja schon in den Jahren davor ein Projekt von besonderer Bedeutung für die Universität München und für den Wissenschaftsstandort Bayern begleitet haben, dessen Verwirklichung noch in Ihrer Amtszeit sichergestellt werden konnte: Mit den Bauarbeiten für den Neubau der Fakultät für Chemie und Pharmazie in München-Großhadern konnte in diesem Herbst begonnen werden. Die Fertigstellung soll bis zum Jahre 1999 erfolgen. In einem ersten Bauabschnitt wurde auf dem Hochschulgelände in Großhadern mit dem Genzentrum ein wichtiges Zentrum der Gen- und Biotechnologie bereits geschaffen. In unmittelbarer Nachbarschaft mit dem Klinikum Großhadern, von Forschungseinrichtungen der GSF, des Max-Planck-Instituts für Biochemie und des auf dessen Gelände geplanten „Technologiezentrums“, entsteht ein bedeutender Hochschulstandort, der ein weites Feld der naturwissen-

schaftlichen Forschungen abdeckt. Ganz sicherlich wird dieser Standort untrennbar auch mit dem Namen Steinmann verbunden bleiben.

Nicht vergessen möchte ich das Wirken von Prof. Steinmann, das man in der Öffentlichkeit nicht sofort in seiner unmittelbaren Auswirkung sieht. Ich nenne hier seine zahlreichen Gespräche mit Studenten und Mitarbeitern im akademischen Mittelbau, die dem universitären Frieden gedient und viele Konfliktfelder entschärft haben; ferner seine Erfolge in Berufungsverhandlungen mit namhaften Wissenschaftlern, die er für die Universität München gewinnen konnte oder ihr Bleiben ermöglichte. Viele Professoren, die heute anwesend sind, könnten dazu detaillierter Auskunft geben als ich. Ich selbst habe Prof. Steinmann kennen- und schätzengelernet als einen geradlinigen Partner, der stets die einmal getroffenen Vereinbarungen eingehalten hat: verlässlich, aber trotzdem konsequent, wenn es darum ging, die Interessen der Universität nachdrücklich in die Diskussion miteinzubringen und durchzusetzen.

Prof. Steinmann hat die Universität über schwierige Zeiten geführt. Er hat es gewagt, innere, teils festgefahrene, Strukturen zu überdenken, in Frage zu stellen und aufzubrechen.

Meine Damen und Herren, die Hochschulen werden gezwungen sein, auf diesem Wege weiterzugehen, ein „neues Denken“ zu wagen, um den künftigen Anforderungen zu entsprechen. Die Bayerische Staatsregierung hat die Förderung der Wissenschaft zu einem Schwerpunkt ihrer Politik gemacht. Dies wird auch künftig so sein. Dennoch führt aber kein Weg an der Erkenntnis vorbei, daß Sparhaushalte in den nächsten Jahren kein Einzelfall sein werden. Forderungen der Hochschulen nach Verbesserung ihrer finanziellen Ausstattung werden in der Öffentlichkeit und im Landtag besser zu vermitteln sein, wenn die Hochschulen eigene Anstrengungen unternehmen, auf Herausforderungen zu reagieren. Sparsamkeit wird in diesem Zusammenhang nur Wirkung zeigen, wenn sie mit Wirtschaftlichkeit und Effektivität gepaart

ist. Auch die Hochschulen werden Schwerpunkte setzen müssen. Die Ausrichtung freiwerdender Lehrstühle muß im Hinblick darauf genau überdacht werden; um künftigen vorhersehbaren Entwicklungen in der Wissenschaft gerecht zu werden, muß auch die Umwidmung von Lehrstühlen verstärkt in Betracht gezogen werden. Die Wissenschaftler müssen über den eigenen Fachbereich, über die Fakultät hinweg schauen. Grundsätzlich müssen wir den Willen zur inter-fakultären Zusammenarbeit stärken und im Einzelfall wird das auch Umorganisationen erfordern. Wir können es uns nicht mehr leisten, sinnentsprechende Arbeiten in verschiedenen Fachbereichen durchzuführen, ohne daß eine Koordination über den Fachbereich hinaus erfolgt. Insbesondere an einem Standort mit mehreren Universitäten gilt dies auch über die Grenzen der Hochschulen hinaus. Die Universität München hat in der Ära Steinmann Beispiele für die Bereitschaft gegeben, solche Flexibilität zu zeigen. Ich nenne beispielhaft die Lehrstühle für

- Neuropsychologie
- Virologie
- Informatik IV
- Astrophysik II und
- Informationswissenschaftliche Sprach- und Literaturforschung,

die durch fakultätsübergreifende Umschichtungen eingerichtet wurden.

Ebenso nenne ich die universitätsübergreifende Zusammenarbeit im Bereich der Geowissenschaften, so die beiden integrierten Teilstudiengänge beim Lehramt Geographie zwischen der Technischen Universität München und der Ludwig-Maximilians-Universität, oder die Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Geophysik. Ich ermuntere Sie ausdrücklich dazu, diesen Weg fortzusetzen.

Dennoch sehe ich, daß die Möglichkeiten der Hochschule natürlich begrenzt sind. Der Freistaat Bayern hat in den letzten Monaten beträchtliche Anstrengungen geleistet, um den Wissenschaftsstandort Bayern zu sichern. Daß dieser Sicherung für die zukünftige Entwicklung Bayerns eine besondere Bedeutung zugemessen

wird, wird in dem Programm „Offensive Zukunft Bayern“ deutlich. In hohem Maße wird bei uns gerade in Wissenschaft und Forschung investiert, und ein beträchtlicher Teil der durch Privatisierungserlöse zur Verfügung stehenden Mittel wird für diesen Bereich verwandt.

Hier will ich etwa den Aufbau der neuen Fachhochschulstandorte nennen. Damit soll jeweils eine Verbesserung der wissenschaftlich-technischen Infrastruktur erreicht und Impulse zur Verbesserung der Leistungs- und Wettbewerbsfähigkeit der regionalen Wirtschaft gesetzt werden. Ich denke auch an den geplanten Neubau des Forschungsreaktors München II, den Neubau der Fakultät für Maschinenwesen der Technischen Universität München in Garching, der Fakultät für Physik an der Universität Augsburg und der Fakultät für Angewandte Naturwissenschaften an der Universität Bayreuth. Neben weiteren Maßnahmen auch im Bereich der außeruniversitären Forschung und der Technologie- und Innovationsförderung wurden damit Vorhaben unterstützt, mit denen durch beträchtliche Investitionen in zukunftssträchtige Forschungsbereiche wichtige Akzente gesetzt werden.

In einer Reihe mit diesen Vorhaben steht der erwähnte Neubau der Fakultät für Chemie und Pharmazie der Ludwig-Maximilians-Universität in München-Großhadern. Wie bei den vorgenannten Vorhaben stehen die anteiligen Bundesmittel derzeit im Rahmen der Gemeinschaftsaufgabe Hochschulbau nicht zur Verfügung. Daher hat sich der Freistaat Bayern auch hier entschieden, die Maßnahme zunächst alleine durchzuführen und auch für den Bundesanteil vorläufig einzustehen.

Baukosten in Höhe von 395 Mio DM für den Neubau der Fakultät für Chemie und Pharmazie im Anschluß an den Neubau des Genzentrums mit Baukosten von 84 Mio DM verdeutlichen, in welchen Dimensionen diese Ausgaben für den Freistaat Bayern einzuordnen sind. Der Freistaat Bayern ist sich seiner Verantwortung für das bayerische Hochschulwesen bewußt.

Trotz der angespannten Haushaltslage konnten in den Haushaltsverhandlungen für den Doppelhaushalt 1995/96 für den Bereich des Einzelplans 15 - des Einzelplans für den Geschäftsbereich Wissenschaft und Kunst - gute Ergebnisse erzielt werden. Diese Aussage beschränkt sich freilich nicht nur auf die Tatsache, daß die Anlage S für den Hochschulbau finanziell so ausgestattet wird, daß unsere wichtigsten Hochschulbauvorhaben, wie die Chemie in Großhadern, der Maschinenbau in Garching, der erste Unterabschnitt des dritten Bauabschnitts des Klinikums Regensburg, in vollem Umfang finanziert werden können.

Auch der Allgemeine Sammelansatz für Lehre und Forschung, gleichsam die Hauptschlagader des Hochschulbetriebs, konnte beträchtlich gesteigert werden. Ein gutes Ergebnis wurde bei den bayerischen Kliniken mit einer zusätzlichen Rücklage von 40 Mio DM erreicht. In diesem Zusammenhang möchte ich besonders lobend erwähnen, daß die Kliniken zunehmend wirtschaftlicher arbeiten.

Wichtig ist es, zur Steigerung der Effizienz neue Wege zu gehen. So wird an einer bayerischen Klinik ein Modellversuch mit dem Ziel einer flexibleren Haushaltsführung, die den Austausch von Personal- und Sachmitteln ermöglicht, durchgeführt. Erhöht wurden auch die Zuschüsse für Investitionen, also Geräte und Ersteinrichtung, der Universitätskliniken. Standen hierfür im Jahre 1994 noch 134 Mio DM zur Verfügung, so werden es 1995 140 Mio DM und 1996 145 Mio DM sein.

Des weiteren möchte ich die beträchtliche Erhöhung des Haushaltsansatzes für Ersteinrichtung an den Hochschulen und des Haushaltsansatzes für Ersatz- und Ergänzungsbeschaffungen an den Fachhochschulen nennen. Auch die Zuschüsse zum laufenden Betrieb der nichtstaatlichen, vor allem kirchlichen, Fachhochschulen werden gesteigert. Der Ausgabeansatz für die Bewirtschaftungskosten an den Fachhochschulen wurde insbesondere im Zusammenhang mit der Errichtung der neuen Fachhochschulen verdoppelt.

Zugleich wurde der Haushaltsansatz für die erstmalige Einrichtung und Ausstattung von Fachhochschulen erhöht.

Besondere Akzente werden durch das Lehrstuhlerneuerungsprogramm gesetzt, das jährlich 30 Mio DM für Geräteausstattung bei der Wiederbesetzung naturwissenschaftlicher und technischer Lehrstühle zur Verfügung stellt. Ich bin mir natürlich auch der besonderen Bedeutung der Förderung und Betreuung der Studenten in wirtschaftlicher, aber auch sozialer und gesundheitlicher Hinsicht bewußt. In den Haushaltsverhandlungen konnte auch eine Steigerung der Zuschüsse für die bayerischen Studentenwerke erreicht werden.

Ich bin zuversichtlich, daß durch diese und weitere finanziellen Anstrengungen die Rahmenbedingungen dafür geschaffen werden, die Situation der Hochschulen weiter zu verbessern. In der Vergangenheit ist in der Presse und Öffentlichkeit oft von einer Wachstums- und Strukturkrise des Hochschulsystems die Rede gewesen. Es wird zum Teil der Eindruck erweckt, daß unsere Hochschulen den vielfältigen Problemen nicht mehr Herr werden. Sicherlich hat die stürmische Entwicklung der Studentenzahlen zu einer Belastung der Hochschulen geführt, für die sie nicht ausgestattet sind. Während beispielsweise die Zahl der Studienanfänger in den alten Ländern von 1977 bis 1990 um 73 % stieg, stieg die Zahl der Personalstellen in diesem Zeitraum um nur etwa 7 %, die Zahl der räumlichen Studienplätze an den Hochschulen der alten Länder um 11 %. Die Folgen dieser Entwicklung brauche ich Ihnen im einzelnen nicht näher zu schildern; viele von Ihnen können die Situation bestens aus eigener Anschauung und Erfahrung einschätzen.

Die Problematik der Überlast der Hochschulen wird nach den neuesten Prognosen trotz eines temporären Rückgangs der Neueinschreibungen auch in den nächsten Jahren Bestand haben. Die Hochschulpolitik der Länder war und ist immer noch von dem Grundsatz geprägt, den Hochschul-

zugang möglichst jedem dazu Berechtigten offen zu halten. Die verfassungsmäßig garantierte freie Wahl von Ausbildung und Beruf verbietet es, aus arbeitsmarktpolitischen Erwägungen heraus den Zugang zu einem Studiengang zu verwehren, solange dort Studienplätze frei verfügbar sind. Zulassungsbeschränkungen sind nur aus Kapazitätsgründen zulässig. Die Hochschulen sind nach der höchstrichterlichen Rechtsprechung verpflichtet, in den betroffenen Fächern ihre Ressourcen optimal auszunutzen und eine steigende Belastung bis zur Überlastung hinzunehmen. Andererseits muß der Einsatz der Ressourcen an den Universitäten auch mit Blick auf den Arbeitsmarkt erfolgen. Die Kapazitäten der Hochschulen sollten mit Bedacht als Steuerungsinstrument eingesetzt werden.

Die Kenntnis der statistischen Zahlen der Studienanfänger zu Beginn dieses Wintersemesters könnte uns dazu verleiten, die Problematik nicht zu vertiefen. Gerade in einigen besonders nachgefragten, zulassungsbeschränkten Studiengängen ist der Druck auf die Hochschulen durch die Entwicklung der Studienanfängerzahlen zumindest nicht verstärkt worden. Es wäre allerdings ein großer Fehler, nunmehr in unseren gemeinsamen Bemühungen nachzulassen. Schon in wenigen Jahren ist mit einem erneuten starken Anwachsen der Zahl der Studienanfänger zu rechnen. Vorausssehbar ist, daß in der zweiten Hälfte der 90er Jahre mehr als ein Drittel eines Altersjahrgangs die Hochschulzugangsberechtigung erwirbt und nach einem Studienplatz verlangt. Zugleich vergrößern die Schwierigkeiten von Hochschulabsolventen beim Übergang in den Arbeitsmarkt die Überfüllungsprobleme. Tendenzen zu Zweit- und Aufbaustudien sowie zur Studienzeiterverlängerung sind Folgen des schwieriger gewordenen Übergangs ins Beschäftigungssystem.

Angesichts dieser Situation ist der Staat neben einer Aufwertung der beruflichen Bildung weiterhin auch gefordert, die finanziellen Rahmenbedingungen an Universitäten und Fachhochschulen zu stabilisieren. Die vorgenannten finan-

ziellen Leistungen im Doppelhaushalt 1995/96 verdeutlichen, daß wir uns dessen bewußt sind. Der Staat muß auch in den kommenden Jahren erhebliche finanzielle Leistungen erbringen. Es wäre aber eine irriige Vorstellung zu glauben, daß wir die Probleme an unseren Hochschulen mit Geld allein in den Griff bekommen. Wir müssen in Zukunft mehr denn je Ausbildungs-, Personal- und Forschungsstrukturen immer wieder neu überdenken und auch in Frage stellen. Wir müssen nach neuen Wegen suchen, wie wir Hochschulausbildung und Forschung kostengünstiger und effizienter gestalten können, ohne dabei den notwendigen Qualitätsanspruch aufgeben zu müssen. Die zur Verfügung stehenden Mittel müssen gezielt eingesetzt werden. Letztlich stellen uns die geschilderten Sachzwänge vor die Aufgabe, Prioritäten zu setzen und so manch sinnvolle Veränderung an den Hochschulen herbeizuführen, die sonst vielleicht nicht angegangen würde.

Ich sehe dabei Ministerium und Hochschule als Partner, die gemeinsam eine Verbesserung der Gesamtsituation an den Hochschulen erreichen müssen. Der Ludwig-Maximilians-Universität München als größter Hochschule in der Bundesrepublik Deutschland messe ich dabei besondere Bedeutung zu. Über 60.000 junge Menschen studieren heute an der Ludwig-Maximilians-Universität München. An der Hochschule lehren und forschen rund 800 hauptamtliche Professoren und etwa 2.500 wissenschaftliche Mitarbeiter. Das nichtwissenschaftliche Personal umfaßt rund 11.000 Mitarbeiter in Verwaltung, Bibliotheken, Kliniken, Labors und Werkstätten. Insgesamt sind über 14.000 Frauen und Männer hauptberuflich an der Universität beschäftigt; die Universität München ist damit einer der größten Arbeitgeber in München. Schon diese Dimensionen lassen erahnen, welche vielfältigen Problemstellungen in der Leitung eines Lehr- und Forschungsbetriebes von dieser Größe zu bewältigen sind, wieviele gegenläufige Interessenlagen zu berücksichtigen und auszugleichen sind, ohne daß über die tägliche Arbeit die weitergehenden Zielsetzungen vergessen werden

dürfen. Herr Prof. Steinmann hat sich dieser Aufgabe gestellt und sie in beeindruckender Weise bewältigt. Dafür gebührt ihm unser aller Dank, den ich ihm namens der Staatsregierung hier nochmals ausspreche.

Ich bin sicher, daß auch Herr Prof. Heldrich als neuer Rektor der Universität München sich in ähnlicher Weise einbringen und Erfolge erzielen wird. Für die Wahrnehmung dieser verantwortungsvollen und schwierigen Aufgabe wünsche ich Ihnen, Magnifizenz, viel Erfolg. Ich hoffe zuversichtlich, daß die vertrauensvolle und fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Staat und Universität, wie sie in der Ägide Steinmann möglich war, auch in der Zukunft weitergehen wird.

Geschwister-Scholl-Preis 1994



Der diesjährige Geschwister-Scholl-Preisträger Dr. Heribert Prantl, Redakteur der Süddeutschen Zeitung, erhielt den Preis für sein Buch „Deutschland – leicht entflammbar“. Der Preis wird von der Stadt München zusammen mit dem Verband Bayerischer Verlage und Buchhandlungen jährlich vergeben.

Felix-Wankel-Tierschutzpreis 1994

Am 28. November 1994 wurde der jährlich vergebene Felix-Wankel-Tierschutz-Forschungspreis verliehen. Ausgezeichnet wurden in diesem Jahr Dr. Markus Stauffacher aus Zürich für seine Arbeiten zu tiergerechteren Haltungskonzepten (Refinement), sowie eine Arbeitsgruppe, bestehend aus Prof. Dr. Peter B. Noble (McGill University, Montreal, Kanada), Prof. Dr. Kurt S. Zänker (Universität Witten/Herdecke) und Dr. Peter Friedl (ebenfalls Witten/Herdecke), die mit Hilfe der Time-Lapse-Videomikroskopie Verfahren zur Beobachtung von Vorgängen in den Zellen, z.B. bei Wundheilung, in der Tumorbologie und in der Immunologie entwickelt haben, durch die Versuche an Tieren reduziert werden können. Der Preis ist in diesem Jahr mit insgesamt 40.000 DM dotiert und geht je zur Hälfte an Dr. Stauffacher und die Arbeitsgruppe Noble, Zänker und Friedl.

Den Festvortrag hielt Bischof Prof. Dr. Wolfgang Huber, Landesbischof von Berlin und Brandenburg.

„Über die Würde der Natur“.

Bischof Huber:

Felix Wankel, dem dieser Tierschutz-Forschungspreis zu verdanken ist, wuchs in Lahr, am Rande des Schwarzwalds, in einem Forsthaus auf. Er starb nach einem arbeits- und erfindungsreichen Leben in Heidelberg. Mit diesem Weg verbindet mich nicht nur das Lebensgefühl, das sich ergibt, wenn man auch selbst im Schwarzwald aufgewachsen ist und lange in Heidelberg gelebt hat. Sondern auch darin weiß ich mich mit dem Erbe von Felix Wankel verbunden, daß man nicht schon dann ein Feind von Wissenschaft und Technik sein muß, wenn man ein bewußter Freund der Tiere ist. Wer allerdings die Fürsorge für die Natur und die Aufgeschlossenheit für die wissenschaftlich-technische Welt miteinander verbinden will, muß nach Wegen für eine Ent-



Die Preisträger:
v. l. Noble, Zenker,
Rektor Heldrich,
Friedl und Stauffacher

wicklung für Wissenschaft und Technik suchen, die mit der Erhaltung der Natur vereinbar sind. Die folgenden Überlegungen beschäftigen sich mit der ethischen Begründung für eine solche Position. Dabei läßt sich eine Kritik des heute faktisch vorherrschenden Naturverhältnisses nicht vermeiden.

„Ende der Natur“, „Tod der Natur“: mit solchen Stichworten wird heute in vielen Veröffentlichungen beschrieben, welche Auswirkungen sich aus einem rein instrumentellen Umgang des Menschen mit der Natur ergeben. An bedrückenden Beispielen fehlt es nicht. So hat die Hitzeperiode dieses Sommers in erschreckender Weise vor Augen geführt, was mit Tieren geschieht, wenn sie nur noch unter den Gesichtspunkten des menschlichen Nutzens betrachtet werden. Symbolische Bedeutung hat jener Fall industrieller Massentierhaltung gewonnen, bei dem in einem Betrieb mit 230 000 Hennen Salmonellen ausgebrochen waren. Man wußte sich nicht anders zu helfen, als die Belüftung auszuschalten und Gas in die Gebäude einzuleiten. Die Tiere verendeten in einem stundenlangen Todeskampf. Führt unser instrumentelles Verhältnis zur Natur zu einem Ende der Natur?

Sicher ist jedenfalls: Das menschliche Naturverhältnis ist durch die Gleichzeitigkeit von Konstruktion und Destruktion gekennzeichnet. Die menschliche Herrschaft über die Natur erweitert die menschlichen Handlungsmöglichkeiten in ungeahnter Geschwindigkeit. Doch synchron damit verläuft der Prozeß einer irreversiblen Naturzerstörung. In unserer Generation ist der genetische Pool der Erde in einem Tempo reduziert worden, für das es in der gesamten Erdgeschichte keine Parallele gibt. Innerhalb von zwei Dekaden verschwand in der Bundesrepublik Deutschland ein Drittel aller Pflanzenarten; 216 von 486 Tierarten wurden in derselben Zeit vernichtet oder massiv gefährdet. Von allen Beeinträchtigungen, denen Luft, Wasser, Artenvielfalt und Nährstoffversorgung in den letzten drei Jahrhunderten ausgesetzt waren, fällt mehr als die Hälfte in die Zeit der letzten drei Jahrzehnte. Das weltweite Artensterben bewirkt den massivsten Eingriff in das Leben und seine genetischen Möglichkeiten seit dem Beginn der Evolution.

In welchem kategorialen Rahmen lassen sich die Herausforderungen, die sich aus den technologischen Möglichkeiten unserer Generation ergeben, klären? Zwei Antworten auf diese Frage

stehen im Vordergrund. Die eine verbleibt im Horizont anthropozentrischen Denkens; die andere versucht die Anthropozentrik mit Überlegungen hinter sich zu lassen, die ich im folgenden zusammenfassend als „physiozentrisch“ bezeichnen will.

Anthropozentrische Überlegungen betrachten die Auswirkungen von Wissenschaft und Technik vorwiegend in ihrer Bedeutung für das Überleben und die Entfaltungsmöglichkeiten der Menschen. Die grundlegenden Annahmen einer solchen anthropozentrischen Betrachtungsweise heißen: Nur bewußtseinsbegabte Wesen können Träger von Wert oder Unwert sein. Das Beurteilungskriterium für alle menschlichen Handlungen liegt deshalb ausschließlich in seinen Auswirkungen auf menschliche Wesen. Es gibt keinen anderen Maßstab menschlicher Verantwortung als das Leben und die Zukunftserwartungen von Menschen.

Aus einem derartigen anthropozentrischen Ansatz läßt sich eine durchaus weitreichende Verantwortung der jetzt lebenden Generationen für die Bewahrung der Umwelt ableiten. Sie ergibt sich vor allem aus der Anerkennung von Rechten künftiger Generationen. Sie sind nämlich durchaus im Rahmen eines anthropozentrischen Ansatzes begründbar. Die Argumentation lautet ungefähr folgendermaßen: Solange bewußtseinsbegabte Wesen existieren werden, sollen sie sich zumindest der gleichen Lebensmöglichkeiten erfreuen können, welche die gegenwärtig Lebenden für sich in Anspruch nehmen. Der Schutz der Natur, die Bewahrung von Landschaften und wilden Tieren, der schonende Umgang mit Ressourcen lassen sich deshalb aus einer anthropozentrischen Perspektive ableiten. Dafür ist nur erforderlich, daß den Rechten künftig lebender Generationen derselbe Status zuerkannt wird wie den Rechten der jetzt Lebenden.

Bereits eine anthropozentrische Ethik kann auf diese Weise zu Konsequenzen führen, die mit

den gegenwärtig herrschenden wirtschaftlichen und politischen Optionen in den reichen und hochentwickelten Industrieländern unvereinbar sind. Dennoch wird eine solche Ethik heute von vielen für unzureichend gehalten. Sie stellen ihr einen physiozentrischen Ansatz entgegen. Dabei hat der Begriff der „Physiozentrik“ sich eingebürgert, obwohl fraglich ist, wie man sich denken soll, daß die Natur als Ganze „im Zentrum“ stehen soll. Innerhalb dieses Ansatzes wird gefordert, daß nicht nur die Rechte künftiger Generationen, sondern auch die Rechte der Natur anerkannt werden sollen. Seine Vertreter erklären, daß die nichtmenschliche Natur ein unabhängiges Existenzrecht besitzt und daß deshalb auch Tiere oder Pflanzen über bestimmte Rechte verfügen, die nicht von menschlichen Interessen abgeleitet sind. Viele Vertreter dieser Position sprechen sich für ein holistisches Konzept aus, das auf der Vorstellung einer fundamentalen Gleichheit aller Teile der Natur beruht. Ebenso wie die Evolution ethischer Weltbilder von der Orientierung am eigenen Selbst und der kleinen Gruppe über verschiedene Zwischenstufen bis zur Orientierung nicht nur am Planeten Erde, sondern am Universum vorstößt, so wird auch der Rechtsgedanke von dem ursprünglichen Bezug auf eng definierte Standesrechte über die Menschenrechte und die bewußte Einbeziehung von marginalisierten Gruppen bis hin zu den Rechten der Natur ausgeweitet.

An einen solchen Vorschlag schließen sich vor allem zwei Fragen an. Die eine bezieht sich darauf, ob ein Schritt über den traditionellen Anthropozentrismus hinaus wirklich notwendig ist, die andere, ob der Begriff der „Rechte der Natur“ für ihn das richtige Instrument darstellt.

Es gibt zwei unterschiedliche Weisen, die Unterscheidung zwischen Anthropozentrismus und Physiozentrismus zu verwenden. Die eine fragt nach der Reichweite von Verantwortung. Die entscheidende Frage heißt dann: Soll allein die Selbsterhaltung der Menschen als Ziel einer

Zukunftsethik anerkannt werden (Anthropozentrik der Selbsterhaltung)? Oder ist in ihr auch die Erhaltung der nichtmenschlichen Natur anzuerkennen (Erhaltung der Natur statt Selbsterhaltung)? Die zweite Weise der Unterscheidung bezieht sich auf die verantwortlichen Subjekte einer Zukunftsethik. Dann heißt die entscheidende Frage: Wer ist als Subjekt der Ethik in den Blick zu nehmen - allein der Mensch als bewußtseins- und rechenschaftsfähiges Wesen (Anthropozentrik der Verantwortung) oder alle Lebewesen (Physiozentrik der Verantwortung)?

Im Licht der hier vorgeschlagenen Unterscheidungen läßt sich zunächst eine interessante Feststellung treffen. Sie besagt, daß die ethische Tradition in ihrem Kern lediglich eine Anthropozentrik der Verantwortung, aber keineswegs notwendigerweise eine Anthropozentrik der Selbsterhaltung enthält. Die Hebräische Bibel, das Alte Testament der Christen, beschreibt den Menschen als Gottes Ebenbild, also als das Gott entsprechende Wesen; die griechische Philosophie charakterisiert ihn als das über den logos verfügende, also zur Rechenschaft fähige Tier. Das sind die beiden Wurzeln, aus denen sich eine Ethik entwickelte, die im neuzeitlichen Freiheitsgedanken eine folgenreiche Zuspitzung erfuhr. Menschen sind Wesen, die nach rechtfertigungsfähigen Gründen für ihr Handeln gefragt werden können; ihre Freiheit zeigt sich gerade darin, daß sie sich diese Frage selbst vorlegen und keine anderen Gründe als diejenigen anerkennen, denen sie selbst zwanglos zuzustimmen vermögen. Die Anthropozentrik der Frage nach der Verantwortung ist tief in den Traditionen des Glaubens wie der Philosophie verankert. Eine Ethik, die auf die Anthropozentrik der Verantwortung verzichten würde, ist schwer vorstellbar; denn sie würde damit auch auf den Gedanken der Handlungsfreiheit verzichten. Die Anthropozentrik der Verantwortung aufzubrechen, würde bedeuten, den Begriff der Verantwortung selbst aufzugeben. In einer Zeit, in der die Notwendigkeit einer Ethik der Verant-

wortung gerade aufs neue erkannt worden ist, sprechen gute Gründe dafür, an der Anthropozentrik der Verantwortung festzuhalten: Menschen sind für die Folgen ihrer Handlungen rechenschaftspflichtig. Doch aus dieser Rechenschaftspflicht folgt nicht, daß die menschliche Verantwortung an der individuellen oder kollektiven Selbsterhaltung ihre Grenze findet.

Zumindest bis in die Zeit der Aufklärung war die ethische Reflexion immer von dem Bewußtsein mitbestimmt, daß die Verantwortungsbezüge, die im moralischen Urteil Berücksichtigung verlangen, nicht einfach auf die Interessen der Menschen als Individuen oder als Gattung verstanden - begrenzt sind. Vielmehr reichte die Verantwortung der Menschen stets über ihr eigenes Leben hinaus. Sie wurden als Handlungssubjekte verstanden, die in der Fürsorge für andere, ja sogar für das Ganze verantwortlich handeln können. Eben diese Struktur menschlicher Verantwortung beschreibt die jüdisch-christliche Tradition in der Entfaltung der Gottebenbildlichkeit des Menschen. Denn in der Entsprechung zu Gott zu handeln heißt eben: in der Verantwortung für andere und darin für das Ganze zu handeln.

Die Ethik der jüdisch-christlichen Tradition und ihre säkularisierten Entsprechungen verbanden ursprünglich ein anthropozentrisches Verständnis von Verantwortung mit einem nicht-anthropozentrischen Verständnis der Lebenserhaltung. Als verantwortliche Subjekte traten unter allen Geschöpfen allein die Menschen in den Blick; aber ihre Verantwortung richtete sich auf die Erhaltung der nichtmenschlichen Natur ebenso wie auf ihre Selbsterhaltung. Die Berücksichtigung nichtmenschlichen Lebens ist auch aus anderen Religionen bekannt. In ihnen errichtet die Institution des Tabus eine Schutzmauer um diejenigen Bereiche, die durch menschliches Handeln nicht angetastet werden dürfen. Die Achtung solcher Tabus erwies sich oft für die Menschen als ebenso nützlich wie für die nicht

menschliche Natur. Gerade darin zeigte sich die in ihnen aufbewahrte Weisheit. Denn die Weisheit vieler Religionen sagt: Die Menschen bleiben auch ihrem Eigeninteresse nur treu, wenn sie ihre Rücksichtnahme nicht auf das eigene Interesse beschränken. Es gehört nämlich zum Wesen der Menschen, daß ihr Leben in einen größeren Zusammenhang eingefügt ist, über den sie nicht verfügen.

Die allmähliche Preisgabe dieser Haltung in der westlichen Kultur ist ein komplexer Vorgang, in dem verschiedenartige Faktoren zusammengewirkt haben. Unter ihnen spielte der allgemeine Sieg des Marktmodells eine maßgebliche Rolle. Es setzte der Weisheit der Religion einen anderen Grundsatz entgegen. Das Marktmodell sagt: Die Menschen dienen dann dem Interesse des Ganzen am besten, wenn sie sich konsequent an ihrem Eigeninteresse orientieren. Mit diesem Imperativ des Marktmodells erst wurde die Anthropozentrik des Verantwortungsgedankens in eine Anthropozentrik des Interessemotivs überführt. Nun wurden alle Gründe hinfällig, aus denen die Erhaltung der nichtmenschlichen Natur im menschlichen Handeln berücksichtigt werden sollte. Die Natur wurde entzaubert, instrumentalisiert und der Herrschaft derjenigen Menschen ausgeliefert, die sich als ihre „Meister und Besitzer“ verstanden.

Diese Verknüpfung zwischen der Anthropozentrik der Verantwortung und der Anthropozentrik der Selbsterhaltung hat maßgeblich zum Expansionsschub des neuzeitlichen Industrialismus beigetragen. Für eine gewisse Zeit hat sich diese doppelte Anthropozentrik als ungewöhnlich erfolgreich erwiesen. Gleichwohl ist der Irrtum nicht zu leugnen, auf dem dieses Denkmodell beruht. Denn es hat sich mit Klarheit gezeigt, daß die marktförmige Orientierung am Eigeninteresse allein keineswegs eine zureichende Garantie dafür bildet, daß das gemeinsame Interesse (auch nur der Menschen) gefördert wird. Vielmehr sind dafür Interventionen nötig, die

den Marktmechanismus einschränken; die Geschichte der Sozialgesetzgebung illustriert diese Notwendigkeit. In vergleichbarer Weise zeigt sich heute, daß das Eigeninteresse der Menschen allein kein ausreichendes Motiv dafür darstellt, die Bewahrung der nichtmenschlichen Natur sicherzustellen. Es trifft deshalb zu, daß die Anthropozentrik der Selbsterhaltung überwunden werden muß.

Doch die Rede von den Rechten der Natur ist dafür das falsche Instrument. Rechte regeln die Beziehungen zwischen verantwortungsfähigen Subjekten. Sie beziehen sich auf Träger, die von ihren Ansprüchen, Freiheiten und Kompetenzen prinzipiell Gebrauch machen können. Der Begriff des Rechts gehört in den Bereich der Verantwortungs-Anthropozentrik. Man macht deshalb einen falschen Gebrauch von ihm, wenn man ihn über die Menschen hinaus ausdehnt, um auf diese Weise die Anthropozentrik der Selbsterhaltung zu überwinden. Doch gibt es nicht auch einen anderen Weg, um die Erhaltung der nichtmenschlichen Natur in der Ethik wie im Recht zu verankern?

Natürlich kann eine Gesellschaft Gegenstände der Natur genauso mit einem rechtlichen Status ausstatten wie juristische Personen. Sie kann eine Landschaft zum Naturschutzgebiet (oder Nationalpark) und eine Tiergattung oder Pflanzenart für geschützt erklären, so daß das Töten jedes einzelnen Tiers dieser Gattung und das Pflücken jeder einzelnen Pflanze dieser Art als verboten gelten. Aber es verhält sich hier genau wie bei Juristischen Personen: diese Art von Rechten hängt vollständig von der Entscheidung der Gesellschaft ab, die solche Rechte feststellt und zuerkennt, um dadurch die Interessen der Natur zu stärken oder einen Ausgleich zwischen konkurrierenden Ansprüchen zu schaffen.



Bischof Huber

Es ist eine ganz andere Frage, ob Gegenstände der Natur über „moralische Rechte“ in dem Sinn verfügen, daß es sich um unveräußerliche Rechte handelt, die nicht durch die Gesellschaft festgestellt und zuerkannt sind, sondern die von jeder Gesellschaft und jedem Staat respektiert werden müssen. Diejenigen, die von solchen Rechten sprechen wollen, beschränken sich häufig auf die leidensfähigen Tiere; manche dehnen den Begriff der „Rechte der Natur“ aber auch auf andere Naturobjekte und den Kosmos im Ganzen aus.

Gegen diese Position ist vor allem folgender Einwand vorzubringen. Auch wenn die Rede von Rechten der nichtmenschlichen Natur auf die leidensfähigen Tiere beschränkt wird, muß dafür der Begriff moralischer Rechte fundamental verändert werden. Bisher wurde der Begriff „moralischer Rechte“ nur auf Subjekte bezogen, die als Gattung betrachtet moralische Akteure sind, deren moralische Rechte jedenfalls prinzi-

piell in einer moralischen Verantwortung ihre Entsprechung finden können. Wenn jedoch der Begriff der Rechte auch auf höhere Tiere angewandt wird, die Schmerz spüren können, verliert der Begriff der Rechte seine klaren Konturen. Der Kern dieser Rechte kann dann nicht mehr darin gefunden werden, daß ihre Trägerinnen und Träger mit ihrer Freiheit und ihrer Gleichheit zugleich über ein Recht auf (aktive, selbstverantwortete) Teilhabe verfügen. Schon eine Übertragung auf die leidensfähigen Tiere nötigt also zu einer Auflösung desjenigen Rechtsbegriffs, der insbesondere für den Gedanken der Menschenrechte konstitutiv ist. Wenn dieser Schritt erst einmal unternommen wird, ist es freilich nicht einzusehen, warum nur ein Teil der nichtmenschlichen Natur in den Begriff des Rechts einbezogen werden soll. Es ist dann vielmehr konsequent, auch nichtleidensfähigen Tieren und Pflanzen, biotischen Gemeinschaften und Landschaften Rechte zuzuerkennen. Wenn ohnehin derjenige Rechtsbegriff preisgegeben wird, der rechenschaftsfähige Personen als Träger von Rechten voraussetzt, können auch eine schöne Landschaft oder ein unscheinbarer Baum als Träger von Rechten auftreten.

In der verbreiteten Rede von Rechten der Natur kommt die Einsicht zum Ausdruck, daß menschliches Handeln die nichtmenschliche Natur gefährdet und deshalb an deren Interessen eine Grenze finden muß. Doch diese Einsicht kann mit anderen Mitteln geltend gemacht werden. Um ihretwillen ist die Konstruktion von nichtmenschlichen Trägern moralischer Rechte nicht nötig. Es genügt dafür die Feststellung, daß der nichtmenschlichen Natur nicht nur ein instrumenteller oder ein intrinsischer Wert, sondern darüber hinaus eine eigene Würde zukommt, also eine Integrität, die auf keinen äußeren Zweck bezogen ist.

Der instrumentelle Wert eines Gegenstands besteht darin, daß er Mittel zu einem ihm selbst äußerlichen Zweck ist (das Lebensmittel dient der Ernährung). Der intrinsische Wert eines

Gegenstands besteht darin, daß er in sich selbst einen Wert für andere darstellt (die schöne Blume oder das erlesene Kunstwerk erfreuen den Betrachter). Die einer Sache innewohnende Würde dagegen ist nicht von einem anderen, der sie erkennt oder anerkennt, abhängig, sondern hat ihren Bestand in sich selbst. Gemeint ist eine Integrität, die durch andere weder zuerkannt noch entzogen werden kann, sondern unverfügbar und unveräußerlich ist. Kommt der nichtmenschlichen Natur eine solche Würde zu?

Die Behauptung ist verbreitet, es sei gerade die jüdisch-christliche Tradition, die allein den Menschen eine solche Würde zuerkannt habe. Zum Beleg wird auf die biblische Schöpfungsgeschichte verwiesen, nach welcher die Gottebenbildlichkeit allein den Menschen vorbehalten sei. Aus dem biblischen Schöpfungsgedanken hat die Tradition die Auffassung von der „großen Kette des Lebens“ abgeleitet. Nach ihr sind alle Lebewesen in eine hierarchische Ordnung eingefügt, in welcher die Menschen die höchste Position innehaben. Von allen anderen Gliedern der Kette unterscheidet sie eben dies eine, daß ihnen eine besondere Würde zukommt: die Würde des Bildes Gottes.

Die moderne Anthropologie hat diese Vorstellung säkularisiert. Sie nahm für den Menschen Autonomie in Anspruch; die nichtmenschliche Natur sah sie auf heteronome Weise in den Dienst des Menschen gestellt, der ihr als „Meister und Besitzer“ gegenüberstand. In diesem Denkmodell kommt den Naturgegenständen nur ein Wert für den Menschen und deshalb allein dem Menschen eine Würde zu. An diese Interpretation schließen sich in der Neuzeit auch diejenigen theologischen Interpretationen der Gottebenbildlichkeit des Menschen an, die aus ihr einen exklusiven Anspruch des Menschen auf „Würde“ ableiten.

Doch es ist auch eine andere theologische Deutung vorstellbar. Sie knüpft an die Beobachtung an, daß gemäß den biblischen Schöpfungstexten

die Erschaffung des Menschen weder vom Vorgang der Schöpfung im Ganzen noch von seinen anderen Teilen abgetrennt werden kann. Das Ziel der Schöpfung besteht, folgt man diesen Texten, in der Koexistenz der Geschöpfe, nicht in ihrer Trennung. Besonders eindrücklich zeigen das die Nahrungsregeln der biblischen Urgeschichte; deren Intention richtet sich darauf, daß alle Lebewesen in dem begrenzten gemeinsamen Lebensraum das finden sollen, was sie zum Leben brauchen. Die Interaktion der Geschöpfe in ein und derselben Biosphäre bildet einen wichtigen Aspekt des Schöpfungsgedankens. Alle Geschöpfe sind auf den Schöpfer bezogen und von seiner Güte abhängig; alle verfügen nur über einen begrenzten Lebensraum und eine begrenzte Lebensspanne; alle sind darauf angewiesen, daß ihre Konkurrenz um die Mittel zum Leben eine Lösung findet, die den einzelnen das Leben inmitten von anderem Leben möglich macht.

Auf dieser Grundlage gewinnt auch der Auftrag an die Menschen, über die Erde und alle Tiere zu herrschen, einen neuen Sinn. Der Unterschied der Menschen zu den anderen Geschöpfen besteht nicht darin, daß nur sie über „Würde“ verfügen. Vielmehr haben alle Geschöpfe an der Würde teil, die der Schöpfer seiner Schöpfung zuerkennt. Die Menschen aber können die Würde anderer Geschöpfe erkennen und anerkennen, deshalb wird ihnen das Recht zugesprochen, die anderen Geschöpfe mit Namen zu versehen. Das Recht der Menschen, Rechte zu haben, ist mit ihrer Sprachfähigkeit verbunden. Doch das Privileg, den anderen Geschöpfen ihre Namen zu geben, schließt die Pflicht ein, deren Leben zu bewahren und zu fördern. Der Sinn der menschlichen Herrschaft über die Natur zeigt sich gerade in der Fähigkeit zur Fürsorge. Die Ausübung dieser Herrschaft ist gerade dann schöpfungsgemäß, wenn sie durch Respekt vor der Integrität der anderen Geschöpfe gekennzeichnet ist. Das hier vorgetragene Argument besagt demnach, daß die Beschränkung des

Würde-Konzepts auf den Menschen überwunden werden muß, damit auch die nichtmenschliche Natur mit Respekt für die ihr eigene Würde betrachtet und behandelt werden kann.

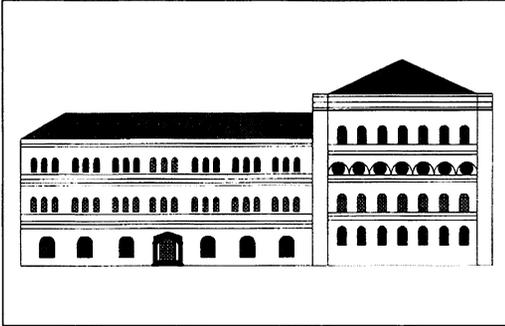
Mit diesem Schritt würden wir unter den Bedingungen des säkularen Bewußtseins wieder Anschluß an die Weisheit der Religion finden. Denn sie kennt eine eigene Würde der Natur; die jüdisch-christliche Überlieferung bezeichnet sie mit dem Begriff der Schöpfung. Auch uns Heutigen ist diese Weisheit nicht verschlossen; denn auch wir verfügen über Erfahrungen, in denen sich der Gedanke der Schöpfung widerspiegelt und deshalb auch die eigene Würde der Natur aufscheint. Wenn uns die Natur in ihrer Schönheit oder ihrer überwältigenden Macht begegnet, zeigt sie uns ihr eigenes Maß. Sie macht für uns erkennbar, daß sie nicht nur einen instrumentellen oder intrinsischen Wert, sondern eine eigene Würde hat.

In der neuzeitlichen Philosophie spielt der Begriff der Würde eine herausragende Rolle bei Kant. Eine seiner Definitionen dieses Begriffs hat folgenden Wortlaut: „Im Reiche der Zwecke hat alles entweder einen Preis oder eine Würde. Was einen Preis hat, an dessen Stelle kann auch etwas anderes, als Äquivalent, gesetzt werden; was dagegen über allen Preis erhaben ist, mithin kein Äquivalent gestattet, das hat eine Würde.“ Vor allem aber, was Würde hat, so folgere ich mit Kant, gilt, daß es zugleich als Zweck, niemals nur als Mittel zu gelten hat.

Kant freilich begrenzt das Reich der Zwecke auf die vernunftbegabten Wesen. Er tut dies, weil er die Selbstzwecklichkeit in der Autonomie und damit in einer Bestimmung des Subjekts selbst verankern muß. Die Tradition des Schöpfungsgedankens ist darin radikaler, daß sie die Würde des Geschöpfes nicht in diesem selbst, sondern in seiner Relation zum Schöpfer verankert. Nur die Begründung des Würdekonzepts in der Schöpfung, nicht dagegen seine Begründung in der Autonomie eröffnet den Zugang dazu, auch

die nichtmenschliche Natur als etwas anzusehen, was nicht nur einen Preis, sondern vor diesem Preis eine Würde hat. Nur von einem solchen Ausgangspunkt aus läßt sich das Verhalten des Menschen zur nichtmenschlichen Natur unter der Perspektive betrachten, sie jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel zu behandeln. Ein solches Naturverhältnis kann uns – auch über den Bereich religiöser Verständigung hinaus – deshalb als plausibel erscheinen, weil auch noch für uns Heutige das instrumentelle Naturverhältnis durch ein ästhetisches Verhältnis zur Natur umschlossen und begrenzt ist, in dem uns die Natur nicht in ihrem Mittelcharakter, auch nicht nur in ihrem intrinsischen Wert, sondern in ihrer eigenen Würde entgegentritt. Solange wir die Natur nur als Mittel verwenden oder uns an ihrem Wert für uns orientieren, hat die Natur nur einen Preis; wir können ein Äquivalent für sie finden. In der ästhetischen Beziehung zur Natur - die mehr ist als nur ein romantisches Naturverhältnis - sind wir dagegen mit dem eigenen Maß der Natur konfrontiert; dasjenige an der Natur begegnet uns, das nicht durch ein Äquivalent ersetzt werden kann. Doch der industrielle Expansionismus ist eben dadurch gekennzeichnet, daß der Bereich industrieller Nutzung der Natur sich ausdehnt und vieles in sich aufsaugt, was ihn zuvor begrenzte. Das ästhetische Verhältnis zur Natur wird in Reservate zurückgedrängt, in Naturschutzgebiete oder Nationalparks, die freilich selbst dadurch gefährdet sind, daß sie zu Instrumenten der Tourismusindustrie werden. Es kann auf Dauer keine Reservate des ästhetischen Naturverhältnisses geben, wenn sich nicht das Verhältnis zur Natur im Ganzen ändert.

Die Weisheit der Religionen sagt: Die Menschen können nur leben, wenn sie sich in einem größeren Lebenszusammenhang verstehen, über den sie nicht verfügen. Oder in Abwandlung einer berühmt gewordenen Aussage von Albert Schweitzer: Ich bin nur Leben, wenn ich leben kann inmitten von Leben, das auch leben kann.



500-Jahrfeier des Herzoglichen Georgianums

Mit Gottesdiensten und einer Festakademie wurde im Dezember 1994 der 500. Geburtstag des Herzoglichen Georgianums begangen. Diese älteste an einer deutschen Universität bestehende Stiftung ist zugleich das zweitälteste Priesterseminar der Welt. Seit 1815 wird das Stiftungsvermögen von der Universität verwaltet, aber schon vorher war das Georgianum, wie es seit 1785 endgültig genannt wurde, mit der Univer-

Kernphysiker Klose erhält den Ehrendoktor der Philosophischen Fakultät II

Ein außergewöhnlicher Doktorgrad wurde am 14. Dezember an einen außergewöhnlichen Mann verliehen: Der führende deutsche Kernphysiker Prof. Dr. Wolfgang Klose erhielt die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften II der Universität. Prof. Dr. Klose beschäftigt sich seit vielen Jahren neben seinen beruflichen Verpflichtungen mit der Stammbuchforschung und ist auch auf diesem Gebiet zum international hoch angesehenen Experten geworden. Die Fakultät würdigte auch die Übertragung natur-

wissenschaftlicher Arbeitstechniken in die Geisteswissenschaften durch Klose. So hat er schon lange, bevor die EDV auch in den Geisteswissenschaften Einzug hielt, die Stammbücher von vor 1600 mit Hilfe der EDV erschlossen und befragbar gemacht.

sität verbunden. In Ingolstadt gegründet zog es 1800 nach Landshut und von dort nach München. Die Stiftung Herzog Georgs von Bayern-Landshut sollte ursprünglich armen Priesteramtskandidaten den Weg zum Priesterberuf ebnen. Heute sind dort sowohl Priesteramtskandidaten, als auch ausländische Priester, die ein Zusatz- oder Doktorandenstudium absolvieren, insgesamt 41 Studenten, die jedoch nicht in klösterlicher Abgeschlossenheit, sondern im aktiven Dialog mit den anderen Disziplinen der Universität stehen.

Die Festakademie fand am 10. Dezember 1994 in der Aula der Universität statt. Die Begrüßungsrede hielt der Direktor des Georgianums, Prof. Dr. Reiner Kaczynski. Weitere Grußworte sprachen Rektor Prof. Dr. Andreas Heldrich und Staatssekretär für Wissenschaft und Kunst, Rudolf Klinger. Den Festvortrag hielt Professor Dr. Wolfgang Frühwald, Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft zum Thema „Theologie als Wissenschaft. Zum Streit der Fakultäten in der modernen Universität“. Alle Reden und Inhalte der Festgottesdienste sind in einer Sonderveröffentlichung des Georgianums enthalten, die von Prof. Kaczynski herausgegeben wurden.

wissenschaftlicher Arbeitstechniken in die Geisteswissenschaften durch Klose. So hat er schon lange, bevor die EDV auch in den Geisteswissenschaften Einzug hielt, die Stammbücher von vor 1600 mit Hilfe der EDV erschlossen und befragbar gemacht.

Wolfgang Klose, 1930 in Berlin geboren, wurde 1964 in Erlangen Privatdozent für Physik und erhielt 1967 einen Lehrstuhl an der Universität Saarbrücken. 1974 wurde er Vorstandsmitglied des Kernforschungszentrums Karlsruhe und 1976 Honorarprofessor in Karlsruhe. Er war auch Mitglied des Wissenschaftsrates sowie Mitglied bzw. Vorsitzender weiterer umwelt- bzw. forschungspolitischer Gremien auf Bundes- und Landesebene. Er trat 1994 als Direktor des Kernforschungszentrums in den Ruhestand.

Gastprofessoren auf Einladung der Universitätsgesellschaft

Die Münchner Universitätsgesellschaft machte es der Universität wieder möglich, bedeutende Gastprofessoren nach München einzuladen. So hielt im Dezember 1994 Prof. Dr. Niklas Luhmann von der Universität Bielefeld eine sechsteilige Vortragsreihe zur „Theorie der modernen Gesellschaft“, in der er eine konzise Gesellschaftstheorie der Nachkriegssoziologie entwickelte. Im Sommersemester 1994 übernahm es der Sozialwissenschaftler Rolf Dahrendorf, Lehrstuhlinhaber an der Universität Konstanz und zugleich Warden am St. Anthony's College in Oxford, in vier Vorlesungen „Europa nach der Revolution 1989“ darzustellen. Ihm folgte im Dezember 1994 der englische Physiker und Mathematiker Sir Roger Penrose. Seine Vortragsreihe befasste sich mit dem Thema „The Mental, Mathematical and Material Worlds and The Three Mysteries that Relate Them“. Im Juni 1995 hielt dann Professor Fritz Stern von der Columbia University in New York fünf Gastvorträge unter dem Titel „Im Schatten von Gestern: Rückblick auf das kurze Jahrhundert“.

BR-Intendant Prof. Albert Scharf wurde Ehrendoktor



Am 2. Februar 1995 verlieh die Sozialwissenschaftliche Fakultät Prof. Albert Scharf, Intendant des Bayerischen Rundfunks, die Würde eines Doctor rerum politicarum honoris causa. Er erhielt diese Auszeichnung primär für sein wissenschaftliches Werk, aber auch für sein engagiertes und umsichtiges Wirken als Rundfunkintendant auf nationaler und internationaler Ebene. Albert Scharf wurde 1934 in München geboren, studierte an der LMU Rechtswissenschaft und wurde nach dem zweiten Staatsexamen 1962 in das Finanzministerium berufen. 1966 wurde er vom damaligen Intendanten Christian Wallenreiter zum Justitiar des Bayerischen Rundfunks bestellt und ist seit 1973 dessen Stellvertreter in der ARD. Immer wieder beschäftigte er sich federführend mit Fragen des Rundfunkorganisationsrechtes und mit Satellitenfragen. Seit 1990 ist er Intendant des Bayerischen Rundfunks. Neben vielfältigen Mitgliedschaften bei wissenschaftlichen Vereinigungen ist er seit 1967 Lehrbeauftragter und seit 1984 Honorarprofessor an der Hochschule für Fernsehen und Film in München sowie seit dem Wintersemester 1980/81 Lehrbeauftragter für Medienrecht an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät.

Hochschulpartnerschaft mit St. Petersburg

Eine neue Hochschulpartnerschaft verbindet die Universität mit St. Petersburg. Anfang Februar 1995 empfing der Rektor Prof. Dr. Andreas Heldrich die erste frei gewählte Rektorin der Universität St. Petersburg, Frau Prof. Dr. Ludmilla A. Verbitskaya. Der Besuch diente der Vorbereitung einer inzwischen bereits aktiven neuen Partnerschaft. Frau Prof. Verbitskaya informierte im Rahmen ihres Aufenthaltes an der Universität in einem Vortrag über „Hochschulpolitik in Rußland heute“. Nach ihren Worten war es zwar in Petersburg immer schon etwas einfacher als anderswo in der Sowjetunion, aber seit der Perestrojka sei ein großer Vorteil, daß Studenten reisen und Auslandsstipendien wahr-

nehmen könnten. Solche sind auch im Rahmen der Partnerschaft geplant. Die Münchner Universitätsgesellschaft stellt Stipendien für drei Studenten aus St. Petersburg mit jeweils 900 DM monatlich zur Verfügung.

Die Universität St. Petersburg wurde 1724 gegründet und bildet derzeit etwa 20.000 Studenten aus. Ein strenges Auswahlverfahren limitiert die Zahl der Erstsemester jährlich auf 3000 Anfänger. Die Fächerpalette erstreckt sich auf 18 Fakultäten und ähnelt dem Angebot der LMU. Beim geplanten Aufbau der Tier- und Humanmedizinischen Fakultät will die Universität Unterstützung bieten.

Gedächtnisvorlesung „Weiße Rose“ 1995

Die Gedächtnisvorlesung „Weiße Rose“ wurde am 22. Februar 1995 von Frau Prof. Dr. Gerda Freise gehalten, die als Studentin ebenso wie ihr späterer Mann Valentin Freise, zu dem studentischen Widerstandskreis um Hans Leipelt am Chemischen Institut des Nobelpreisträgers Prof. Dr. Heinrich Wieland gehört hatte. Leipelt, der nach dem Tode von Prof. Huber, der Geschwister Scholl, von Alexander Schmorell, Willi Graf und Christoph Probst und nach der Verurteilung ihrer Freunde den studentischen Widerstand fortgesetzt hatte, war vor 50 Jahren hingerichtet worden.

Die persönliche Freiheit des Denkens und Handelns in Diktatur und Demokratie

Gerda Freise

Ich bedanke mich für die von der Weißen-Rose-Stiftung und der Universität ausgesprochene Einladung, in diesem Jahr die Gedächtnisvorlesung für die Mitglieder der Widerstandsgruppe um Professor Huber und die Geschwister Scholl zu übernehmen. Vor allem möchte ich sagen, daß es mir sehr viel bedeutet, 56 Jahre nach Beginn meines Studiums am Chemischen Institut der Universität München und 50 Jahre nach Beendigung des Krieges hier sprechen zu dürfen - haben mich doch die von 1939 bis 1947 in München verbrachten Jahre für mein ganzes späteres Leben entscheidend geprägt. Ja, ich glaube, sagen zu können, daß mein politisches und moralisches Denken in allen folgenden Jahrzehnten auf den Erfahrungen jener Jahre gründet: Und daß auch die Formulierung meines Themas im unmittelbaren Zusammenhang damit steht: In meinem Vortrag über „Die persönliche Freiheit des Denkens und Handelns in Diktatur und Demokratie“ gehe ich von der These aus, daß die Freiheit des Denkens niemandem gegen seinen Willen abgesprochen werden kann; und daß sie auch während der

Nazi-Zeit niemandem abgesprochen werden konnte - daß aber die Möglichkeiten eines mit diesem Denken übereinstimmenden Handelns die Menschen zwang und auch heute zwingt, sich zu entscheiden und sich klar zu werden über die Risiken und Folgen, die sie zu tragen bereit sind.

Ich will diese These zum Mittelpunkt meines Vortrags machen, d.h., ich will vom Widerstand einzelner Menschen sprechen, die als Einzelne sich die Freiheit des Denkens bewahrten und ein damit übereinstimmendes Handeln erwogen und auch wagten. Meine Absicht ist also, dem in meiner These angesprochenen Aspekt im Verlauf des Vortrages eine besondere Bedeutung zuzuschreiben.

Ganz abgesehen davon aber gestehe ich, daß es mir aufgrund meiner Lebenserfahrung am Herzen liegt, über einige der Menschen hier zu sprechen, die offenbar immer und eben auch unter den Bedingungen der Nazidiktatur für sich an der Gültigkeit von menschlichem Anstand festhielten und sich daran niemals irre machen ließen - d.h., die sich die Freiheit kritischen Denkens nahmen.

Es geht mir im folgenden nicht um den Widerstand von Parteien oder Organisationen, deren Mitglieder bestimmten Regeln oder Abmachungen unterworfen und an sie gebunden waren. Ich will damit aber weder den organisierten Widerstand gegen das Naziregime abwerten noch einen Gegensatz zwischen dem organisierten Widerstand und dem Einzelwiderstand konstruieren. Wenn ich im Zusammenhang meines Themas von dem aus der Freiheit des Denkens einzelner Menschen kommenden Widerstand spreche, dann vor allem deshalb, weil dieser „Widerstand der denkenden Subjekte“ eine Grundvoraussetzung auch für die Freiheit in der Demokratie ist.

Meine These und die einleitenden Bemerkungen legen zwei Fragen nahe:

1. Wer waren (und wer sind gegebenenfalls heute) die einzelnen Menschen, die allen Versuchen,

sich diese Freiheiten nehmen oder einschränken zu lassen, widerstehen?

2. Welche Möglichkeiten hatten denn einzelne Menschen, über die Wahrung der Freiheit des Denkens hinaus auch ein dementsprechendes Handeln zu wagen? - Denn dem Naziregime lag ja offenbar alles daran, nicht nur alle Möglichkeiten selbstbestimmten Handelns zu unterdrücken, sondern auch daran, mit den Mitteln der Propaganda die Freiheit des Denkens zu zerstören oder doch zumindest zu untergraben.

Ich gehe auf diese Fragen ein, indem ich quasi autobiographisch von Menschen spreche, deren unterschiedene Ablehnung des Nationalsozialismus mich als Schülerin und dann als Studentin stark beeindruckt und beeinflusst hat. Danach geht es mir dann um Menschen, über deren Denken und Handeln wir verlässliche Kenntnisse haben: um Journalisten, Schriftsteller, Wissenschaftler und um Menschen ohne besondere Funktionen: Insgesamt jedenfalls um Menschen, die sich zur Frage der Freiheit des Denkens und Handelns äußerten bzw. sich dazu deutlich verhielten - in einem meiner These zustimmenden oder aber von ihr abweichenden Sinn. Ich beginne also „autobiographisch“ mit der Erinnerung an drei Menschen:

1. 1935 hatte ich zum ersten Mal Gelegenheit, an einem Schüleraustausch nach England teilzunehmen. Er wurde von einer Düsseldorfer Dame organisiert und begleitet - einem Fräulein Bonse - als „Fräulein“ sprach man zu jener Zeit auch ältere, alleinstehende Damen an. Fräulein Bonse hatte offenbar das volle Vertrauen aller Eltern. Mich verwunderte und beeindruckte die Unbefangenheit, Selbstverständlichkeit und Zuverlässigkeit, mit der sie - die mir ja bis dahin gänzlich unbekannt gewesen war - bei einem Zwischenaufenthalt in London den Kontakt zu emigrierten Freunden meiner Eltern herstellte, denen ich wichtige Nachrichten von ihren in Düsseldorf lebenden Verwandten überbringen sollte.

Jahrzehnte später begegnete mir Fräulein Bonse in Bernt Engelmanns autobiographischem Bericht über seine Düsseldorfer Jugendjahre. Darin hatte er dieser ungewöhnlichen Frau ein Denkmal gesetzt. Sie war während jener Jahre der Mittelpunkt eines Netzes verschwiegener, gut informierter, moralisch und religiös motivierter Menschen, die auf unspektakuläre, aber höchst wirksame Weise politisch gefährdeten und jüdischen Menschen die Möglichkeit zur Flucht zu verschaffen wußten. Von großem Nutzen waren dabei Frl. Borses Kontakte zum Akademischen Austauschdienst und ihre Möglichkeit, die Schüleraustausche mit England, Frankreich, Holland und Belgien selbständig zu organisieren und selbst zu begleiten.

2. Ende Oktober 1944 war Valentin Freise nach Verbüßung der einjährigen Gefängnisstrafe, zu der er vom Volksgerichtshof verurteilt worden war, erstaunlicherweise aus dem Donauwörther Gefängnis entlassen worden. D.h., er wurde im Gegensatz zur an sich gängigen Praxis nicht von der Gestapo in Empfang genommen und sofort in ein KZ überführt. In München arbeitete er dann als Möbeltransporteur bei der Städtischen Möbelbergung. Seine dortigen Kumpels, übrigens alle alte Sozialdemokraten, hielten Anfang 1945 sein Verschwinden aus München für dringend geboten. Wir beschlossen, nach Iffeldorf zu gehen, wo Freunde von uns wohnten und wir einige Bauernfamilien kannten. Frau Schesser, eine junge Bäuerin, die mit ihrem Sohn allein lebte, bot ohne zu zögern an, Valentin Freise in ihrem Haus unterzubringen; in einer weit abliegenden Kammer könne er „bis zum Ende des Krieges“ - wie sie sagte - bleiben.

Sie tat dies, obwohl im unteren Teil des Hauses eine „bombengeschädigte“ Familie zwangsweise einquartiert worden war, die ihre Nazigesinnung offen bezeugte. Die Situation war in der Woche vor der endgültigen Einnahme durch die Amerikaner noch einmal nicht nur für Frau Schesser und für uns, sondern für das ganze Dorf gefährlich gewesen: Nach einer durch einzelne angesehene Bewohner und einen in Iffeldorf das Kriegsende abwartenden, schwerverwundeten Major

veranlaßten ersten Übergabe an die Amerikaner war das Dorf durch deutsche Truppenteile zurückerobert worden. In den wenigen Tagen vor der endgültigen Einnahme durch die Amerikaner waren alle an der ersten Übergabe beteiligten Männer öffentlich gehängt worden.

Frau Schesser hatte sicher nie theoretisch über die persönliche Freiheit des Denkens und Handelns in der Nazizeit nachgedacht - aber sie praktizierte sie mit großer Selbstverständlichkeit und - wie wir in vielen nächtlichen Gesprächen erfuhren - im Bewußtsein der kompromißlosen Ablehnung und Verurteilung des Naziregimes.

3. Über das dritte Beispiel muß ich etwas ausführlicher sprechen: Ich deutete in meinen einleitenden Bemerkungen schon an, daß die Münchener Studienjahre mein späteres politisches und moralisches Denken entscheidend prägten und daß das Nachdenken über diese Jahre und über das Wirken des damaligen Institutsdirektors Heinrich Wieland vor allem im Hinblick auf meine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus von Bedeutung geblieben ist.

Ich habe den Institutsalltag in jenen Jahren in einem längeren, inzwischen veröffentlichten Vortrag ausführlich beschrieben. Ich möchte mich daher hier auf einige wenige Gesichtspunkte beschränken, die im Zusammenhang mit dem heutigen Thema wichtig sind: Wir empfanden das Institut als eine wahre Insel der freien Kommunikation, des Informationsaustauschs und der Meinungsbildung. Das war die Folge der Haltung Wielands, der den Nazis im Bereich des Instituts keinen Einfluß einräumen wollte. Ein besonders wichtiger Aspekt dieser Haltung ist die 1933 sofort getroffene Entscheidung, den Antisemitismus zu „ignorieren“ – wie er es nannte.

In allen folgenden Jahren gelang es ihm, auf eigenen, inoffiziellen Wegen, gesetzliche Vorschriften zu umgehen, und so einer großen Zahl von damals als „Halbjuden“ diskriminierten jungen Menschen ein Chemiestudium und ein Abschlußexamen zu ermöglichen. Diese Studentinnen und Studenten hatten keine Studierlaub-

nis, durften also eigentlich gar nicht studieren. Im Institut wurden sie als „Gäste des Geheimrats“ geführt. Die Examensbescheinigung überreichte Wieland den Kandidatinnen und Kandidaten immer mit der Bemerkung, man werde das Examen „dann später legalisieren“.

An dieser Stelle will ich auf einen m.E. äußerst wichtigen Aspekt aufmerksam machen, der mit meiner These von der „Freiheit des Denkens“ in der Nazi-Diktatur unmittelbar zu tun hat: Wieland schuf mit seinem Verständnis von der Freiheit des Denkens und Handelns im Institut einen Raum, in dem die Freiheit des Denkens gedeihen und allgemein akzeptiert werden konnte. Das heißt aber: In diesem Raum hatten auch die Nazi-Studenten das Recht, frei zu denken und zu reden. Aber: Wieland gestattete ihnen nicht, die Freiheit ihres Denkens in ein Handeln zu überführen, das z.B. einer Studentin ernsthaft geschadet hätte. Dieser Hinweis ist mir - auch aus aktuellem Anlaß - wichtig, denn er besagt, daß die Freiheit des Denkens und Handelns - die selbstverständlich von allen Alt- und Neu-Nazis beansprucht worden ist und weiterhin beansprucht werden wird - nur einen Wert besitzt, wenn mit der Freiheit des Denkens zugleich auch die moralischen Maßstäbe, unter denen es stattfindet - bedacht und verbindlich eingehalten werden.

Aber trotz der bekannten anti-nationalsozialistischen Einstellung Wielands und trotz der politisch freimütigen Atmosphäre im Institut betone ich, daß Wieland kein „Widerstandskämpfer“ war, und daß das Institut kein Untergrund war, in dem der studentische Widerstand sich heimlich organisierte. Ich möchte vielmehr betonen, daß an jeder anderen Universität vergleichbare Instituts-Situationen hätten entstehen können, wenn dort Hochschullehrer den Zusammenhang zwischen der Freiheit des Denkens und den Möglichkeiten des Handelns wahrgenommen und ausgenutzt hätten. D.h. wenn sie sich ihrer Handlungsmöglichkeiten auch in politisch-moralischer und sozialer Hinsicht bewußt geblieben wären. Tatsächlich gab es ja an einigen anderen Universitäten durchaus äh-

liche Situationen: Das wurde z.B. durch das groß-angelegte, vorbildliche Forschungsprojekt der Universität Hamburg über die eigene Geschichte im sogenannten 3. Reich nachgewiesen. Es ist bedauerlich, daß vergleichbare Untersuchungen an anderen Universitäten - und leider auch in München - noch ausstehen.

In der Hamburger Universität hatten sich übrigens Studentinnen und Studenten mit Hochschullehrern zusammengefunden, die sehr viel politischer argumentierten und agierten als z.B. die Studentinnen und Studenten des Chemischen Instituts. Von Hamburg war dann 1941 Hans Konrad Leipelt nach München gekommen. Er konnte sein Chemiestudium in Hamburg wegen seiner jüdischen Abstammung nicht beenden und wurde so einer der vielen „Gäste des Geheimrats“ – einer auch, der viel zur Politisierung und Radikalisierung der Gespräche und des Denkens unter uns Studenten beitrug.

Ich kann an dieser Stelle nicht ausführlich auf die Beziehungen zwischen den Studenten des chemischen Instituts und den Studenten der „Weißen-Rose“-Gruppe eingehen. Nur so viel möchte ich sagen: Den direkten Zusammenhang stellten nach der Hinrichtung von Hans und Sophie Scholl und Christoph Probst Hans Konrad Leipelt und Marie Luise Jahn her. Sie verbreiteten die von Leipelt mitstenographierte, unflätige Rede des Gauleiters, die er auf der 470-Jahres-Feier der Universität gehalten hatte; außerdem brachten sie später das 6. Flugblatt mit dem Zusatz „und ihr Geist lebt trotzdem weiter“ neu in Umlauf.

Mir geht es hier jetzt im Zusammenhang meines Themas darum, einen Augenblick der Frage nachzugehen, warum Heinrich Wieland sich nach der Verhaftung von sieben Studenten des Instituts im Herbst 1943 nicht zurückzog, warum er – nach Bekanntwerden der Anklageschriften – eher noch ein größeres Interesse am Schicksal der Studenten zeigte, und warum er dann - ohne zu zögern - bereit war, im Oktober 1944 als Entlastungszeuge im Volksgerichtshof-prozeß in Donauwörth auszusagen.

Nach allem, was wir während des Studiums in diesem Institut erlebten, und nach allem, was Valentin Freise und ich aus Gesprächen mit Wieland nach dem Krieg lernten, bin ich überzeugt, daß Wieland diesen Entschluß ganz bewußt faßte: Zum einen wollte er dokumentieren, daß er sich - anders als die meisten Institutsdirektoren jener Jahre - nicht aus der persönlichen, sozialen und moralischen Verantwortung für die Menschen im Institut lösen würde, d.h. er wollte sein persönliches Wissenschaftler-Leben nicht auf das bloße Wissenschaftler-Sein reduzieren.

Zum anderen wollte er mit diesem Entschluß offenbar dokumentieren, daß er sich unter keinen Umständen den Gesetzen der Nazis beugen würde. - Wieland, der ja durchaus einen Begriff von „freier“ Grundlagenforschung auch während der Nazi-Zeit hatte - unterschied sich damit grundsätzlich von all jenen Wissenschaftlern, denen die Autonomie der Wissenschaft und die Ruhe in den Forschungsinstituten wichtiger war als die Autonomie der eigenen Persönlichkeit.

Aus allen diesen Gründen nenne ich Wielands Konzept und seine Durchführung einen exemplarischen Fall der Selbstbehauptung eines Professors, der während aller Jahre Subjekt seiner Entscheidungen blieb.

Mir liegt daran, an dieser Stelle auf Otto Kraye hinzuweisen, obwohl ich ihn nicht kenne: Ich wurde durch Bernd Witkopp, einen der vielen Schüler Wielands, der in den USA forscht und lehrt - auf ihn hingewiesen. Otto Kraye, der 1933 noch Extraordinarius in Berlin war, wurde vom Reichskulturminister auf den Düsseldorfer Lehrstuhl des jüdischen Pharmakologen Philipp Ellinger berufen. Kraye legte in einem langen Brief an den Minister seine Gründe dar, warum er aus grundsätzlichen moralischen und ethischen Erwägungen den Ruf nicht annehmen könne. Nur fünf Tage später antwortete der Minister: Natürlich sei er, Kraye, frei, sich so zu entscheiden, wie er wolle. Er müsse ihm aber ab sofort das Hausverbot für alle Universitäten und staatlichen Institute erteilen. - Kraye hatte Ende 1933 die Möglichkeit, ins Ausland zu gehen. Nur

nebenbei bemerke ich, daß Otto Krayer in einem offenen Brief gegen den damaligen Präsidenten der Deutschen Chemischen Gesellschaft, Prof. Stock, protestierte. Stock hatte nämlich auf der Jahrestagung der Gesellschaft 1937 die „ungeheuerliche Beleidigung“ angeprangert, die das Nobelpreiskomitee den Wissenschaftlern der Welt durch die Verleihung des Friedensnobelpreises an Carl von Ossietzky zugefügt habe.

Ich habe bisher von Menschen gesprochen, deren persönliche oder berufliche Lebenssituation, deren gesellschaftliche Stellung und Herkunft und deren Bildung keinerlei Gemeinsamkeiten aufweisen - von Menschen, die ihren Anspruch, frei zu denken und dementsprechend handeln zu wollen, behaupteten. Sie behaupteten – als Einzelne – ihren Widerstand in einer Zeit, in der viele Menschen schon angefangen hatten, das eigene Denken zu zensieren und mit der Zensur des eigenen Denkens die politische Zensur der freien Rede und des geschriebenen Wortes vorwegzunehmen.

Ich will diesen ersten Abschnitt meines Vortrags mit der Erinnerung an zwei Ereignisse abschließen, die zeigen, daß wir auch in jenen Studienjahren zwischen 1939 und 1942 manchmal ganz unerwartet mit dem sich frei äussernden Denken, Sprechen und Schreiben konfrontiert wurden:

Das erste der beiden überraschenden Ereignisse war die im Sommersemester 1942 von Prof. Clusius angebotene Vorlesung über die Geschichte der Chemie. Die Geschichte gehörte damals genau so wenig wie heute zum Pflichtpensum des Chemiestudiums. Aber es sprach sich bald herum, daß diese Vorlesung nicht nur interessant, sondern auch höchst amüsan sei – sie schien uns eine einzige Anspielung auf die Unzulänglichkeiten und Dummheiten des Regimes und seiner Akteure zu sein – Clusius bekam immer öfter „Beifall auf offener Szene“; und er fühlte sich verstanden und hatte offenbar selbst Spaß an seiner Darbietung.

Das zweite Ereignis hat mit dem 1937 erschienenen Buch von Ricarda Huch „Das Zeitalter der Glaubensspaltung“ zu tun, dem 2. Band ihrer Deutschen Geschichte. Was wir damals von Ricarda Huch wußten, genügte, um uns für das Buch zu interessieren. Es würde jedenfalls frei von Nazi-Propaganda sein: Das Erstaunliche des Buches aber war, daß es uns vor allem in den beiden großen Kapiteln „Hexenverfolgung“ und „Toleranz“ mit einer Sprache konfrontierte, die uns vertraut war: ja, die uns quasi „zeitgemäß“ vorkam. „Vom verheerenden Ausbruch einer „Seuche“ (gemeint ist die Hexenverfolgung), von einem „Zustand der Verrohung des ganzen Volkes“, vom völligen „Versagen“ des „Juristen-Standes“, von einem „Schandfleck der deutschen Kultur“ war die Rede, aber auch von den wenigen „hervorragenden Kämpfern gegen das Unrecht“, „die - als sie lebten - wenig anerkannt und zum Teil verfolgt wurden“, und im Kapitel Toleranz spricht Huch vom „Fanatismus in langwährenden Kriegen gegen fremdrassige und fremdgläubige Völker“, die „Judenverfolgungen und Ketzerverfolgungen“ auslösten. War, was wir lasen, nicht vor allem für uns geschrieben worden, die wir ja in einer Zeit lebten, für die das alles genau so galt? Hatte Ricarda Huch nicht mit der Beschreibung des Zeitalters der Glaubensspaltung auch zugleich unsere Zeit gemeint?

Von den Vorgängen in der Preußischen Akademie der Künste, von der Uneinigkeit und Unentschlossenheit vieler ihrer Mitglieder zwischen Januar und April 1933 wußten wir damals nichts. Bekannt war nur, daß Ricarda Huch und Thomas Mann im März 1933 aus der Akademie austraten, weil sie eine Loyalitätserklärung gegenüber dem NS-Staat nicht unterzeichnen wollten. Das wurde als ein Signal gegen den Nazi-Geist verstanden und war ja wohl auch ein Beispiel für persönliche Zivilcourage.

II. Auch im folgenden Teil meines Vortrags geht es mir um einzelne Menschen, die die Freiheit des Denkens und Handelns für sich vor und während der Nazi-Zeit beanspruchten und ver-

teidigten. Ich spreche dabei zum einen über die Veröffentlichungen solcher Journalisten und Schriftsteller, deren Arbeiten erst nach 1945 wieder öffentlich zugänglich wurden; zum zweiten berufe ich mich auf authentische Mitteilungen und Berichte, von denen wir ebenfalls erst nach dem Kriege erfahren konnten; zum dritten spreche ich von zwei mehr als 80 Jahre alten Persönlichkeiten, deren geschriebene und gesprochene Auskünfte über 7 Jahrzehnte erlebte Geschichte wir noch von ihnen selbst vernehmen konnten. Für die meisten von uns Studentinnen und Studenten gilt, daß wir nach 1945 unerhört viel nachholen mußten, um die beeindruckenden Zeugnisse der Freiheit des Denkens und Handelns vor allem auch aus der Zeit vor 1933 kennenzulernen.

Wie sehr die Freiheit des Denkens vor allem dann - wenn sie ein entsprechendes Handeln einschloß - in den 20er Jahren bereits von chauvinistischen, nationalistischen und antisemitischen Kräften, vor allem auch im Bereich der Universitäten, beeinträchtigt, diskriminiert und massiv bekämpft wurde, beweisen zahlreiche Vorkommnisse z.B. an den Universitäten München, Heidelberg oder Göttingen. Als Signal gegen antisemitische Strömungen in der Fakultät wollte 1924 auch der Nobelpreisträger Richard Willstätter, der Vorgänger Heinrich Wielands, seinen Rücktritt aus allen Ämtern verstanden wissen. Auch an anderen Universitäten nahmen die von nationalistischen und antisemitischen Studenten in Gang gesetzten Vorkommnisse in den folgenden Jahren an Schärfe und Brutalität zu.

Ich will kurz begründen, daß und warum mir wichtig ist, im Anschluß an diese Anmerkungen und im Rahmen meines Themas vom Ende der Weimarer Republik und dabei vor allem von Carl von Ossietzky zu sprechen: Ossietzky hatte seit Anfang der 20er Jahre schon in seinen vielen politischen Essays und Leitartikeln von einer Bedrohung der von ihm selbst so glühend verteidigten Weimarer Republik durch Chauvinisten und Nationalisten gewarnt. Gemeinsam mit dem stärker werdenden militärisch-industriellen Komplex würden sie schließlich die Faschisten dazu benützen, die Republik abzuschaffen.

Ossietzkys Begriff vom Anspruch auf die Freiheit des Denkens und Handelns war identisch mit der selbst auferlegten politischen „Pflicht, immer deutlich auszusprechen, was ist!“ Die äußerste Konsequenz, mit der er nicht nur die Freiheit des Denkens, sondern auch die Freiheit entsprechenden Handelns in Anspruch nahm, war für ihn tödlich. Für uns behält sie oft erschreckende Aktualität. Geradezu prophetisch hört sich nämlich an, was Ossietzky am 10. Januar 1933, also unmittelbar vor dem Reichtagsbrand sagte: „Was der Nationalsozialismus an bösen und häßlichen Instinkten hervorgerufen hat, wird nicht so leicht verwehen und für lange Jahre noch das gesamte öffentliche Leben in Deutschland verpesten. Neue politische und soziale Systeme werden kommen, aber die Folgen Hitlers werden auferstehen...“

Angesichts der neuen Unbefangenheit, mit der nationalistische, antisemitische und rassistische Ideen und Aktivitäten öffentlich geäußert werden können, und angesichts der Milde, mit der darauf - jedenfalls meist - von seiten der offiziellen Politik und der Justiz reagiert wird, bleibt die Erinnerung an Ossietzkys Worte eine dringende Mahnung.

Nachzutragen bleibt, daß Ossietzky 1932 - nach der Verbüßung einer 18-monatigen Gefängnisstrafe, zu der er wegen angeblichem Landesverrat verurteilt worden war - noch einmal für wenige Monate die Schriftleitung der „Weltbühne“ übernahm und in seinem letzten großen Leitartikel Sozialisten und Kommunisten - vergeblich, wie wir wissen - beschwor, „sich an einen runden Tisch“ zu setzen, um die Machtübernahme der Nazis zu verhindern. Und noch einmal auf der letzten Sitzung des „Schutzverbandes deutscher Schriftsteller“ am 20.2.1933 schloß er seinen bewegenden Vortrag mit den Worten: „Wir werden keine Konzessionen machen und überall dort, wo ein Geßlerhut aufgestellt wird, in schweigender Verachtung vorübergehen“. Am 29.2. wurde Ossietzky gleichzeitig mit vielen anderen verhaftet.

Die Tatsache, daß demokratische Denk- und Handlungsweisen im Verlauf der 20er Jahre verloren gingen, und daß solche Mahnungen, wie sie Ossietzky aussprach, weitgehend unbeachtet blieben, zeigt, daß er auch damals, als man noch vollkommen frei denken und reden konnte, nur ein einzelner widerständig denkender und handelnder Mensch war. Und auch die wenigen anderen, die wie er mahnten, blieben einzelne widerständig denkende Subjekte am Rande der Gesellschaft (ich denke z.B. an Oskar Maria Graf, an Heinrich, Klaus und Erika Mann, an Erich Mühsam...).

Die Richter dagegen, die Ossietzky 1931 wegen angeblichem Landesverrat verurteilt hatten, paßten sich dem Nazi-Regime an - und sie hätten durchaus zu den Richtern gehören können, die die „Studenten der weißen Rose“ und Prof. Huber und Hans Konrad Leipelt zum Tode verurteilten. Ja, sie hätten sogar noch zu den Richtern gehören können, die nach dem Krieg über Wiedergutmachungsanträge oder über die Anerkennung von körperlichen und seelischen Leiden zu urteilen hatten.

Diese bitteren Gedanken erinnern mich an das Gespräch, das Hannah Arendt 1964 mit Günter Gaus führte. Darin spricht sie darüber, daß jeder denkende Mensch mindestens vier Jahre vor 1933 schon habe erkennen müssen, daß das deutsche Volk in seiner Mehrheit die Nazi-Ideologie bejahte. Sie selbst sei seit 1931 fest davon überzeugt gewesen, daß die Nazis ans Ruder kommen würden. Damals sei „das allgemein Politische (für sie und für alle Juden) ein persönliches Schicksal“ geworden. Der „Schock“ aber sei 1933 die „Gleichschaltung“ gewesen; und - so Hannah Arendt wörtlich - „das hieß, daß die Freunde sich gleichschalteten! Das Problem, das persönliche Problem war doch nicht etwa, was unsere Feinde taten, sondern was unsere Freunde taten. Was damals in der Welle von Gleichschaltung, die ja ziemlich freiwillig war, jedenfalls nicht unter dem Druck des Terrors vorging, das war, als ob sich ein leerer Raum um einen bildete... Und ich konnte feststellen, daß unter den Intellektuellen die Gleichschaltung

sozusagen die Regel war. Aber unter den Anderen nicht.“

Und ein junges Mädchen erinnerte sich, nachdem sie als Kind in die Emigration nach England geschickt worden war: „Allmählich und zuerst unmerklich wurde alles anders. 1933 wurde alles schlimmer, zunächst unmerklich, und dann immer schneller und schneller... Ganz allmählich begannen die Menschen, sich von uns zurückzuziehen... schließlich grüßte uns niemand mehr in der Öffentlichkeit...“ Ich glaube, daß Hannah Arendt mit dieser bitteren und harten Feststellung Recht hatte, daß aber zu fragen ist, ob sie in dieser Allgemeinheit zutrifft. Jedenfalls muß man sich der Ausnahmen bewußt bleiben. Aber wir müssen, nach allem, was wir wissen, zugeben, daß zumindest in allen öffentlichen Bereichen den Entlassungen der jüdischen Hochschullehrer und Beamten kein nennenswerter Widerstand entgegengesetzt wurde; ebensowenig übrigens wie den Entlassungen von Personen, die sich vor 1933 in jetzt verbotenen Parteien betätigt hatten. Das am 7. April 1933 verkündete Gesetz zur Wiederherstellung des Berufs-Beamtenrechts wurde reibungslos exekutiert, wie man z.B. den nüchternen Mitteilungen im Jahrbuch 1933/34 auch der Universität München entnehmen kann. Von solidarischen, empörten oder gar entsetzten Reaktionen seitens der arischen Kollegen ist wenig bekannt. Jedenfalls ging - einem Ausspruch Otto Hahns zufolge - „die Arbeit in den Instituten ungestört weiter“. Im Zusammenhang meines Themas will ich aber von den wenigen einzelnen Wissenschaftlern sprechen, die wie Heinrich Wieland und Otto Kraymer ihre Einstellung zum Nationalsozialismus schon früh deutlich zum Ausdruck brachten. Zu ihnen gehörten die Physiker Erwin Schrödinger und Viktor Hess, die beide von diesem Gesetz nicht betroffen waren. Schrödinger, der Deutschland 1933 aus Protest verlassen, später aber einen Ruf nach Graz angenommen hatte, mußte dann nach dem Anschluß aus Österreich fliehen. Und von den jüdischen Naturwissenschaftlern hatte außer Albert Einstein vor allem Emmy Noether schon während der Weimarer Jahre deutliche politische und pazifistische Positionen bezogen.

Zur Begründung seines Austritts aus der Preußischen Akademie der Wissenschaften schrieb Einstein im März 1933:

„Solange mir eine Möglichkeit offensteht, werde ich mich nur in einem Land aufhalten, in dem politische Freiheit, Toleranz und Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz herrschen. Zur politischen Freiheit gehört die Freiheit der mündlichen und schriftlichen Äußerung politischer Überzeugung, zur Toleranz die Achtung vor jeglicher Überzeugung eines Individuums. Diese Bedingungen sind gegenwärtig in Deutschland nicht erfüllt...“

Mit dieser unmißverständlichen Erklärung war Einstein nicht nur bei den meisten Kollegen in der Akademie, sondern auch innerhalb der Professenschaft allgemein auf breiten Widerspruch gestoßen. Was aber unterschied die Vielen, dem Regime angepaßten Wissenschaftler, die ja durchaus nicht alle wirklich überzeugte Nationalsozialisten waren, von den wenigen, von denen ich sprach? Zum einen ist wichtig, sich bewußt zu machen, daß viele Wissenschaftler einer Ideologie des Unpolitischen anhängen und sich von daher in ihrem Denken und Handeln nicht wirklich für die Demokratie entschieden. Sie hielten die Rolle des „Wissenschaftlers“ von der des „Staatsbürgers“ in ein- und derselben Person streng getrennt. Zum anderen läßt sich nicht leugnen, daß sehr viele deutsche Wissenschaftler die Weimarer Republik ablehnten. Sie hingen mehrheitlich nationalen bis nationalistischen und vor allem anti-kommunistischen Tendenzen an. Manche Wissenschaftler rechtfertigten sich nach 1945 mit dem Argument, mit dieser Aufspaltung auch der Verantwortlichkeiten seien sie selbst und auch die von ihnen vertretenen Wissenschaften von politischen Strömungen des Tages und des Jahrhunderts unabhängig gewesen. Und nur so hätten sie selbstlos im Interesse der Wissenschaften handeln können.

Der in solcher Auffassung steckende beschränkte Begriff der Autonomie der Persönlichkeit des einzelnen Menschen hat nun wirklich nichts zu tun mit dem Widerstand z.B. Heinrich Wielands, von dem ich vorhin sagte, daß er die Autonomie

der eigenen Persönlichkeit offenbar nicht trennen wollte von der des Wissenschaftlers, und daß er sich auch nicht aus der sozialen und moralischen Verantwortung für die Menschen, die in seinem Institut arbeiteten, studierten und lebten, lösen wollte.

Auch Hannah Arendt erinnert nachdrücklich daran, daß die Art zu denken, von der ich hier spreche, nicht „fachorientiert“ ist. Diese Art zu denken geht nicht von „theoretischen Fragen“ aus. Denn – so sagt Hannah Arendt – „die Trennlinie zwischen denen, die (im Bewußtsein der Freiheit des Denkens, G.F.) urteilen, – und denen, die sich kein Urteil bilden, verläuft quer zu allen sozialen Unterschieden, quer zu allen Unterschieden in Kultur und Bildung“. Und auch – so möchte ich wiederholen – Fräulein Bonse und Frau Schesser, von denen ich vorhin sprach – gingen nicht von „theoretischen Fragen“ aus. Vielmehr beobachteten sie die Situationen, die ihr Denken herausforderten und handelten dann unabhängig und frei von zugemuteten Zwängen und in Übereinstimmung mit ihren eigenen moralischen und ethischen Grundsätzen.

Diese Gedanken lassen mich noch – wie schon angekündigt – von zwei Menschen sprechen, die ihre Unabhängigkeit und Freiheit im Denken, Sprechen und Handeln ebenso wie ihre Fähigkeit, als Einzelne Widerstand leisten zu können, seit etwa 70 Jahren nachgewiesen haben. Daß sie die Möglichkeit solchen Denkens, Sprechens und Handelns unter den Bedingungen der Diktatur, wie auch unter den Bedingungen der Demokratie erprobten, und daß sie dabei auch die Grenzen des Handelns kennenlernten und über ihre Erfahrungen öffentlich nachdachten, unterstreicht die Bedeutung, die sie als Zeitzeugen im Zusammenhang meines Themas haben.

Einer dieser Zeitzeugen war Georg K. Glaser, der im Januar, 84 Jahre alt, gestorben ist. – Glaser war Autodidakt, sowohl als Silber- und Kaltschmied wie auch als Verfasser des Buches „Geheimnis und Gewalt“. Einen „Mann der gelebten Utopie“ hat man ihn genannt. Bei ihm gab es keinen Gegensatz zwischen der hand-

werklichen, Metall gestaltenden und der schriftstellerischen, Gedanken gestaltenden Arbeit. Ich fand alles, was über Glaser geschrieben oder in einem Fernsehdokument gezeigt und gesagt wurde, eindrucksvoll bestätigt, als ich ihn vor 3 oder 4 Jahren in Göttingen selbst kennenlernen konnte und - am Tag nach einer Lesung - Gelegenheit hatte, mit ihm viele Stunden zu sprechen. Seit seinen Anfängen als Vagabund und dann als Emigrant in Frankreich blieb Glaser durch die Nazi-, Kriegs- und Nachkriegsjahre hindurch einer, der falsches Denken zu erkennen und ihm zu widerstehen vermochte. Und als in der kommunistischen Partei Frankreichs Stalinisten begannen, die Freiheit des Denkens zu unterdrücken, trennte er sich von ihnen, ohne die Grundsätze, deretwegen er der Partei früher nahestand, zu verwerfen.

Der andere Alte, von dem ich sprechen will, ist Stefan Heym. Er war und blieb einer, der durch alle Jahrzehnte hindurch wagte, in der Öffentlichkeit frei zu denken und zu sprechen und seinen Gedanken Gehör zu verschaffen. Er verteidigte seine Möglichkeiten des öffentlichen Denkens und Sprechens bis zum Äußersten. Fast alle schwerwiegenden politischen Konflikte Heyms zwischen 1931 und heute haben mit dieser Verteidigung der Freiheit des Wortes zu tun. Auf die Biographie Heyms hier einzugehen, erübrigt sich, denn er hat oft und zuletzt in der Autobiographie „Nachruf“ über alle Stationen seiner Emigrationen und seiner Heimkehr ausführlich berichtet. Und er hat dabei auch über seine politischen Irrtümer und deren Korrekturen öffentlich nachgedacht.

Mir kommt es hier - wie bei Georg Glaser - auf Heym als einen der wenigen Zeugen des Widerstands eines Einzelnen gegen den Faschismus in diesem Jahrhundert an. Dieser Aspekt veranlaßte vor kurzem den jüdischen Historiker Frank Stern, sich die Realisierung einer „demokratischen Utopie“ vorzustellen: der Bundeskanzler und der Bundespräsident würden Stefan Heym bitten, zu einem der Jahrestage 1995 eine Gedenkrede zu halten. Denn Heym sei einer der wenigen noch lebenden deutschen Menschen,

die von Anfang an aktive Gegner der Nazis waren. Vor allem aber sei er einer derjenigen, die während des Krieges einen Beitrag zur militärischen Niederlage und damit zum Beginn einer Befreiung Deutschlands vom Nationalsozialismus geleistet haben.

Nun, Utopien bleiben in der Regel Utopien, aber Stefan Heym bekam auf seine Weise die Gelegenheit, als Alterspräsident den 13. deutschen Bundestag zu eröffnen. Und er nutzte die Möglichkeit der freien Rede, indem er - wie Christoph Dieckmann in der „Zeit“ schrieb - nicht für sich allein, sondern für alle sprach: von Versäumnissen, von falschen Weichenstellungen, von der Notwendigkeit, akzeptable sozial gerechte Verhältnisse herzustellen und die Umwelt zu erhalten; und zuletzt von den Hoffnungen auf „eine Koalition der Vernunft, die eine Koalition der Vernünftigen“ voraussetze. Mir waren die wichtigsten Sätze jene, in denen Heym - auf eine allgemeine Übereinstimmung im Parlament bauend - sagte: „Chauvinismus, Rassismus, Antisemitismus und Stalinsche Verfahrensweisen sollten für immer aus unserem Lande gebannt sein... Der Bundestag... kann dazu beitragen, ein Klima zu schaffen, in dem Menschen, die solch verfehlten Denkweisen anhängen, der öffentlichen Ächtung verfallen“.

Ja, mir waren diese Sätze über die „verfehlten Denkweisen“ die wichtigsten. Aber ich wage doch zu zweifeln: Sitzt nicht der alte Stefan Heym mit seiner Konsens-Erwartung einem Wunschtraum auf? Sind nicht die Grundlagen solcher „verfehlten Denkweisen“ zutiefst verankert, sowohl im Alltagsbewußtsein wie in bestehenden gesellschaftlichen und sozialen Strukturen? Und wird nicht seit längerer Zeit schon das darin steckende Ungleichheitsdenken durch die Tendenzen einer Biologisierung des Sozialen von manchen Wissenschaftlern den Menschen als wissenschaftliche Tatsache wieder nahe gelegt? Und werden dabei nicht aufs Neue gesellschaftliche, politische und soziale Tatsachen als Natur-Tatsachen definiert; so, daß unversehens rassistische und antisemitische Auffassungen als schon immer in der „Natur der Menschen“ angelegt, angeblich „erklärt“ werden?

Ich halte das Ungleichheitsdenken vor allem deswegen für gefährlich, weil es nicht nur den Menschen unterschiedliche Wertigkeiten zuspricht, und damit eine Hierarchisierung der Menschen in den Bereichen des Rechts, der Bildung und der sozialen Fürsorge bewirkt, sondern weil in letzter Konsequenz solche Hierarchisierungsbestrebungen dazu führen, bestimmten Menschen das Mensch-Sein überhaupt nicht mehr zuzugestehen. Das aber heißt nichts anderes, als daß solches Denken im Kern nazi-faschistisch ist.

Ich hatte in meinem Vortrag gesagt, daß der „Widerstand der denkenden Subjekte eine Grundvoraussetzung für die Freiheit in der Demokratie“ ist, vor allem und nur dann, wenn mit der Freiheit des Denkens auch die moralischen Maßstäbe, unter denen es stattfindet, garantiert werden. Und das heißt, wenn die durch das Grundgesetz garantierte Menschenwürde unter allen Umständen unangetastet bleibt. Es geht mir also - wie in den vorangegangenen Abschnitten auch - um die Möglichkeiten des freien Denkens und Handelns einzelner Menschen in der heutigen Zeit.

Von nichts anderem spricht m.E. auch Heribert Prantl in seiner Dankes-Rede anlässlich der Verleihung des Geschwister-Scholl- Preises für sein Buch „Deutschland – leicht entflammbar“ „Widerstand“ in der Demokratie heißt heute – so sagt Prantl wörtlich: „Widerspruch, Zivilcourage, aufrechter Gang, ziviler Ungehorsam; er kann Sitzblockade, Bürgerinitiative oder Kirchenasyl heißen“. Auch Prantls Beispiele sind allemal Beispiele für „Widerstand“ oder Widerspruch oder Einspruch gegen Ungleichheit, gegen die Verletzung der Würde ungleich behandelter Menschen.

Besonders gefallen hat mir die in der Rede erwähnte ungewöhnliche Entscheidung der Bremer Schülerinnen und Schüler, sich lieber den schwachen und behinderten Mitschülern anzupassen, mit denen sie zusammen weiter unterrichtet werden wollten, als auf die Solidarität mit ihnen zu verzichten. Die Solidarität mit den „ungleich“ Behandelten, mit den Schwachen, mit denen, deren Würde leicht verletzt werden

kann und oft schon verletzt wurde, ist eines der wichtigsten Merkmale für das aus der so verstandenen Freiheit des Denkens abgeleitete widerständige Handeln in der Demokratie. Diejenigen einzelnen Menschen, die solches Handeln als Erste wagen, bedürfen der Ermutigung: so der Polizist, der sich aus Gewissensgründen der Abschiebung eines Kurden widersetzt. Er hatte danach mit einer Fülle von unangenehmen, persönlichen Konsequenzen zu tun. Aber er löste mit seinem Handeln auch eine bisher noch kaum geführte Diskussion über herrschende Rechtsnormen aus: Das Verhältnis von Gehorsam und persönlicher Verantwortung im Beruf und in ungewohnten beruflichen Situationen war bisher noch kein breit diskutiertes Thema unter seinen Berufskollegen. - Die Wochenzeitung „Die Zeit“ widmete ihm in der Ausgabe vom 20. Januar '95 an hervorragender Stelle ein langes „Plädoyer“ für die Freiheit des Gewissens. Es endet mit der Bemerkung: „Die herrschende juristische Meinung ist ... keine feststehende Größe. Recht ist wandelbar, es muß in einer pluralistischen Gesellschaft wandelbar sein. Wenn es sich nicht wandelt, so liegt das auch an uns.“

Inzwischen haben Piloten und Polizisten, wie Ingrid Müller-Münch am 16.2.95 in der FR berichtet, eine Art Widerstands-Initiative gegründet. Auch die Mannheimer Schöffen und Schöffinnen oder der Studienrat aus Meerbusch, der sich gegen die Apartheids-Maßnahmen eines Co-op-Ladens aktiv zur Wehr setzte, sind Beispiele für „widerständiges“ Handeln. Der Wert solcher Handlungen einzelner, widerständig denkender Subjekte und der Wert daraus hervorgehender öffentlicher Diskussionsprozesse kann für das politische Klima in der Demokratie nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Ich wende mich nun noch dem von einzelnen Menschen einer Göttinger Bürgerinitiative entwickelten Konzept zu, das wegen seiner Bedeutung für die Gestaltung des menschlichen, sozialen und politischen Klimas eines Stadtviertels im Zusammenhang meines Themas seine Bedeutung hat. Und zwar eine Bedeutung insofern, als die von mir verwendeten Begriffe von der Freiheit

des Denkens und der Verantwortung des Handelns einzelner Menschen in diesem Stadtviertel allen dort lebenden Menschen zugestanden und zugemutet werden sollen. Die Situation im Viertel ist – kurz angedeutet – die folgende:

Der Rat der Stadt beschloß, auf einem stadteigenen Grundstück ein Heim für ca. 40 Flüchtlingsfamilien – und das heißt für ca. 180 Personen aller Altersstufen – einzurichten. Die Reaktionen der Anwohner schwankten zwischen dem von relativ wenigen entschieden erhobenen (und auch juristisch vertretenem) Protest und von ziemlich vielen Anwohnern eher verhalten geäußerten ablehnenden oder skeptischen Einstellung auf der einen Seite, und einer von relativ wenigen Menschen auch öffentlich vertretenen und begründeten Zustimmung auf der anderen Seite. Die auf dieser Seite 1992 gegründete Bürgerinitiative plädierte von Anfang an und seither konsequent für Akzeptanz, für die Integration der neu ins Viertel gekommenen Menschen und gegen deren Ausgrenzung. „Wir wollen“ – so drückten die Initiatoren der Initiative ihre Absichten aus – „den Nachbarn ein Forum bieten, um Vorbehalte und Ängste zu artikulieren. Zu den Fremden soll ein freundliches, nachbarschaftliches Verhältnis hergestellt werden“. – Einige günstige Projekte konnten durch Spenden finanziert werden: die größte Spende kam von Ruth Klüger, die der Initiative den größeren Teil ihres für das Buch „weiter leben“ erhaltenen Niedersachsen-Preises schenkte.

Ein wichtiges Ziel war und ist, im Viertel eine Atmosphäre zu schaffen, in der sich alte und neue Nachbarn kennenlernen können und auch kennenlernen wollen. – Ich glaube, daß dieses Ziel während der vergangenen zwei Jahre in gewissem Umfang erreicht worden ist: Skeptische Anwohner haben an den Aktivitäten, Veranstaltungen und Festen inzwischen teilgenommen; Freundschaften zwischen deutschen Familien und Flüchtlingsfamilien sind entstanden. Insofern kann der Versuch, im Viertel einen Raum zu schaffen, in dem sich alle als Subjekte verstehen und einbringen können, in dem Ängste ausgesprochen und Wünsche geäußert werden kön-

nen, durchaus als gelungen bezeichnet werden, zumal in zunehmendem Maße die Flüchtlinge selbst sich aktiv mit Vorschlägen und vor allem mit Gesten der persönlichen Zuneigung als Nachbarn des Viertels verstehen.

Aber es wäre verfehlt, die derzeitige Situation als Idylle zu beschreiben. Die an sich günstige Situation wird durch den Zynismus, der in der Landes- bzw. Bundespolitik angekündigten Maßnahmen bei der Durchsetzung des sogenannten „Asyl- Kompromisses“ ständig bedroht. Die entstandene Atmosphäre gegenseitigen Vertrauens, die menschliche Wärme zwischen den alten und neuen Anwohnern, kann schnell zerstört werden.

Das aus der Freiheit der denkenden Subjekte und aus der persönlichen Verantwortung ihres Handelns abgeleitete Verständnis von Kooperation, Zusammenarbeit, auch von Kompromißbereitschaft, ist aber ständig in Gefahr, durch die zynische Androhung von bürokratisch oder aber politisch begründeten Maßnahmen gestört oder zerstört zu werden. Da dies aber als Angriff auf die ja an sich garantierte Unverletzlichkeit der Würde einzelner Menschen verstanden werden muß, kann das aus der Freiheit der denkenden Subjekte kommende demokratische Verhalten unter Umständen zum Widerstand werden: Der heißt dann z.B. Kirchenasyl, Unterbringung in einer sicheren Unterkunft.

Von solchem Umschlag des Verhaltens erfahren wir nur gelegentlich. So, wenn z.B. über den Fall eines bayrischen Dorfes berichtet wird, dessen Einwohner entgegen den Absichten der von ihnen immer mit absoluter Mehrheit gewählten Landesregierung beschließen, die Abschiebung einer Kurdenfamilie nicht zuzulassen. Verletzt werden durch solch zynischen Umgang mit der Macht nicht nur einzelne Menschen, deren Würde ohnehin so leicht verletzt werden kann. Verletzt wird eben auch die Hoffnung auf und das Vertrauen in die Entwicklung stabiler demokratischer Strukturen.

Ich komme auf meine eingangs gestellten Fragen zurück: „Wer waren (und wer sind) gebenen-

falls heute) die einzelnen Menschen, die allen Versuchen, sich diese Freiheiten nehmen oder einschränken zu lassen, widerstehen?“

Das waren, wie ich zu zeigen versuchte, zum einen diejenigen einzelnen Menschen, die auf eher unspektakuläre Weise versuchten, in einem selbst bestimmten Umfang ein ihren politischen und moralischen Grundsätzen entsprechendes Handeln zu wagen. Das Handeln aber war immer auf die Mitwirkung anderer Menschen angewiesen und darin lag - egal, ob jemand in ganz kleinen Kreis handelte wie z.B. Fr. Bonse, oder aber versuchte, wie Heinrich Wieland und andere, „Inseln des Vertrauens“ und der relativ freien Kommunikation zu schaffen – das Risiko. Das Risiko der Denunziation oder das Risiko der „Entdeckung“ durch die Machthaber. Und noch etwas ist hinzuzufügen: Dieses Handeln war immer im gewissen Sinn auf Mitwisser angewiesen und schloß wahrscheinlich auch die Notwendigkeit von Kompromissen nicht aus. Die Studenten der „Weißen Rose“ aber riefen mit dem Mut der Verzweiflung alle Einzelnen zum Widerstand auf, zur Selbstbefreiung aus dem „geistigen Gefängnis“. Heute sind wir nicht mehr darauf angewiesen, uns auf „Inseln des Schweigens“ zurückzuziehen. Ein dem politischen und moralischen Anspruch entsprechendes Handeln kann, ja muß gewagt werden.

Aber eine der Mahnungen, die im letzten Flugblatt den Menschen zugerufen wurde, hat bis heute ihre Gültigkeit behalten: „Zerreißt den Mantel der Gleichgültigkeit!“

25.000 DM für Kupferstichsammlung

25.000 DM hat die Münchner Universitätsgesellschaft für den Erhalt der Kupferstichsammlung im Institut für Kunstgeschichte gestiftet. Schwerpunkt der Sammlung sind Kupferstiche, Radierungen und Schabkunstblätter aus der Zeit vom 16. bis ins 18. Jahrhundert. Sie geht auf eine 6.000 Blatt umfassende Stiftung des Bayerischen Kurfürsten Max IV. Josef im Jahr 1804 zurück; er vermachte sie der Universität (damals noch in Landshut) zu Lehrzwecken. Heute umfaßt die Sammlung noch etwa 1.500 Blätter. Sie soll in einen einwandfreien Zustand versetzt werden, damit sie auch wieder als Anschauungsmaterial dienen kann.

Neue Amtsperiode für Prorektoren

Prof. Dr. Lutz von Rosenstiel, Prof. Dr. Dr. Dieter Adam und Prof. Dr. Heinrich Soffel traten am 1. April 1995 eine neue zweijährige Amtszeit als Prorektoren an. Sie wurden von der Versammlung, dem größten Selbstverwaltungsgremium der Universität, am 26. Januar 1995 im ersten Wahlgang mit 46 von 50 abgegebenen Stimmen wiedergewählt. Einen anderen Wahlvorschlag gab es nicht. Die Prorektoren haben eigene Aufgabenbereiche in der Leitung der Universität, die ihnen per Beschluß des Rektoratskollegiums zugewiesen sind.

Prorektor I Prof. von Rosenstiel ist zuständig für Studien- und Prüfungsordnungen, Ringvorlesungen, Studium generale, hat den Vorsitz der Lehrerbildungskommission und des Arbeitskreises „Ringvorlesung und interdisziplinäre Lehrveranstaltungen“, ist zuständig für Studienberatung und „Student und Arbeitsmarkt“, für Kontakte zur Wirtschaft, Technologietransfer und ist Mitglied im Beirat des Wirtschaftsministeriums, sowie zweiter Schatzmeister der Universitätsgesellschaft.

Prorektor II Prof. Adam kümmert sich um Auslandsstudium und Ausländerstudium, Beziehungen zu ausländischen Universitäten, EG-Programme wie ERASMUS und LINGUA, das Internationale Begegnungszentrum, hat den Vorsitz des Beirats für das Auslands- und Ausländerstudium, ist zuständig für den Hochschulentwicklungsplan, hat den Vorsitz der Ständigen Kommission für Hochschulplanung und kümmert sich um die Sonderforschungsbereiche.

Zu den Aufgaben des Prorektors III Prof. Soffel gehören alle den wissenschaftlichen Nachwuchs betreffenden Angelegenheiten, wie die Mitzeichnung bei Personalentscheidungen im wissenschaftlichen Bereich, Habilitationsordnungen, Prüfung der Anträge auf Verleihung der Bezeichnung „apl. Prof.“ und Referat im Senat, der Vorsitz der Zentralen Kommission für die Förderung des wissenschaftlichen und künstlerischen Nachwuchses; aber auch die Aufgabenverteilung zwischen Zentral- und Teilbibliotheken, der Vorsitz des Bibliotheksausschusses sowie die Mitgliedschaft in der Kommission des Leibniz-Rechenzentrums.

Universitätsgesellschaft fördert Sicherung alter Handschriften

Die Münchner Universitätsgesellschaft hat der Universitätsbibliothek für die Sicherungs- und Schutzverfilmung von Handschriften rund 61.000 DM bewilligt.

Die Universität besitzt mit ihrem mittelalterlichen und neuzeitlichen Handschriftenbestand einen Schatz, dem als Quellensammlung für die europäische Kultur- und Geistesgeschichte eine außerordentlich große Bedeutung zukommt. Mit der Verfilmung der wichtigsten Handschriften könnte dieser wertvolle Bestand für die Zukunft gesichert und zugleich auch für die gegenwärtige Lehre und Forschung der unterschiedlichsten Fächer besser zugänglich gemacht werden.

Veranstaltungen zum 50. Jahrestag des Kriegsendes

Zwei größere Veranstaltungen widmete die Universität dem 50. Jahrestag des Kriegsendes. Am 11. Mai - das Datum war bewußt gewählt, um den eigentlichen Jahrestag nicht zu überfrachten - fand eine Gedächtnisvorlesung statt, und am 13. Juni veranstaltete die Universität eine Podiumsdiskussion. Dort diskutierten Frau Staatsminister a.D. Dr. Hildegard Hamm-Brücher und der Historiker Prof. Dr. Fritz Stern von der Columbia Universität New York. Für den aus gesundheitlichen Gründen kurzfristig verhinderten Philosophen Prof. Dr. Carl Friedrich von Weiz-

säcker diskutierte Prof. Dr. Christian Maier vom Institut für Alte Geschichte. Die Moderation übernahm der Inhaber des Lehrstuhls für Neuere Geschichte, Prof. Dr. Hans Günter Hockerts. Themen der Diskussion waren die individuellen Facetten schmerzlicher Kriegserinnerungen und des Gefühls der Befreiung von den Nationalsozialisten.

Der Gedenkvortrag, der im folgenden dokumentiert wird, wurde von Prof. Dr. Hans Maier, dem ehemaligen Kultusminister und jetzigen Inhaber des Lehrstuhls für christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie, zum Thema „Niederlage und Befreiung. Der. 8. Mai und die Deutschen“ gehalten. Die einführenden Worte sprach der Rektor, Prof. Dr. Andreas Heldrich.

Andreas Heldrich

Die Erinnerung an den Zusammenbruch der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft und an das Ende des 2. Weltkriegs in Europa hat uns in diesen Tagen alle in Bann geschlagen. Auch 50 Jahre danach läßt die Rückschau auf diese Zeitenwende wohl niemanden gleichgültig.

Die Universität München gedenkt des 8. Mai 1945 bewußt nicht an dem eigentlichen Jahrestag. Die Konkurrenz anderer Gedenkveranstaltungen schien uns übermächtig. Ich bedaure sehr, daß gerade diese Zurückhaltung zu einer Kontroverse über die passende Form des Erinnerns geführt hat. Der studentische Sprecherrat hatte uns kurzfristig gebeten, am 8. Mai ein etwa 30 m² großes Gemälde im Lichthof über dem Denkmal der Weißen Rose aufhängen zu dürfen. Es stellt eine Kopie des berühmten Fotos vom Hissen der sowjetischen Fahne mit Hammer und Sichel auf der Ruine des Reichstagsgebäudes dar. Uns schien dieses Bild in seiner vielschichtigen Symbolik nicht das geeignete Instrument, um das Gefühl der Befreiung zu wecken, das wir mit dem 8. Mai 1945 verbinden wollen und verbinden können.

Ein gütiges Geschick hat uns in Bayern die amerikanischen Streitkräfte als Besatzungsmacht beschert. Sie begannen alsbald mit dem Aufbau einer Demokratie. Auch die Universität München kam in den Genuß der schrittweise zurück-erlangten Freiheit. Am 1. April 1946 wurde sie in den weitgehend zerstörten Gebäuden förmlich wiedereröffnet.

Die verbrecherische Ideologie des NS-Regimes hatte das geistige Leben der Universität nahezu erstickt. Viele ihrer Professoren und Dozenten mußten die Hochschule aus sogenannten rassischen oder politischen Gründen verlassen, darunter der Staatsrechtler Hans Nawiasky, der Mathematiker Alfred Pringsheim, der Astronom Alexander Wilkens, der Chemiker Alexander Fajans, der Ophthalmologe Karl Wessely, der Jurist Karl Neumeyer und der Pädagoge und Philosoph Aloys Fischer, um nur einige namentlich zu nennen. Einzelne von ihnen mußten den Entschluß, in Deutschland auszuharren, mit dem Leben bezahlen. Wer im Lehrkörper zurückblieb, hatte die Wahl zwischen Resignation, opportunistischer Anpassung oder begeisterter

Mittäterschaft. Ein Hort des Widerstandes gegen die braune Diktatur ist die Universität nicht gewesen. Dies gilt auch für die Studentenschaft, die den Beginn der neuen Zeit am 10. Mai 1933 mit der Verbrennung „volkszerstörerlicher Bücher und Zeitschriften“ auf dem Königsplatz feierte.

Es gäbe wenig Tröstliches in der Geschichte der Universität im Dritten Reich ohne den Widerstandskreis der Weißen Rose, dessen Mitglieder in ihren Flugblättern todesmutig die Verbrechen des Regimes anprangerten und zu seinem Sturz aufriefen. Wir gedenken ihrer auch heute in großer Dankbarkeit und Bewunderung, gerade weil sie den Tag der Befreiung nicht mehr erleben konnten.

Von den vielschichtigen Erinnerungen und Gefühlen, die uns Deutsche mit diesem Tag verbinden, wird nun der ehemalige Staatsminister für Unterricht und Kultus, Prof. Hans Maier, zu uns sprechen. Namens der Universität danke ich Ihnen, lieber Herr Kollege Maier, daß gerade Sie diese bedeutsame Aufgabe übernommen haben. Ich darf die Gelegenheit benützen wieder einmal dafür zu danken, daß Sie nach Beendigung Ihres politischen Amtes wieder auf einen Lehrstuhl an unserer Universität zurückgekehrt sind und seit vielen Jahren erfolgreich in unserer Mitte wirken. *Wir freuen uns auf Ihre Ausführungen.*

Hans Maier

I.

Das Jahr 1945 hat viele Gesichter. Keine Phantasie kann sie alle gleichzeitig vergegenwärtigen. Vieles überstürzte und überlagerte sich in den Geschehnissen jener Tage: Unzählige Menschen waren auf der Flucht, in den Städten häuften sich die vom Bombenkrieg Erschlagenen und Verbrannten, Reste der deutschen Armeen leisteten auf deutschem Boden letzten Widerstand gegen die alliierten Heere oder fluteten zurück, der feindlichen Übermacht weichend. Da waren die siegreich vordringenden Soldaten, Panzer und Flugzeuge der Alliierten, da waren Frauen,

Kinder, Alte, die in Luftschutzkellern und Unterständen das Ende abwarteten, da waren die tödlichen Zuckungen des zu Ende gehenden NS-Reiches, Denunziationen, Standgerichte, Zerstörungen, verbrannte Erde. Der Krieg schlug auf das Land zurück, von dem er ausgegangen war. Die Fronten brachen zusammen. Viele Städte gingen im Feuer unter. Endlich folgte, am 8. Mai 1945, die bedingungslose Kapitulation.

Deutschland, Jahre hindurch das Zentrum einer riesigen, die ganze Welt bedrängenden Kriegsmaschinerie, fiel mit dem Kriegsende in eine dumpfe tiefe Erstarrung. „Hier ist etwas geschehen, aber jetzt ist es vorbei“, so beschrieb Alfred Döblin, aus der Emigration heimkehrend, seinen Eindruck von dem zerstörten Land. Vorbei, endlich vorbei - das war auch die Stimmung, die sich unter den Geschlagenen verbreitete. Man war froh, davongekommen zu sein; man atmete auf, weil keine Bomben mehr fielen. Vom Überleben fand man langsam zurück zum Leben. Die unmittelbaren Kriegshandlungen waren zwar mit der Kapitulation zu Ende, aber die Wirkungen, die Folgen des Krieges gingen weiter, ja sie wurden in ihrem ganzen Umfang, ihrer grausamen Konsequenz erst langsam sichtbar. Viele Menschen starben noch in den folgenden Monaten, lange nach dem 8. Mai, an Hunger, Entbehrungen, Krankheiten, auf der Flucht, in Gefangenenlagern - allein für die aus Ost-, Mittel- und Südosteuropa vertriebenen Deutschen hat man Verluste von mehr als zwei Millionen errechnet (Statistisches Bundesamt [Hg.], *Die deutschen Vertreibungsverluste*, Wiesbaden/Stuttgart 1958 S. 38, 45 f.). Und für wie viele Menschen - auch in Deutschland - war die nun beginnende Nachkriegszeit nur ein Übergang von einer Unfreiheit in die andere!

Mit der Kapitulation der deutschen Armeen, der Absetzung der Regierung Dönitz durch die Alliierten und der Übernahme der Regierungsgewalt durch den Kontrollrat schied Deutschland aus der Reihe der handelnden Mächte aus; es wurde Objekt der Weltpolitik; sein Schicksal stand zur Disposition. Die Deutschen hatten ihren Kriegs-

gegner angetan, was sie konnten - nun, nach der Niederlage, hatten sie von ihnen zu erleiden, was sie mußten. So war das Leben in der ersten Nachkriegszeit bedrückend: Ruinen, Gedränge in zertrümmerten Häusern und Städten, Trauer um tote und Sorge um vermißte Angehörige, der Kampf um Brot und Wohnung, um die fällige Tagesration. Ein klein gewordenes Land, in das Millionen von neuen Arbeit- und Nahrungssuchenden drängten; eine Gesellschaft ohne Zukunftsaussichten: Flüchtlinge, Vertriebene, Heimkehrer, Ausgebombte, Obdachlose. Kaum nahm man die weltpolitische Bewegung ringsum wahr: die Gründung der Vereinten Nationen, den verheißenen Ewigen Frieden, das Gericht der Sieger in Nürnberg, den Zerfall des Kriegsbündnisses der Alliierten, die versandenden Konferenzen, den beginnenden Kalten Krieg.

Etwas war zu Ende gegangen - und es war weit mehr als nur ein „Drittes Reich“. Ich erinnere mich an eine Begegnung mit einem meiner alten Lehrer im zertrümmerten Freiburg in den letzten Kriegstagen; er sagte unter Tränen: „Nun ist der Krieg verloren, das Dritte Reich zerstört – aber auch das Bismarckreich ist zu Ende und mit ihm die deutsche Einheit, die Sehnsucht aller guten Deutschen.“ Der Mann war Protestant, national-liberal und alles andere als ein Nazi. So wie er mögen damals viele gedacht haben. Der 8. Mai 1945 war für sie nicht nur eine Niederlage in einem Krieg ungleicher Kräfte, die man hinnehmen mußte, von der man sich eines Tages auch wieder erholen mochte. Sie schien das Ende deutscher Möglichkeiten, deutscher Geschichte überhaupt zu sein - ein endgültiges und unwiderfürliches Finis Germaniae. So sah es auch ein alter Mann in der Emigration in Pacific Palisades, der in jenen Tagen einen Faustroman zu schreiben begann – Thomas Mann. „In Endes Zeichen steht die Welt, steht darin wenigstens für uns Deutsche, deren tausendjährige Geschichte widerlegt, ad absurdum geführt, als unselig verfehlt, als Irrweg erwiesen durch dieses Ergebnis, ins Nichts, in die Verzweiflung, in einen Bankerott ohne Beispiel, in eine von donnernden Flammen umtanzte Höllenfahrt mündet.“ So der Erzähler

Serenus Zeitblom, auf dem Freisinger Domberg über die deutschen Dinge meditierend; und konsequenterweise mündet sein Bericht am Ende in den entsetzten Ausruf: „Gott sei eurer armen Seele gnädig, mein Freund, mein Vaterland.“

II.

Doch gottlob: so aussichtslos-apokalyptisch geht es am Ende doch nur in Romanen zu. Das reale Leben ist meist banaler; häufiger als die Übergänge sind die Übergänge. Auch die Deutschen, soweit sie die Katastrophe überlebten, konnten sich nicht aus der Welt flüchten, aus der Geschichte abmelden. Sie hatten sich vielmehr im dürftigen, bedrückenden, aber auch selbstgenügsamen und pragmatischen Alltag der Nachkriegszeit einzurichten - in jener Zukunft, von der man sagen kann, daß sie am 8. Mai bereits begonnen hatte.

Denn die Deutschen hatten 1945 nicht nur den Krieg verloren, sie waren nicht nur in einen Abgrund gestürzt, in eine Katastrophe, die ihre Weiterexistenz als Volk und Staat in Frage stellte. Sie waren paradoxerweise auch befreit worden: befreit von einem Regime, das sie aus eigener Kraft nicht abzuschütteln in der Lage waren, befreit durch Völker, die ihre Kriegsgegner waren und deren Sieg der bittere, aber notwendige Preis für das Ende der eigenen Unterdrückung war. Das ist eine Einsicht, die heute, nach fünfzig Jahren, gewiß von der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes geteilt wird. 1945 war sie noch keineswegs Allgemeingut. Wie hätten auch Geschlagene, Gefangene, Vergewaltigte, Enteignete, in die Flucht Getriebene, mit dem Tod Bedrohte - und in dieser Lage waren damals Millionen Deutsche - erkennen können, daß sie „befreit“ worden waren? Es bedurfte einiger Zeit, bis die Mehrheit der Deutschen die 1945 neueröffneten Chancen der Geschichte zu erkennen begannen. Nachwirkungen der nationalsozialistischen Zeit reichten noch tief in das erste Nachkriegsjahrzehnt hinein. Noch im Mai 1955, zehn Jahre nach Kriegsende, meinten 48% der Westdeutschen nach einer Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach, „ohne den

Krieg“ wäre Hitler einer der größten deutschen Staatsmänner gewesen. Daß diese Zahl zwanzig Jahre später auf 38 % zurückgegangen war und daß die Gegenmeinung, das Dritte Reich sei „in jedem Fall eine schlechte Sache“ gewesen, stetig wuchs und im Dezember 1992 in der alten Bundesrepublik 64 %, in den neuen Bundesländern sogar 69 % Zustimmung fand, eine Zweidrittelmehrheit also in ganz Deutschland – das zeigt zweierlei: daß die Abkehr vom Nationalsozialismus im Lauf der fünfzigjährigen Nachkriegsgeschichte allmählich definitiv und unumkehrbar wurde, aber auch, daß dieser Vorgang langsam vor sich ging und längere Zeit in Anspruch nahm.

Er wäre noch weniger rasch in Gang gekommen, hätte sich nicht bald nach 1945 die weltpolitische Szenerie verändert. Schon am 12. Mai hatte Churchill in einem Telegramm an Harry S. Truman, Roosevelts Nachfolger, von einem „Eisernen Vorhang“ gesprochen, der vor der Front der sowjetischen Truppen niedergegangen sei. Die Wendung verbreitete sich rasch und gab der politischen Geographie der Nachkriegszeit einen neuen Namen. Nur wenige Monate nach Kriegsende vergingen, und der „Kalte Krieg“ zwischen den östlichen und westlichen Alliierten begann. Er sollte in den folgenden Jahren eine unerwartete Schärfe annehmen. Ganz Europa, vor allem aber Deutschland, war betroffen. 1948 wurde die Tschechoslowakei durch einen Staatsstreich kommunistisch, in Deutschland stellte der Alliierte Kontrollrat seine Tätigkeit ein, die Russen begannen Berlin zu blockieren. Das war die Zeit, in der man nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Westeuropa die bange Frage stellte: Wann kommen die Russen?

Was folgte, erscheint uns im Rückblick als unvermeidliche Konsequenz der neuen weltpolitischen Polbildungen: die Gründung der Bundesrepublik Deutschland und die ihr nachfolgende Gründung der DDR. Die in Resten noch vorhandene Einheit Deutschlands zerbrach unter dem Druck der neuen Gegebenheiten: in seinem östlichen Teil wurde Deutschland unter russischer Hegemonie straff in das System des Ostblocks eingegliedert, im Westen entstand unter der allmäh-

lich sich lockern Aufsicht Amerikas, Großbritanniens, Frankreichs ein politisches Gebilde von wachsender Eigenständigkeit. Hier konnten die geschlagenen Deutschen ihre Chance als Befreite nutzen; hier konnten sie die neugewonnene Freiheit stabilisieren und ausbauen; hier konnten sie Anschluß gewinnen an die europäischen – und an die eigenen – Traditionen des Rechts, der Solidarität, der Demokratie. So gewann ihr Beispiel Anziehungskraft für diejenigen Landsleute, die diese Freiheit nicht besaßen. Die Geschichte der alten Bundesrepublik entwickelte sich zum Exempel einer erfolgreichen politischen Stellvertretung über viele Jahre hin – von 1949 bis zum Jahr 1990, der Wiedervereinigung mit der sich die getrennten Wege der Nachkriegszeit wieder zu einem gemeinsamen Weg vereinigten.

Das alles war, im Inneren wie im Äußeren, kein selbstverständlicher Prozeß. Ohne die helfende Hand ehemaliger Gegner hätten sich die neuen Möglichkeiten im Westen kaum eröffnet – und wir Deutschen haben auch heute allen Grund, denen zu danken, die damals dem Gedanken der Vergeltung und Rache abschworen und ein neues Kapitel der Verständigung und Zusammenarbeit eröffneten. Gewiß, der Wandel des Klimas nach 1945, der in so deutlichem Kontrast steht zu der Verhärtung und Feindschaft nach 1918, hatte seinen Grund auch in den geschilderten weltpolitischen Veränderungen und Handlungszwängen. Angesichts des sowjetischen Imperialismus mußte sich der Westen auf seine freiheitlichen Traditionen besinnen. Das geschlagene Deutschland war einzubeziehen in den Prozeß europäischer und westlicher Reorganisation. Es durfte kein machtpolitisches Vakuum im Herzen Europas entstehen. Aber die entscheidenden Anstöße gingen doch, wie immer in der Geschichte, von einzelnen aus: vor allem von jenen Politikern, die nach 1948 die europäische Zusammenarbeit durch neue und ungewöhnliche Initiativen intensivierten: Schuman, De Gasperi und Adenauer. In einer Zeit der Not, des Zerfalls der Solidarität, der nationalen Egoismen erreichten sie durch entschlossene Kooperation, daß Europa seit den Fünfzigerjahren ein Stück seiner Handlungsfähigkeit zurückgewann. Das

erforderte nicht nur Weitblick und Zähigkeit - es erforderte angesichts der allgemeinen Unsicherheit über die Zukunft auch ungewöhnlichen Mut und visionäre Kraft.

III.

Und nun - wie haben die geschlagenen und befreiten Deutschen im Westen ihre politische Chance genutzt? Wie sehen die Erfahrungen, die Gewinne und Verluste der Nachkriegszeit aus heutiger Perspektive aus? Welche Wirkungen hatte die Schrecksekunde von 1945 für unsere politische Verfassung, für unsere Nachkriegsdemokratie?

Beim politischen Wiederaufbau nach 1945 herrschte großer Zeitdruck. Zum Probieren und Experimentieren blieb nicht viel Zeit. So versuchten die Schöpfer der Landesverfassungen und des Grundgesetzes die westdeutsche Demokratie durch entschlossene Eingriffe vom Stigma des Dritten Reiches, aber auch von den Schwächen Weimars zu befreien. Die Bundesrepublik wurde zum Rechtsstaat, zum Rechtswegestaat, zum Justizstaat - eine Antwort auf den Mißbrauch der politischen Gewalt im nationalsozialistischen Deutschland. Die Bundesrepublik wurde zur parlamentarischen Demokratie ohne Vorbehalte und Rückversicherungen - eine Antwort auf die halbherzig zwischen Parlamentarismus und Präsidialdemokratie schwankende Weimarer Republik. Im Unterschied zum Relativismus des Weimarer Verfassungssystems etablierte Bonn einen verbindlichen demokratischen Minimalkonsens - es war die Geburtsstunde der „wehrhaften“, der wertbestimmten Demokratie. Und die Bonner Verfassung wurde mit Schutzmechanismen gegen Selbstzerstörung versehen: keine totalitäre Partei sollte künftig die Spielregeln demokratischer Legalität in ähnlicher Weise mißbrauchen können, wie dies die Nazis mit der hilflosen Weimarer Demokratie getan hatten. Kurzum: man war bemüht, einerseits aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen, andererseits knüpfte man an ältere Traditionen deutscher Geschichte an: an die Tradition des „gelinden Regiments“, der durch Rechtsbin-

dung gedämpften Staatsgewalt; an den Föderalismus als die den Deutschen geläufige regionale Form der Gewaltenteilung; an sozial- und wohlfahrtsstaatliche Überlieferungen und nicht zuletzt an die initiierende und gestaltende Rolle der Verwaltung.

Dies war die zeitgeschichtliche Umgebung, in welcher der Gedanke Form gewann, Staat und Recht aufs engste zu verbinden, den Staat selbst auf das Recht zu gründen, so wie es der süddeutsche Konstitutionalismus - Rotteck - mehr als hundert Jahre zuvor in programmatischer Radikalität gefordert hatte. Der Staat sollte zum Treuhänder seiner Bürger werden - zu ihrem Rechtsbeistand, ihrem „Rechtsanwalt“. Das bedeutete nicht nur, daß die Grundrechte in der Verfassung neue Bedeutung und konkrete Geltung erhielten und daß die rechtsprechende Gewalt auf allen Ebenen gestärkt wurde - es bedeutete vor allem, daß der Rechtsschutz im öffentlichen Recht erweitert wurde wie nie zuvor in der deutschen Verfassungsgeschichte. Keine Rede mehr von Arkanssphären des Staates, von gerichtsfreien Hoheitsakten - ganz und ungeteilt wurde mit Art. 19 Abs. 4 Grundgesetz der Rechtsweg gegenüber Staatseingriffen eröffnet. Das hieß nichts anderes, als daß nunmehr - mit deutscher Grundsätzlichkeit - staatliche Gewalt sich rechtlich vor den Bürgern auszuweisen hatte. Die Bundesrepublik Deutschland wurde mit innerer Konsequenz zum Justizstaat. In einem Moratorium der Staatsgeschichte war das Recht selbst zur politischen Substanz des Gemeinwesens geworden.

Daß dieses kühne Programm nicht bis zum letzten Rest verwirklicht werden konnte, daß manches davon später abgedämpft, begradigt, zurückgeholt werden mußte, kann niemanden überraschen. Erstaunlich ist vielmehr, wieviel sich bewährt und gehalten hat, wieviel inzwischen ganz selbstverständlich in den politischen Grundkonsens des Landes eingegangen ist. Dies gilt vor allem für die Ausgestaltung der Grundrechte. Hier hat man mit Recht von einer koperikanischen Wende gesprochen. Fragte früher der Jurist zuerst nach den Grenzen der Grund-

rechte, so fragte er nun nach ihrem Inhalt; die Grundrechte begannen das Grundgesetz zu regieren, sein Verständnis zu steuern – nicht umgekehrt. Theorie und Rechtsprechung dehnten die faktische Geltung der Grundrechte in die Breite und Tiefe so aus, wie es unter den Bedingungen unserer enger zusammenrückenden Gesellschaft überhaupt nur denkbar und möglich war. Die formalen Sicherungen der Freiheit wurden verstärkt. Um der Freiheit willen wurde der Freiheitsspielraum des einzelnen bewusst weit gezogen, was bedeutete, daß man auch die Möglichkeit des Mißbrauchs in Kauf nahm. Vor allem die Rechtsprechung der obersten Bundesgerichte über Menschenwürde, Persönlichkeitsentfaltung, Meinungsfreiheit und Eigentum war bemüht, den Bürgern einen unantastbaren Bereich menschlicher Freiheit zu sichern, welcher der Einwirkung des Staates entzogen war.

Und nicht nur durch rechtliche Bindungen wurde die Staatsgewalt im Grundgesetz beschränkt – sie wurde, durch das politische Gewicht der Länder, auch regional dezentralisiert. Auch damit gewannen ältere Überlieferungen der deutschen Geschichte neue Kraft. Deutschland war ja stets ein Reich, ein Bundesstaat oder Staatenbund, kurzum ein föderales Gebilde gewesen. Zentralistische Perioden sind untypisch für unsere Geschichte. In ihr fehlt ein die politischen und kulturellen Kräfte sammelndes Zentrum. Die Adressen unserer Hauptstädte haben daher durch die Geschichte hindurch immer wieder gewechselt - von den vielen mittelalterlichen Residenzen bis hin zu Wien, Frankfurt, Berlin, Bonn und wieder Berlin in den letzten zweihundert Jahren. Keine Stadt repräsentierte auf längere Frist das ganze Deutschland, nicht politisch und schon gar nicht kulturell. Der kulturelle Reichtum in Deutschland verteilte sich stets auf viele Regionen; er schöpfte aus der regionalen Vielfalt, zehrte vom landesherrlichen Mäzenatentum. So gewannen auch die Länder nach 1945 den Charakter von Staaten: mit eigenen Verfassungen und Verfassungsgerichtshöfen, eigenen Regierungen und Parlamenten, eigenen Beamten. Was das Grundgesetz nicht ausdrücklich

dem Bund vorbehielt, blieb Ländersache (Hauptausnahmen: Außenpolitik und Verteidigung). Schulen, Hochschulen, Erwachsenenbildung, Wissenschaft und Kunst standen in der Verwaltung der Länder. Hier wurde eine Kontinuität der deutschen Geschichte sichtbar: die Länder waren die Erben der alten Fürstentümer – auch dort, wo es sich um nach dem Krieg neugeschaffene Staaten wie Nordrhein-Westfalen oder Rheinland-Pfalz handelte. Sie hatten daher politisches Gewicht, sie waren die stärksten Glieder im System der Bundesrepublik. Die Bundesrepublik war eine Schöpfung der Länder, nicht umgekehrt.

Die solchermaßen doppelt gezähmte Bonner Demokratie erschien vielen Anhängern kontinentaler Staatsüberlieferungen als ein unfertiger Staat. So hat General de Gaulle im Gespräch mit Adenauer mehrfach Zweifel daran geäußert, ob ein Staat mit so ausgeprägt föderalistischen Zügen, mit so stark etablierter Verfassungsgerichtsbarkeit überhaupt noch ein souveräner Staat im klassischen Sinne sein könne. Unverkennbar stellte sich der Bonner Staat als ein sehr viel bescheideneres Gebilde dar, als es noch die Weimarer Republik gewesen war. Die Tendenz zur Beschränkung, Zähmung, Minimalisierung der Staatsmacht war kaum zu übersehen.

„Erlösung von der Größe“ hat Fritz Stern das später genannt, von „Verschweigerung“ sprach Alfred Grosser, von „Machtvergessenheit“ Hans Peter Schwarz. Nie waren die Deutschen so bereit, Rücksicht zu nehmen, blindes Auftrumpfen zu vermeiden, sich an Regeln des politischen Spiels zu binden wie in der Bonner Demokratie. Dieser Staat war kein ungestümer Täter mehr, schon gar nicht der sprichwörtliche Elefant im Porzellanladen - er bemühte sich, anmutig nach Rechtsfiguren zu tanzen. Nach draußen entwickelte er eine Diskretion, die keineswegs gespielt und vorgeschützt war. Vor weltpolitischen Engagements hielt er sich vorsichtig zurück. Aber auch im Inneren beachtete er Bescheidenheitsrituale: die „Bürgernähe“ verlangte, daß der Staat behutsam auftrat und keinen Anspruch machte auf den Nimbus des Besonderen und Hervorgehobenen.

Der verminderte Zuschnitt der politischen Gewalt hat freilich den wirtschaftlichen Erfolg der Bonner Republik nicht gehindert. Ganz im Gegenteil: der Verzicht auf übermäßigen politischen Ehrgeiz kam der Entfaltung wirtschaftlicher Aktivität, dem Gedeihen von Handel und Wandel zugute. Im Rahmen einer Staatlichkeit mit niederem Profil konnten sich die alten bürgerlichen Tugenden des Fleißes, der genossenschaftlichen Kooperation, des Managements und der Organisation entfalten. Früh waren Lebensmittelkarten und Zwangswirtschaft gefallen, ein freier Markt hatte sich entwickelt, die aus der Kriegszeit ererbten Notstände lösten sich auf. Die große Umverteilung zwischen Heimatvertriebenen und Ansässigen, der Lastenausgleich, wurde möglich. Ludwig Erhard - bis heute der einzige wirkliche Systemveränderer in unserer Nachkriegsgeschichte - brachte die versteinerten gesellschaftlichen Verhältnisse in Bewegung. Aus den besitzlosen „Normalverbrauchern“ wurde ein Volk, das wachsenden Wohlstand errang, ein Volk von Reisenden und Autobesitzern. Wohneigentum und Hausbesitz entwickelten sich, auch beim Mittelstand, bei Angestellten und Arbeitern. Das Wort „Wirtschaftswunder“ machte die Runde; es fand Eingang auch in andere Sprachen. Dabei übernahm Deutschland in der Nachkriegszeit in seiner Wirtschaftspolitik nie die reine Lehre des Liberalismus: die Freisetzung wirtschaftlicher Energien wurde wirksam ergänzt durch Elemente der Ordnung und Umverteilung - ein System, für das sich die Namen „Ordo-Liberalismus“ und „soziale Marktwirtschaft“ einbürgerten. Bis heute ist in Deutschland die Staatsquote höher als in den meisten westlichen Staaten. In der Besteuerung vollends halten wir einen Rekord unter den Ländern der Welt. Ähnlich wie in Japan erwuchs die wirtschaftliche Dynamik der Deutschen nach dem Krieg aus der Bündelung archaischer und moderner Elemente: Arbeitsethos auf der einen Seite, ein komunitäres, ja korporatistisches Element, verbunden mit handwerklichen Maßstäben und gründlicher, auch schulisch gestützter Berufsausbildung - auf der anderen Seite die Ansprüche des Privaten, der Selbstentfaltung, der Freiheit und des Konsums.

Der zweite Pol wurde im Lauf der Zeit stärker, ohne daß der erste ganz verschwunden wäre. Noch immer ist Deutschland das Land der „sozialen Marktwirtschaft“; noch immer ist die „Ordnung der Wirtschaft“ - man denke an das Kartellrecht - ein zentrales Thema öffentlicher Debatten.

IV.

Wie sah der Bonner „Not- und Verstandesstaat“ sein Verhältnis zur nationalen Tradition? Es war ambivalent: auf der einen Seite hatten sich, nach Vertreibung und Flucht, rund achtzig Prozent der früheren Bevölkerung des Deutschen Reiches in Westdeutschland gesammelt - ein Präjudiz für den Schwerpunkt der künftigen politischen Ordnung. Auf der anderen Seite vermied man im Westen geflissentlich eine unmittelbare Anknüpfung an frühere Nationalstaatstraditionen, vor allem an die preußisch-deutsche Linie der Geschichte. Die Bundesrepublik Deutschland sollte ein Provisorium und Transitorium bleiben, offen für alle Möglichkeiten der Weiterentwicklung, offen auch für die Wiedervereinigung mit dem von ihr getrennten Teil Deutschlands. Nichts sollte endgültig sein. So beschränkte man sich darauf, politische Alternative zu sein nicht nur zum NS-Staat, sondern auch zum DDR-Staat, man war so etwas wie die bessere, von Fehlern gereinigte Weimarer Republik - bei diesen vorsichtigen und allgemeinen Entgegensetzungen blieb es. Und in der Tat: Wie hätte dieses Rumpf- und Restdeutschland, ohne de iure fixierte Grenzen nach Osten, ohne Regelungen des Verhältnisses zum anderen deutschen Staat, ohne volle Souveränität im völkerrechtlichen Sinne, ein eigenes Selbstverständnis als Nationalstaat entwickeln können? War es doch nicht nur in seiner politischen Beweglichkeit eingeschränkt, sondern auch von seiner unmittelbar vorangegangenen Geschichte abgeschnitten. Eine nationalstaatliche Identität, ein politischer Patriotismus konnte sich unter diesen Umständen kaum entwickeln - allenfalls eine landschaftsgebundene Heimatliebe, ein Stolz auf Wirtschaftswunder, Wiederaufbau, harte D-Mark - und endlich auch, *nomen est omen*, ein „Verfassungspatrio-

tismus“, dessen Bezugspunkt nicht Deutschland als Vaterland, sondern seine Verfassung, das Grundgesetz, war.

So machten sich die Deutschen, wie mehrfach in ihrer Geschichte, nach 1945 wiederum auf die Suche nach ihrem Vaterland. Ein Prozeß politisch-historischer Gewissenserforschung begann – oft gesteigert bis zum Selbstquälerischen. Was war des Deutschen Vaterland? Hatte er überhaupt noch eines, durfte er eines haben nach soviel Abbruch, Zerstörung, Selbstzerstörung? Gab es noch so etwas wie eine deutsche Nation? Oder war die gewaltsame Teilung Deutschlands ein Schuldspruch über die gesamte deutsche Geschichte, ein Urteil für alle Zeiten, das keine Revision vertrug?

Für Franzosen, Briten, Amerikaner mögen solche Fragen weltfern, ja unsinnig sein. Die meisten Nationen blicken ja auf ihre Vergangenheit ohne Scheu zurück – sie haben wenig zu „hinterfragen“, zu „bewältigen“ oder „aufzuarbeiten“ (schon die entsprechenden deutschen Vokabeln sind schwer in andere Sprachen übertragbar!). Zumindest stehen solche Bemühungen in „klassischen Nationen“ nicht eben im Zentrum des Umgangs mit der Vergangenheit. Die Gründe liegen auf der Hand. Die nationale Einheit ist in Ländern wie Frankreich, Spanien, Großbritannien seit Jahrhunderten kein Problem gewesen. Einheitliche Züge der politischen Struktur, der nationalen Identität halten sich in allen Veränderungen durch. Ganz anders in Deutschland. Wer nach 1945 nach der deutschen Nation suchte und in die jüngere Geschichte zurückwanderte, der stürzte zunächst in den erschreckenden Abgrund der 12 Jahre des Dritten Reiches; er betrat sodann das schwankende Gelände der Ersten Republik, das immerhin durch einige Notstege – liberale, katholische sozialistische Traditionen – mit der Vorkriegsgeschichte verbunden war. Dann wieder ein Absturz, der Erste Weltkrieg; und weiter zurück die gleichfalls nicht einheitliche, gleichfalls unregelmäßige Geschichte des Zweiten Kaiserreiches. Und auch sie schien, aufs Ganze gesehen, nur ein Zwischenspiel zu sein in der deutschen Geschichte der Neuzeit – in einem auf- und absteigenden Prozeß, in dessen Verlauf

der Volkskörper vergeblich seine politische Form suchte, in dem Deutschland, nach dem resignierten Wort Dahlmanns in der Frankfurter Paulskirche, „mehr Volk als Staat“ war. Wo also, wenn er nicht in die romantische Ferne des Alten Reiches entfliehen wollte, sollte der Deutsche sein politisch-historisches Standquartier aufschlagen, wo sollte er sich einwurzeln in dieser zerrissenen, von Abstürzen und Einbrüchen gekennzeichneten Tradition? Von wo aus sollte er urteilen: aus der Paulskirche, aus dem Reichstag des Bismarckreiches oder der Weimarer Republik, aus dem geschichtlichen Niemandsland der 12 Jahre oder aus der schwierigen Doppelperspektive des geteilten Deutschland nach 1945?

So schlug das überlieferte Geschichtstrauen nach dem Krieg bei vielen ins Gegenteil um, in ein prinzipielles Mißtrauen gegenüber allen geschichtlichen Traditionen. Die Probleme der geschlagenen und geteilten Nation warfen ihre Schatten auf die Vergangenheit. Konnten die Deutschen in der Zeit vor 1914 ihre nationalen Historiker noch in der Zuversicht lesen, daß die Vergangenheit mit der Gegenwart zusammenhing, daß aus der Geschichte eine breite Straße in die Zukunft führte, so schienen nach 1945 alle Kontinuitäten zu zerbrechen. Alles war nach dem 8. Mai anders als zuvor. Überlieferungen, gestern noch unbestritten, wurden über Nacht zu Belastungen. So kam es, daß man in Westdeutschland über Dinge, die anderswo als selbstverständlich galten, leidenschaftlich zu streiten begann: über Staatssymbole, die Nationalhymne, die nationalen Gedenktage. Selbst der Begriff der Nation begann die Deutschen zu entzweien: durfte man ihn weiter verwenden, mußte man ihn endgültig aufgeben? Lebte man in einer Nation, in zwei Nationen? War das Verbindende der Nation – wenn es denn eine gab – die Kultur-nation im Gegensatz zur Staatsnation? Mit solchen Fragen quälten sich vor allem die Westdeutschen ab, während in der DDR, die nach marxistischer Lehre „auf der richtigen Seite stand“ und deshalb weltpolitisch freigesprochen war, viele der alten Kontinuitäten der deutschen Geschichte weitergalten – lutherische, friderizianische, weimarische, preußische.

Kein Zweifel, die kritische Befragung der Vergangenheit hat in Westdeutschland oft genug zu Maßlosigkeiten und Übertreibungen geführt – die Deutschen wären nicht Deutsche, ließen sie sich in solchen Momenten die Gelegenheit zum Prinzipiellen, zur Abrechnung, zum Rundumschlag entgehen. Dennoch war die intensive Beschäftigung mit der Vergangenheit eine notwendige Voraussetzung für den historisch-politischen Neuanfang nach 1945. Der Ernst, mit dem man in der Nachkriegszeit alle Überlieferungen auf den Prüfstand stellte, die ganze Vergangenheit kritisch ins Visier nahm, beeindruckt noch heute. Es blieb nicht beim Gerichte der Sieger in Nürnberg. Auch vor deutschen Gerichten wurden Schuldige zur Rechenschaft gezogen. Gewiß in Schüben, gewiß mit Unterbrechungen, gewiß nicht lückenlos – aber doch, aufs Ganze gesehen, mit dem Willen zur abschließenden Klärung der dunklen Kapitel der Vergangenheit. Hinzu kam die zeitgeschichtliche Forschung: sie untersuchte die deutsche Geschichte unseres Jahrhunderts mit steigender Intensität, dokumentierte sie breit, machte sie zum Gegenstand politischen und pädagogischen Nachdenkens. Ihre Wirkung war beachtlich – bis in Schulen, Medien, Alltag hinein. Unter dem Eindruck gerichtlicher Klärungen und historischer Analysen komplettierte sich das Bild der 12 Jahre Nazi-Tyrannie: kaum irgendwann sind auf einen so schmalen Abschnitt der Geschichte so intensive Forschungen angesetzt worden. Allmählich veränderte sich der Kontext deutscher Geschichte im 20. Jahrhundert, veränderte sich auch das historische Bewußtsein. Am Ende hatten die Deutschen ein Stück monumentalischer gegen ein Stück kritischer Geschichte eingetauscht – Historie als Heldenepos zerbrach, Historie als Pathologie des Menschen trat an ihre Stelle.

So hat sich die erste grobe Wahrnehmung der Hinterlassenschaft des Dritten Reiches im Lauf der Zeit immer mehr differenziert. Hinter dem auf den ersten Blick Gesehenen und Erlebten tauchten neue Dimensionen auf. Ich erinnere mich noch daran, wie ich nach dem Krieg an Plakatsäulen die ersten Bilder von Konzentrationslagern sah, anklagende Bilder gefolterter,

verbrannter Menschen. Man sah zunächst im täglichen Gerauf um Brot und Wohnung darüber hinweg: Was sollten uns diese Bilder, da wir bei Fliegerangriffen als Kinder oft lebendig Verbrannte gesehen hatten? Erst Jahre später lasen wir Kogons „SS-Staat“ und begriffen langsam, was geschehen war. Und seit den sechziger Jahren wurden viele Züge im Gesicht des Dritten Reiches deutlicher sichtbar: seine rechtsauflösende, „anarchische“ Verfassung, seine Gewaltmentalität, die Mechanismen des SS-Staates, die Dimensionen der Massenvernichtung – bis hin zu jenen Tagen, an denen die Fernsehbilder des Holocaust-Films in die Wohnzimmer der Bundesbürger flimmerten, Unruhe, Betroffenheit und Scham verbreitend. Inzwischen wußte die übergroße Mehrheit der Deutschen – ich wiederhole es – über die Verbrechen des Nationalsozialismus Bescheid und verurteilte sie. Aber „Auschwitz“ stand doch noch nicht im Mittelpunkt der Auseinandersetzung mit dem Dritten Reich, es war ein Abstraktum geblieben – eine Chiffre für das Unvorstellbare, Unerklärliche, rational nicht zu Vermittelnde. Was es bedeutete, daß man ein ganzes Volk, die Juden, zielbewußt zu Schädlingen erklärt, ihnen Menschenwürde, ja menschliches Wesen abgesprochen hatte, um sie dann systematisch mit allen Mitteln der Technik zu liquidieren – das war noch nicht ins allgemeine Bewußtsein gedrungen. Vom Zentrum der Judenvernichtung her enthüllte sich nicht nur der Charakter des Hitler-Regimes auf neue schreckliche Weise – auch die internationale Debatte um Schuld, Verantwortung und Haftung der Deutschen entspann sich neu. Es half den Deutschen wenig, daß in jenen Jahren auch die bestürzenden Dimensionen der sowjetischen Massenvernichtung sichtbar wurden, daß der durch die Romane Solschenizyns ausgelöste „Gulagschock“ zu einem Umdenken bei westlichen Intellektuellen geführt hatte. Inzwischen waren mehr als die Hälfte der Deutschen wie der Russen nach 1945 geboren. Wieweit konnte man ihnen die Massenverbrechen Hitlers und Stalins zurechnen? Die politisch-historische Haftung für die Vergangenheit freilich blieb. Es gibt Untaten, über die kein Gras wächst; es gibt Vergangenheit, die nicht vergeht.

V.

Die Wiedervereinigung hat die jahrelange Debatte über deutsche Geschichte, deutsche Identität nicht beendet. Sie ließ sie noch einmal in aller Schärfe aufflammen. Daß Deutschland nun feste Grenzen, völkerrechtliche Souveränität und einen Platz in einer europäischen Ordnung erhielt, daß es ein Staat wie andere wurde, daß es eine zweite historisch-politische Chance in diesem Jahrhundert erhielt – das alles ließ die Frage nach „des Deutschen Vaterland“ keineswegs abklingen oder verstummen. Freilich, einiges hat sich nach 1990 verändert und geklärt. Erstens sind die Provisorien, die Transitorien der Nachkriegszeit 1990 unwiderruflich zu Ende gegangen. Auch den ost-westlichen Dualismus gibt es nicht mehr, der Deutschland vierzig Jahre lang in zwei politischen Gestalten existieren ließ. Zweitens finden sich die Deutschen nach 1990 in einem nationalstaatlich organisierten Europa wieder (im Osten nicht minder als im Westen, Süden und Norden!) - sie müssen also ihr Nationalinteresse ebenso definieren, wie dies die Franzosen, die Italiener, die Polen, die Ungarn und andere Völker tun, damit das verbindende europäische Interesse gefunden werden kann. Und drittens erwarten die europäischen Nachbarn Deutschlands von den Deutschen jetzt so etwas wie eine selbstverständliche und berechenbare Normalität - was nicht nur voraussetzt, daß „die deutsche Geschichte weitergeht“ (Richard v. Weizsäcker), sondern auch, daß sie verlässliche Traditionen und klar erkennbare Formen aufweist und mit sich selbst im reinen ist.

1. Es war nach 1945 nicht einfach, ein Deutscher zu sein und sich als Deutscher zu bekennen. So haben vor allem im Westen viele Deutsche in bester Absicht ihre europäische und weltbürgerliche Zugehörigkeit betont. Das führte manchmal freilich auch zu Eskapismen, zu seltsamen Absatzbewegungen von der deutschen Nation und ihrer so belasteten und belastenden Geschichte. Einen grotesken Fall erzählt Andrzej Szczypiorski: „Ich war bei netten Leuten in Baden-Baden zu Gast. Eines Tages sagte mein Gastgeber zu mir: ‘Wissen Sie, wir Badener sind

eigentlich keine Deutschen. Blicken Sie von der Terrasse aus nach Westen. Dort, wo Sie diese Wiesen und Weinberge sehen, ist schon Frankreich. Wir haben lateinische Gemüter, lieben Wein, schöne Frauen, Liebeslieder.’... Einige Tage später war ich in Hamburg. Und dort hat mir ein netter Mann in einer Tweedjacke, die Pfeife im Mund, gesagt: ‘Wissen Sie, wir Hamburger sind eigentlich keine Deutschen. Wir haben eine hanseatische Tradition, skandinavische Sitten. Wir halten uns nicht für die Deutschen.’ Ich erzählte ihm dann von meinem Gespräch in Baden-Baden und fragte: ‘Wenn es wirklich wahr ist, daß weder die Badener noch die Hamburger Deutsche sind, sagen Sie mir bitte, wo die Deutschen leben.’

Er entgegnete mir sehr ruhig: ‘Fahren Sie in die DDR. Dort leben die Deutschen.’“ (Reden über Deutschland, München 1990, 94 f.).

Nun, solche Szenen sind heute, nach der Wiedervereinigung, schwerer vorstellbar als noch vor einigen Jahren. Die Neigung zum politischen Mimikry hat abgenommen. Politische Schutzfarben für Deutsche werden nicht mehr im gleichen Maß begehrt wie früher - und dies, obwohl die Liebe zu den Deutschen nach 1990 gewiß nicht zugenommen hat, im Ausland nicht und nicht einmal im Inland. Nur daß ein wenig Realismus in die Debatte gekommen ist: die Deutschen sind eher bereit, einander so zu nehmen, wie sie sind - und auch Deutschlands Nachbarn erwarten keine neuen spektakulären Wandlungen (die ja auch ihre Risiken hätten). So ist 1990 ein Stück Normalisierung erreicht worden: Der kalte Krieg ist zu Ende, die Deutschen können allmählich ihre bipolaren Unterstände verlassen, die ihnen durch Jahrzehnte Schutz boten - sie stehen freilich jetzt genauso im Freien, in Sonne und Regen, wie andere Völker auch.

2. Die Deutschen leben inmitten von Nationen und Nationalstaaten. Kein Nachbar in den vier Himmelsrichtungen, der nicht auch Deutschland als Nation, als Nationalstaat sieht. Die Absage an den Nationalstaat, an gemeinsame nationalstaatliche Traditionen muß gerade auf unsere

mitteleuropäischen und südosteuropäischen Nachbarn verwirrend und irritierend wirken; haben sich doch gerade diese Völker gegenüber dem sowjetischen Imperialismus kraft ihrer nationalen Identität behauptet. Was hatten unterdrückte Nationen von den Polen bis zu den Ukrainern, von den Ungarn bis zu den Albanern, von den Esten bis zu den Tschechen und Slowaken der östlichen Hegemonialmacht anderes entgegenzusetzen als ihre eigene Geschichte? Worte wie Heimat, Vaterland, Nation, Patriotismus haben daher in diesen Ländern einen positiven Klang. Keines dieser Völker kann sich eine Zukunft ohne Nation und Nationalstaat vorstellen. Begegnet ihnen im Westen ein Deutschland, das nicht Nation und Nationalstaat sein will, so werden sie darin nicht friedliche Absichten sehen; sie werden ein solches Land sogleich als potentielle Hegemonialmacht identifizieren – als ein auf Expansion angelegtes Gebilde, das sich der Selbstbeschränkung eines Nationalstaats mit klar definierten Interessen entziehen möchte.

Das schließt nicht aus, daß die Deutschen aus ihren westlichen und europäischen Nachkriegserfahrungen heraus ein offenes Konzept des Nationalstaats vertreten – mit Minderheitenschutz und Minderheitenrechten, mit einer föderalistischen Staatsorganisation, die das Eigenleben der Regionen stärkt, mit der Bereitschaft zur internationalen Zusammenarbeit und zur übernationalen Integration. Das entspricht der Entwicklung, die sich in West- und Südeuropa seit 1951 vollzogen hat. Hier sind alte nationale Rivalitäten zurückgedrängt und abgebaut worden durch das Programm einer europäischen Kooperation. Dadurch ist vor allem der alte Konflikt zwischen Deutschland und Frankreich entschärft worden, und das französisch-deutsche Verhältnis konnte zu einer Antriebskraft für Europa werden. Der Europagedanke hat sich in Westeuropa in doppelter Weise als produktiv erwiesen: er erlaubte es dem geschlagenen Deutschland, eine neue politische Identität zu finden – und er schuf ein System wechselseitiger Bindungen, die es wiederum den Nachbarn der Deutschen erleichterten, mit dem demokratischen Deutschland

zusammenzuarbeiten. Die Konzepte von Nationalstaat und übernationaler Integration lassen sich über eine weite historische Strecke hin verbinden, wie die Entwicklung vom Schumanplan zum Vertrag von Maastricht zeigt. In der „nachholenden Integration“ des europäischen Ostens dürfte der Nationalstaat noch längere Zeit eine Rolle spielen. Seine Öffnung im eben beschriebenen Sinn kann freilich schon heute beginnen. Das Ziel ist, in West- wie Osteuropa, dasselbe: eine Ordnung, in der Konflikte durch Zusammenarbeit entschärft werden, gemeinsame Interessen sich bilden, Kriege undenkbar werden.

3. Am schwierigsten wird es sein, der künftigen deutschen Geschichte so etwas wie Normalität zurückzugeben und nach den Exzessen der Diktatur Raum für einen schlichten Patriotismus, ein unaufdringliches Nationalgefühl zu schaffen. Wer das versucht (und ich halte es gerade im Interesse unserer Nachbarn für notwendig), der muß die Lehren der jüngsten Geschichte beherzigen. Das Regime Adolf Hitlers war ja nicht allein gekennzeichnet durch Extremismus und Maßlosigkeit, durch unsagbare, für immer auf dem deutschen Namen lastende Verbrechen. Eine der bösesten Hinterlassenschaften des Nationalsozialismus ist der Mißbrauch und die ihm folgende Diskreditierung des Normalen. Hitler errang seine Erfolge bekanntermaßen nicht allein mit Drohungen und Terror, er beutete auch Gefühle aus, Tugend, Opfersinn, Anhänglichkeit der Massen, Begeisterung der Jugend. Auch die Vaterlandsliebe ist im Dritten Reich schauerlich mißbraucht worden, daran ist kein Zweifel. So war alle Art von Patriotismus unter den Deutschen nach dem Krieg gründlich verpönt und verrufen – und eilfertig verbrannten viele, was sie vorher angebetet hatten. Heute ist, wie Umfragen bis in die jüngste Zeit hinein zeigen, nur eine Minderheit der Deutschen auf ihre Heimat stolz, nicht wenige stehen der wiedervereinigten Nation skeptisch oder ablehnend gegenüber, und bei internationalen Schülertreffen erkennt man die jungen Deutschen daran, daß sie die einzigen sind, die ihre Nationalhymne nicht singen können.

Daß Hitler sich nicht wiederholen kann – in dieser Sicherheit haben sich die Deutschen längst komfortabel eingerichtet. Das Rezept ist einfach: Man tue nichts, was Hitler tat, man tue das Gegenteil – und alles wird gut werden. Doch ist dieser Exorzismus wirklich so sicher, wie man uns versprochen hat? Wechseln die politischen Rattenfänger oft nicht nur die Melodie? Kommt der Teufel immer durchs gleiche Schlüsselloch?

Nein, das allopathische Wüten gegen alle Verhaltensweisen, auch die harmlosesten, die das Dritte Reich einmal mißbraucht hat – es kann am Ende Hitlers böse Hinterlassenschaft nicht wirklich überwinden. Gegen solch einseitige Therapie, die ohne Unterscheidung und Differenzierung verfährt, bauen sich nur Resistentien auf: Gleichgültigkeit, Verstocktheit, Trotz. Wer mit dem von Hitler Mißbrauchten auch das Normale, Alltägliche verwirft, der unterliegt einem Fehlschluß, über den gerade Hitler grimme Genugtuung empfinden müßte – er, der seinem Volk im Berliner Bunker bekanntlich selbst den Untergang gewünscht hat. Falsche Antithesen zu Hitler könnten in unserer Öffentlichkeit und Politik leicht zu Hitlers späten Siegen werden.

Dies gilt nicht zuletzt auch für den Umgang mit Nation und Vaterland. Wer meint, die mögliche Wiederkehr des Nationalsozialismus am besten dadurch zu verhindern, daß er laut „Nie wieder Deutschland!“ ruft, der unterliegt einer ebenso naiven wie gefährlichen Illusion. Wer das Nationale tabuisieren will, der bewirkt höchstens, daß es in die Hände der Skinheads fällt. Ein aufgeklärter Patriotismus wird vielmehr den Dialog suchen, und er wird alles daran setzen, die von Hitler mißbrauchten Gefühle und Symbole für den alltäglichen Gebrauch zurückzufordern, ohne den keine Demokratie in Würde existieren kann. Ganz im Sinne Thomas Manns, der im Krieg in seinen Radiosendungen als deutscher Patriot, der er war und blieb, den Deutschen zugerufen hat: „Deutschland wird bleiben, stolz und bescheiden, ein einmaliges Volk und ein Volk wie alle“ (Sendung vom März 1942, in: Thomas

Mann, Deutsche Hörer! Fünfundfünfzig Radiosendungen nach Deutschland, in Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, Frankfurt am Main 1974, Bd. XI, S. 1033).

Der 8. Mai 1945 liegt lange zurück. Die Geschichte ist seither in rascher Folge weitergegangen. „Erlöst und vernichtet in einem“ (Theodor Heuss), begannen die Deutschen ihren Weg in die Nachkriegszeit. Der staatliche Zusammenbruch machte den Weg frei in eine neue Epoche deutscher Geschichte, die durch die Rückkehr zu den Gütern der Freiheit und Gerechtigkeit bestimmt war, in der Gemeinschaft mit den Völkern der freien Welt. Wir haben Glück gehabt, trotz mancher Widrigkeiten und Rückschläge. Wir durften eine lange Friedenszeit erleben. Wir haben unsere Freiheit bewahren und festigen können. Ehemalige Kriegsgegner sind inzwischen unsere Freunde geworden. Wir stehen in geordneten internationalen Verbindungen. So dürfen wir heute, fünfzig Jahre nach dem 8. Mai 1945, mit Ernst, aber auch mit Genugtuung an jenen Tag denken. Er war uns zum Heil. Er riß uns nach oben.

„Student und Arbeitsmarkt“

Im Mai 1995 erschien die Broschüre „Mit Kant und Kafka in die Wirtschaft! Ziele, Aktivitäten und Pläne“ des Programmes „Student und Arbeitsmarkt“ in Neuauflage. „Student und Arbeitsmarkt“ gibt es seit rund zehn Jahren an der Universität. Träger ist ein Verein, dem neben der Universität die Industrie- und Handelskammer für München und Oberbayern, das Arbeitsamt und die Vereinigung der Arbeitgeberverbände in Bayern angehören. Ziel von „Student und Arbeitsmarkt“ ist es, zusätzlich zum Fachstudium insbesondere der Geistes- und Sozialwissenschaften, die Möglichkeit zum Erwerb von Qualifikationen anzubieten, die den Berufseinstieg in die private Wirtschaft erleichtern sollen, sogenanntes arbeitsmarktgerechtes Studieren. Dazu wurden beispielsweise in Praxisprogrammen für ca. 1.000 Studenten Zusatzqualifikationen in EDV, Betriebswirtschaft, Wirtschaftsfremdsprachen und für Tätigkeiten in Marketing und Vertrieb, Logistik, Personalwesen, betriebliche Weiterbildung, Tech-

nische Redaktion, Auslandsgeschäft u.a. vermittelt. Zusätzlich werden Betriebspraktika und Bewerbungstrainings angeboten. Seit 1993 wurden diese berufsvorbereitenden Maßnahmen durch den Aufbau eines Trainingsprogrammes abgerundet, in dem sich Studierende aller Fachrichtungen fachübergreifende Zusatzqualifikationen erwerben können. Beispiele im Jahre 1995 waren Wochenendseminare zu Themen wie „Präsentationstechniken“, „Kooperativ kritisieren“, „Zeitmanagement“, „Recherchieren im Internet“ u.a. Anfang 1994 veranstaltete „Student und Arbeitsmarkt“ in Zusammenarbeit mit der Bayerischen Staatsregierung eine internationale Tagung „Geistes- und Sozialwissenschaften – ihre Bedeutung für den europäischen Arbeitsmarkt“, aus der sich eine Reihe weiterer, auf den europäischen Arbeitsmarkt gerichtete Aktivitäten ergaben. Ein Modellversuch mit Arbeitgeberverbänden und Universitäten im Raum Edinburgh, West-Midlands, Straßburg und Turin, in dem spezielle Betriebspraktika für Studierende geistes- und sozialwissenschaftlicher Fächer ausgetauscht wurden.

Erste Station der Kinderklinik Großhadern eröffnet

Im Klinikum Großhadern konnte am 23. Mai 1995 die erste Station der Kinderklinik eröffnet werden. Damit ist man einen wichtigen Schritt für die geplante Übersiedlung der Kinderpoliklinik aus der Pettenkoflerstraße nach Großhadern weitergekommen. Bisher gab es im Klinikum Großhadern noch keine Kinderklinik, sondern nur eine mit der Frauenklinik verbundene Neonatologie mit einer Kinderintensivstation. In der Station G9 wurden nun die ersten fünf Räume der neuen Kinderklinik in Betrieb genommen, die der Abteilung Kinderkardiologie zur Verfügung stehen werden. Der Platz wurde durch eine interne Umverteilung von Räumen im Klinikum

gewonnen. Um die Finanzierung bemühte sich eine Elterninitiative angeführt von Prinzessin Ursula von Bayern, Inge von Wrede-Lanz und Elke Reichart gemeinsam mit der Münchner Abendzeitung, die mit ihrer Spendenaktion „Ein Herz für kranke Kinder“ die für den Umbau und die Einrichtung notwendigen 2,6 Millionen DM aufbachte. Von der Aktion „Sternstunden“ des Bayerischen Rundfunks wurden für die apparative Ausstattung ebenfalls Spendengelder in Höhe von 310 000 DM beigesteuert. Bei der Eröffnungsfeier konnte Kultusminister Zehetmair den Festgästen die frohe Nachricht übermitteln, daß der Haushaltsausschuß des Bayerischen Landtags 3,5 Millionen DM für die Einrichtung einer allgemein pädiatrischen und kinder-kardiologischen Station und 2,4 Millionen DM für eine Ambulanz der Kinderklinik in Großhadern genehmigt habe.

Universitätsstiftungsfest 1995

Der Festakt für das 523. Stiftungsfest der Universität fand am 24. Juni 1995 in der Großen Aula statt. Unter den prominenten Gästen waren Landesbischof Hermann von Löwenich, der Regierungspräsident von Oberbayern, Werner-Hans Böhm, die Präsidentin des Bayerischen Verfassungsgerichtshofs, Hildegund Holzheid, zahlreiche Vertreter des konsularischen Corps, Vertreter der anderen bayerischen Hochschulen und von Landes- und Bundesbehörden sowie des Münchner Stadtrats. Auch in diesem Jahr wurden die Förderpreise der Münchner Universitätsgesellschaft vergeben und der vor zwei Jahren eingeführte Förderpreis der Stadt München.

Rektor Prof. Heldrich:

Die Universität feiert heute ihren Geburtstag. Fast auf den Tag genau vor 523 Jahren, am 26. Juni 1472, wurde sie von Herzog Ludwig dem Reichen im Beisein illustrier Gäste in Ingolstadt feierlich eröffnet. Die Festansprache hielt damals der herzogliche Rat Dr. Martin Mair, ein Jurist und Diplomat, der sich um die Vorbereitung der Gründung verdient gemacht hatte. In der Chronik der Universität ist von einer „formgewandten Oration humanistischer Manier“ die Rede, welche die Festgäste über sich ergehen lassen mußten. Dergleichen brauchen Sie heute von mir nicht zu befürchten. Ich beugne mich damit, Sie alle herzlich willkommen zu heißen und Ihnen zu danken, daß Sie sich die Zeit genommen haben, an diesem schönen Samstag Morgen gemeinsam mit uns zu feiern.

Zu unseren Ehrengästen gehört die Präsidentin des Bayerischen Verfassungsgerichtshofs und des Oberlandesgerichts München, Frau Holzheid, der ich für ihr Kommen herzlich danke.

Besonders begrüßen möchte ich Frau Bürgermeisterin Dr. Burkert, die für die Landeshaupt-

stadt München zu uns gekommen ist. Sie haben uns – ebenso wie Oberbürgermeister Ude – bei mancherlei Sorgen verständnisvoll und tatkräftig geholfen. Dafür darf ich Ihnen auch heute wieder einmal danken.

Ich begrüße als Vertreter des Hauses Wittelsbach, und damit der Stifterfamilie, Prinz Christoph von Bayern, sowie Herrn Landesbischof von Löwenich und den Intendanten des Bayerischen Rundfunks und Vorsitzenden der ARD Professor Scharf, der seit dem letzten Wintersemester zu unserer Freude als Honorarprofessor unserem Lehrkörper angehört. Herzlich willkommen heiße ich auch den Präsidenten der Industrie- und Handelskammer, Herrn Dr. Soltmann. Wir bemühen uns zur Zeit gemeinsam, bei bayerischen Unternehmen Spenden für ein Forschungsprojekt unserer Partneruniversität Tel Aviv einzuwerben. Ich benütze die Gelegenheit, Ihnen für diese engagierte und im ganzen sehr erfolgreiche Kampagne zu danken, die nicht zuletzt auch den Auslandsbeziehungen der Universität München zugute kommt.

Ich begrüße den Herrn Oberfinanzpräsidenten Dr. Pauli, Herrn Regierungspräsidenten Böhm und den neuen Präsidenten des Bayerischen Verwaltungsgerichtshofs, Herrn Wittmann. Als Jurist freue ich mich natürlich auch persönlich über die hochrangige Vertretung meines eigenen Berufsstandes.

Ein nicht ganz uneigennütziger Willkommensgruß gilt Frau Stadtbaurätin Thalgot, auf deren Unterstützung wir bei unseren Bauvorhaben rechnen. Wir sind uns bewußt, daß wir mit unseren verschiedenen Anliegen nicht unbedingt zu den einfachsten Kunden der Städtischen Bauverwaltung gehören. Um so mehr hoffen wir auch in Zukunft auf Ihre Hilfe.

Höchste Zeit wird es nun, die Vertreter des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst zu begrüßen, ohne deren verständnisvolle und aktive Unterstützung die Arbeit der Universität schnell zum Erliegen käme. Namentlich hervorheben darf

ich die Herren Ministerialdirigenten Dr. Quint, Dr. Zimmermann und Schimpfhauser, aber auch die für uns zuständigen Betreuungsreferenten, die Herren Ministerialräte Hörlein und Dr. Wirth. Ich benütze die Gelegenheit, Ihnen allen auch ganz persönlich für das zu danken, was Sie in meiner Amtszeit als Rektor für die Universität München - aber natürlich auch für alle anderen bayerischen Hochschulen - getan haben.

Damit komme ich zwanglos zu meinen Kollegen von den anderen bayerischen und außerbayerischen Universitäten. Ich begrüße herzlich den Präsidenten unserer Nachbaruniversität, Herrn Meitinger. Die Ludwig-Maximilians-Universität und die Technische Universität sind gerade in diesem Jahr ein gutes Stück aufeinander zugegangen. Wir freuen uns über diese vertrauensvolle und freundschaftliche Zusammenarbeit, die in Zeiten knapper staatlicher Haushaltsmittel von besonderer Bedeutung ist. Ein herzlicher Willkommensgruß gilt auch dem Präsidenten der Universität der Bundeswehr, Herrn Lössl, und meinen Kollegen, den Rektoren Jasper, Erlangen, und Morscher, Salzburg.

Last but not least, darf ich die Vorsitzenden unseres Kuratoriums, Herrn Professor Kaske, und unserer Universitätsgesellschaft, Herrn Dr. Schneidawind, begrüßen. Die Universität verdankt Ihnen beiden außerordentlich viel. Sie unterstützen uns mit tatkräftigem Idealismus höchst wirkungsvoll bei unseren Aufgaben.

Damit darf ich den Reigen förmlicher Begrüßungen für heute beschließen. Natürlich freuen wir uns aber genauso über die Anwesenheit derer, die ich nicht namentlich erwähnen konnte, wie die Vertreter des konsularischen Corps, unsere Ehrensensoren und Ehrenbürger, die ehemaligen Rektoren und Prorektoren sowie die zahlreich erschienenen Dekane unserer Fakultäten und die Mitglieder unseres Akademischen Senats, mit denen uns eine ebenso harmonische wie erfolgreiche Zusammenarbeit verbindet.

Lassen Sie mich aber zum Schluß noch einen Gast herausgreifen, der heute zum ersten Mal in dieser neuen Eigenschaft unter uns weilt: unseren

Altrector Professor Steinmann, der noch auf dem letzten Stiftungsfest die Rolle des Gastgebers zu spielen hatte. Er verfolgt nun beneidenswert erholt und entspannt das Geschehen von den Zuschauerbänken. Wir freuen uns sehr über diesen Beweis seines fortbestehenden Interesses an unserer Arbeit für die Universität München.

Zu einem richtigen Geburtstag gehört auch ein passendes Geburtstagsgeschenk. Gerade zur rechten Zeit, am Freitag, dem 30. Juni, wird die Universität den Gebäudekomplex des Radio Free Europe übernehmen. Wie Sie auf dem Titelbild der neuesten Ausgabe unserer Universitäts-Zeitschrift sehen können, bildet dieses Areal auf der gegenüberliegenden Seite des Englischen Gartens eine geradezu ideale Abrundung des Stammgeländes der Universität. Es wird in Zukunft in erster Linie eine Reihe von geisteswissenschaftlichen Instituten und Lehrstühlen aufnehmen, die bisher in Mietshäusern untergebracht waren. Zwar ist die Begeisterung über den bevorstehenden Umzug verständlicherweise nicht ungeteilt. Vor allem im Geschwister-Scholl-Institut sieht man in unserem Geburtstagspräsident eher eine Art Danaergeschenk. Dennoch bin ich mir sicher, daß die zukünftigen Nutzer - wer immer sie sein mögen - sehr schnell die Vorzüge der Lage zwischen Tennisplätzen und Park erkennen und schätzen werden.

Noch über eine weitere erfreuliche Entwicklung ist kurz zu berichten. Wie Sie vielleicht der Tagespresse entnommen haben, sind unsere Studentenzahlen seit einigen Jahren leicht rückläufig. Vom Wintersemester 1990 bis zum Wintersemester 1994/95 sind sie von 63.300 auf 60.300 gesunken. Dies ist ein Rückgang von 5 %. Wesentlich deutlicher ist der Rückgang bei den Studienanfängerzahlen. Im Jahr 1990 haben sich insgesamt 7.313 Studenten erstmals bei uns eingeschrieben, 1994 waren es noch 5.445. Dies entspricht einer Abnahme um 25,5 %. Sie ist zu einem guten Teil durch eine ebenfalls rückläufige Entwicklung bei den Abiturientenzahlen zu erklären. Die Abnahme bei den Studienanfängern ist jedoch weit größer als die Abnahme bei



Rektor Prof. Heldrich
inmitten der Preisträger

den Schulabgängern. Sollte sich diese Entwicklung fortsetzen, so wäre damit auf mittlere Sicht auch eine leichte Entspannung im Lehrbetrieb der Universität verbunden. Sie käme zwar keineswegs gleichmäßig allen Studienrichtungen zugute. Vor allem in denjenigen Fächern, die mit einem harten Numerus clausus bewehrt sind, wird sich auf absehbare Zeit an den gegenwärtigen Zuständen - oder besser gesagt: Mißständen - nichts Wesentliches ändern. Dennoch haben wir eine gewisse Hoffnung, daß wir in Zukunft wieder einen etwas größeren Teil unserer Arbeitskraft einer kreativen Forschung widmen können, auf deren Ertrag gerade unser Land dringend angewiesen ist.

Promotionspreise:

Fakultät 02:

Frau Dr. Christina Hoegen-Rohls

„Im Rückblick. Zur Funktion der
Abschiedsreden im Johannesevangelium“

Frau Dr. Hoegen-Rohls wurde 1959 in Heidelberg geboren. Ihre Schulzeit absolvierte sie in Stuttgart und Karlsruhe, das Studium in Würzburg, Zürich und München. Hier legte sie 1985 das Erste Staatsexamen für das Lehramt an Gym-

nasien in den Fächern Deutsch, evangelische Theologie und Erziehungswissenschaften ab. Nach einer Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Neutestamentliche Theologie von Prof. Hahn war sie Lehrbeauftragte für Neues Testament in der Evangelisch-Theologischen Fakultät. In dieser Zeit nahm sie ein neunmonatiges Promotionsstipendium wahr und absolvierte ihre Schulpraktika in Elkofen. Als wissenschaftliche Mitarbeiterin bei Prof. Wedderburn, dem Nachfolger von Prof. Hahn, promovierte sie im Juli 1993. Nun arbeitet sie an ihrer Habilitation, die sich mit der Frage nach einem Erziehungsbegriff des Neuen Testaments und seiner Beziehung zur neutestamentlichen Anthropologie befaßt.

Mit ihrer Dissertation „Im Rückblick. Zur Funktion der Abschiedsreden im Johannesevangelium“ hat Frau Hoegen-Rohls ein Thema in Angriff genommen, das in dieser Weise noch nie konsequent behandelt worden ist. Die Abschiedsreden Jesu fassen die nachösterliche Situation der Jünger in den Blick. Diese nachösterliche Situation ist zugleich der Standort des Evangelisten, von dem aus er die Ereignisse des Lebens und Wirkens Jesu beurteilt und darstellt. Frau Hoegen-Rohls arbeitet die sehr bewußte Reflexion des Evangelisten über die Bedeutung dieser rück-

blickenden Sicht hervorragend heraus. In diesem „Rückblick“ spielen das Wirken des Geistes und die durch den Geist gewährte Erkenntnis eine entscheidende Rolle. Darüber hinaus werden durch die retrospektive und die prospektive Funktion des in den Abschiedsreden verheißenen Geistes sowohl die Differenz zwischen vor- und nachösterlicher Zeit als auch die Kontinuität und Identität beider Zeiten bewußt gemacht. In einer detaillierten Untersuchung vieler Textstellen und -komplexe werden von der Verfasserin schrittweise die wichtigen Ergebnisse gewonnen. Die Art und Weise, wie sie Beobachtungen sammelt, diese aufeinander aufbaut und auf diesem Wege zu einem überzeugenden Gesamtergebnis kommt, ist äußerst anerkennenswert. Besonders aufschlußreich sind die Ausführungen über das Kompositionsprinzip des Johannesevangeliums und dessen prophetische Dimension. Es handelt sich um eine wegweisende Studie, deren Veröffentlichung in Buchform unmittelbar bevorsteht.

Fakultät 07: Herr Dr. Dieter Wolf

„Androgenregulation der Proliferation und der wachstumsassoziierten und gewebsspezifischen Genexpression in humanen Prostatakarzinomzellen“

Herr Dr. Wolf wurde 1965 in München geboren und ging hier zur Schule. 1985 nahm er an unserer Universität das Medizinstudium auf und schloß es 1992 mit dem 3. Staatsexamen ab. Im Januar 1995 wurde er zum Dr. med. promoviert. Die praktischen Arbeiten und die AiP-Zeit absolvierte er am Institut für Physiologische Chemie bei den Professoren Fittler und Hörz, an der Dermatologischen Klinik und Poliklinik sowie am Institut für Klinische Molekularbiologie und Tumorgenetik der GSF. Seit Oktober 1994 ist er als Postdoc am Departement of Cell Biology der Harvard Medical School in Boston.

Androgene, d.h. männliche Keimdrüsenhormone, haben fundamentale Bedeutung für die normale und pathologische Struktur und Funktion der

Prostata. Prostatacarzinome, immer noch eine Herausforderung in der Medizin, können durch hormonelle Eingriffe im Wachstum gehemmt werden, erweisen sich aber vielfach als resistent gegenüber solchen Maßnahmen. Da die zugrundeliegenden molekularen Vorgänge unbekannt sind, hat Herr Wolf an einem definierten Prostatacarcinomzelltyp ein reproduzierbares in-vitro-System entwickelt und damit die molekularen Wirkungen von Androgenen auf Zellwachstum und Rezeptorregulation untersucht.

Mit modernsten, auch selbstentwickelten, zell- und molekularbiologischen Methoden konnte Herr Wolf zeigen, daß Androgene Differenzierungsverluste ausgleichen können und daß diese Wirkungen über mehrere Angriffspunkte hormoneller Genregulation laufen. Die Untersuchungen liefern die Basis für quantitative Modelle prostatistischer Genregulation und damit für neue gezielte Therapieansätze in vitro.

Fakultät 09: Frau Dr. Birgit Lodes

„Das Gloria in Beethovens Missa solemnis“

Frau Dr. Lodes wurde 1967 in Marktrechwitz geboren. Das Abitur legte sie in Bayreuth ab. Als Maximilianeerin studierte sie bei uns Musikwissenschaften, Psychologie und Mediävistik, zugleich aber auch das Lehramt an Gymnasien an der Hochschule für Musik. 1988/89 unterbrach sie ihr Studium für einen Aufenthalt an der University of California in Los Angeles. Als Jahrgangsbeste bestand sie im Herbst 1991 das Erste Staatsexamen in Musik als Doppelfach für das Lehramt an Gymnasien. Mit einem Graduiertenstipendium des DAAD setzte sie ihre Ausbildung an der Harvard University in Cambridge, Massachusetts, fort. Anschließend konnte sie mithilfe eines Doktorandenstipendiums ihre Promotion an der Universität München bei Prof. Göllner abschließen und im Februar 1995 das Rigorosum ablegen. Derzeit ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Musikwissenschaften beschäftigt.

Frau Lodes hat sich mit der Wahl des Themas einer schwierigen Aufgabe gestellt und diese hervorragend gemeistert. Die *Missa solemnis*, die Beethoven selbst für sein größtes Werk hielt, in einer Dissertation zu behandeln, bleibt auch dann eine Herausforderung, wenn man sich nur auf einen Satz, das *Gloria*, beschränkt. Die Arbeit knüpft an die neuesten Ergebnisse der Skizzenforschung an, behandelt diese aber nicht isoliert, sondern verbindet den schriftlich nachweisbaren Entstehungsprozeß mit Fragen des kompositorischen Baus. In der Kombination von zwei bisher getrennt verfolgten Aspekten eröffnet sich ein grundlegend neuer Zugang, der in dieser Studie erstmals methodisch verfolgt wird. Daß man die *Missa solemnis* nicht im Anschluß an Theodor W. Adorno als „verfremdetes Hauptwerk“ bezeichnen darf, das unter dem Zwang einer bloß äußerlich vorgeschriebenen Sprache leidet, geht schon aus Beethovens frühen Textskizzen hervor. Hier zeigt die Verfasserin, wie der Komponist den ihm seit früher Kindheit vertrauten lateinischen Text mit Hilfe von Sprachakzenten und deutschen Wortübersetzungen sich auch innerlich aneignen will. Anhand der gegensätzlichen Vertonung der zwei Eröffnungssätze „*Gloria in excelsis deo/et in terra pax hominibus*“ wird deutlich, wie sehr das Prinzip des plötzlichen Wechsels verschiedener, textbedingter Bauelemente das ganze *Gloria* bestimmt. Detaillierte Beobachtungen am kompositorischen Satz und an den Skizzen werden stets zu grundsätzlichen Fragen der Deutung des Messetextes in Beziehung gesetzt. Auch zu dem höchst unkonventionellen Schluß des *Gloria* gelangt Beethoven erst nach fortwährend korrigierten Versuchen, die ihn schließlich zu einem offenen Ende führen, das gleichsam über die Zeitlichkeit hinausweist. Anerkennung verdient nicht zuletzt ein Exkurs zur Widmung des Werkes. Beethovens Worte „Von Herzen - möge es wieder -zu Herzen gehen“, sind als persönlicher Gruß an Erzherzog Rudolf von Österreich, den Schüler und Freund, gerichtet und nicht an die Menschheit allgemein, wie man immer geglaubt hat. Wir können sie also angesichts der neu aufgedeckten Fakten

noch indirekt auch auf uns beziehen. – In jeder Hinsicht zeigt die Arbeit ein wissenschaftliches und menschliches Format von seltener Qualität, das die Kluft zwischen uns und Beethovens Werk um ein gutes Stück verringert und deshalb höchstes Lob verdient.

Fakultät 19: Frau Dr. Doris Michl

„Studien zur Biogenese der Photosynthesemembran am Beispiel der phylogenetisch verwandten, plastom- bzw. kernkodierte Untereinheiten Cfo-I und -II der plastidären ATP-Synthase“

Frau Dr. Michl ist Augsburgerin. Dort wurde sie 1965 geboren und legte 1984 ihr Abitur ab. 1984 nahm sie ihr Biologiestudium an unserer Universität auf, das sie 1990 mit dem Diplom abschloß. Als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Botanik promovierte sie 1994 bei Prof. Hermann. Zur Zeit ist sie Postdoc am hiesigen Gen-Zentrum.

Frau Dr. Michl hat sich in ihrer Dissertation mit zwei zentralen biologischen Themen beschäftigt. Sie betreffen den fundamentalen Prozeß der Photosynthese und (damit verknüpft) das Wesen der Höheren Zelle. Die biologische Photosynthese, die bekanntlich die Grundlage allen Lebens sowie die einzige erneuerbare Energiequelle unseres Planeten bildet, findet ausschließlich in der grünen Pflanze an einer spezialisierten, Chlorophyll enthaltenen Biomembran in den Chloroplasten der Zelle statt. Molekularbiologische Forschung hat in den allerletzten Jahren den Beweis erbracht, daß der Chloroplast erdgeschichtlich aus einem eingewanderten Organismus entstanden ist.

Frau Dr. Michls Verdienst ist es, Grundlegendes zur erdgeschichtlichen Einbindung (Integration) des Endosymbionten in die Zelle erkannt zu haben, d.h. zur Verschiebung eines wichtigen Teils seiner Erbanlagen in den Zellkern und sich daraus ergebende Konsequenzen für die Biosynthese des Photosyntheseapparates und den Ablauf des Photosyntheseprozesses. Sie werden mit einer Komplexität reguliert, die so nicht

erwartet werden konnte. Darüber hinaus hat Frau Dr. Michl durch ihre Arbeiten vor allem aber den Anstoß zu umfassender Analyse der Entstehung von Photosynthesestrukturen sowie der genetischen Kompartimentierung (und damit des Energiehaushalts) der Höheren Zelle auf molekularem Niveau gegeben.

Habilitationspreise:

Fakultät 07: PD Dr. Martin Röcken

„Lymphokinregulierung in CD4 + T-Lymphozyten. Ihre Bedeutung für Krankheitsverständnis und Therapiekonzepte“

Herr Dr. Röcken ist 1956 in Wartaweil bei Herrsching geboren. Er ging in Starnberg zur Schule. Zunächst begann er mit dem Studium der Theologie und Philosophie, bevor er 1977 zur Medizin wechselte. Nach mehreren auswärtigen Studienaufenthalten, zum Beispiel in Brüssel, Lausanne und Bern erlangte er 1983 die Approbation in Berlin. 1986 promovierte er an der LMU und erhielt 1988 die Approbation als Hautarzt mit der Zusatzbezeichnung Allergologe. Seit Anfang 1993 ist er Oberarzt an der Dermatologischen Klinik und Poliklinik bei Prof. Plewig und leitet das Labor für Zelluläre Immunologie. 1988 bis 1990 forschte er mit einem DFG-Stipendium am Kantons- und Universitätsspital Genf, anschließend zwei Jahre als Visiting Associate am National Institute of Allergy and Infectious Diseases in Maryland, USA. Er ist Mitglied im SFB 217 „Regulation und Genetik der humanen Immunantwort“ (Sprecher: Prof. Riethmüller). Seine Forschungen sind mit mehreren Preisen namhafter wissenschaftlicher Gesellschaft ausgezeichnet worden (u.a. erhielt er 1994 das Theodor-Nasemann-Stipendium und 1995 den Oscar-Gans-Förderpreis).

Immunreaktionen spielen im Leben des Menschen eine entscheidende Rolle – in positiver Hinsicht (Abwehr, Heilung) als auch in negativer (Krankheit, Tod). Zentrum des Geschehens sind die sog. CD4 + T-Lymphozyten oder T-Helfer-

zellen, die über die Ausscheidung von Botenstoffen – Lymphokinen – den Verlauf von Immunantworten steuern. Herrn Dr. Röcken ging es u.a. um die Frage, ob Eingriffe in das Spektrum der sezernierten Lymphokine neue Therapieansätze eröffnen könnten. Mit Hilfe komplexer Versuchsansätze und gentechnologischer Methoden konnte er zeigen, daß über verschiedene Maßnahmen das Lymphokinmuster moduliert werden kann. Daraus ergibt sich, daß die körpereigene Immunantwort nicht nur chemotherapeutisch beeinflusst wird, sondern daß das Verhalten der verantwortlichen T-Lymphozyten antigenabhängig moduliert werden kann. Auf diese Weise kann antigenspezifisch die gewünschte Bildung bestimmter Lymphokintypen erreicht werden. Diese Entdeckungen könnten den Weg weisen für pathogenetisch orientierte Therapieformen bei Autoimmunreaktionen des Körpers.

Fakultät 17: Herr PD Dr. Klaus Ensslin

„Spektroskopie von Elektronen-Trajektorien und Energiezuständen in Halbleiter-Nanostrukturen mit Hilfe von Transport-Experimenten“

Herr Dr. Ensslin wurde am 1. November 1960 in Stuttgart geboren. Nach der Schulzeit in Stuttgart studierte er ab WS 1981 an der LMU München bis zum Vordiplom und anschließend an der ETH Zürich bis zum Diplom im Jahr 1986. Mit einer Doktorarbeit am MPI für Festkörperphysik in Stuttgart in der Gruppe von Prof. Klaus v. Klitzing promovierte Herr Ensslin 1989 an der Universität Stuttgart. Anschließend an einen zweijährigen Postdoc-Aufenthalt an der University of California in Santa Barbara ist er seit 1991 wissenschaftlicher Assistent an der Sektion Physik. Im SS 1994 habilitierte er sich mit der Arbeit zum Thema „Spektroskopie von Elektronentrajektorien und Energiezuständen in Halbleiter-Nanostrukturen mit Hilfe von Transportexperimenten“.

In Halbleiter-Nanostrukturen kann die ballistische Bewegung von Elektronen durch künstliche Potentiallandschaften studiert werden, deren

charakteristische Abmessungen im Bereich einiger 100 Atomabstände liegen. Durch den geschickten Einsatz von Widerstandsmessungen bei tiefen Temperaturen und auch in hohen Magnetfeldern ist es Herrn Ensslin gelungen, einen detaillierten Einblick in die Quantisierung elektronischer Zustände in Quantentöpfen sowie in charakteristische Trajektorien von Elektronen zu gewinnen, die sich durch die periodische Potentiallandschaft sogenannter Antidot-Überlagerungen bewegen. Dabei konnte er erstmals auch eine phasenkohärente Überlagerung von Elektronenwellen beobachten, die sich ballistisch entlang klassischer Trajektorien bewegen. Seine aussagekräftigen Experimente erregten international große Aufmerksamkeit und werden u.a. durch einen Gerhard-Hess-Förderpreis der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützt. Vor kurzem erhielt Herr Ensslin einen Ruf auf eine Professur an der ETH Zürich.

Frau Dr. Burkert:

In Vertretung von Herrn Oberbürgermeister Ude, der sich derzeit auf einer Dienstreise in Budapest befindet und deshalb heute leider nicht hier sein kann, überbringe ich ihnen allen zum 523. Stiftungsfest der Ludwig-Maximilians-Universität die herzlichen Grüße der Landeshauptstadt München.

Das Stiftungsfest der Ludwig-Maximilians-Universität hat ja mittlerweile auch im Terminkalender der Landeshauptstadt einen festen Platz. Zum dritten Mai bietet es nunmehr den idealen Rahmen für die Verleihung des städtischen Förderpreises, mit dem wir jedes Jahr eine herausragende Studienabschlußarbeit, Dissertation oder Habilitation auszeichnen wollen.

1992 hat der Münchner Stadtrat beschlossen, diesen Preis auszuschreiben, sowohl an der Ludwig-Maximilians-Universität als auch an den beiden anderen Münchner Hochschulen, der Technischen Universität und der Fachhochschule München. Ein Ziel, das die Stadt damit verfolgt, ist es, den Kontakt zu den Hochschulen zu för-

dern, und die Bedeutung der Hochschulen für die Stadt noch weiter hervorzuheben. Ein anderes Ziel dieser Preisverleihung ist es, die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Themen anzuregen, die sich in wirtschaftlicher und in struktureller Hinsicht mit der Münchner Stadtentwicklung befassen.

Von welchem unmittelbarem Interesse das für München ist, haben bereits die Arbeiten gezeigt, die in den letzten beiden Jahren mit dem städtischen Förderpreis ausgezeichnet worden sind, gerade auch hier an der Ludwig-Maximilians-Universität.

1993 war dies eine Abhandlung über das wohnungspolitisch hochbrisante Thema „Zweitwohnsitze in bayerischen Städten“; 1994 war es eine Untersuchung über die Auswirkungen des neuen Münchner Flughafens auf die Gewerbeansiedlung und -verlagerung Münchner Betriebe.

Auf die Ausschreibung des Förderpreises 1995 wurden drei Arbeiten eingereicht, zwei Dissertationen und eine Diplomarbeit. Preiswürdig wären sie alle drei gewesen, letztere zeichnet sich durch den besonderen Vorzug aus, für die Stadt direkt von Nutzen zu sein. Und dies gab für die diesjährige Preisverleihung schließlich auch den Ausschlag. Autorin dieser Arbeit und Preisträgerin 1995 ist Frau Juliane Achatz, die sich dem Thema gewidmet hat: „Gleitende Arbeitszeit – Zeitsouveränität für alle? Nutzung und Beurteilung der gleitenden Arbeitszeit durch die Mitarbeiter der Stadtverwaltung München.“

Das ist, wie schon der Titel sagt, ein Thema, das in erster Linie natürlich die Landeshauptstadt München betrifft. Das ist ein Thema, das in gleicher Weise aber auch für die öffentliche Verwaltung insgesamt und darüber hinaus auch für die Privatwirtschaft von großer und ständig zunehmender Bedeutung ist. Der Wandel der Zeitstrukturen im Wandel der Industriegesellschaft, die Flexibilisierung und Destandardisierung und deren soziale Folgen, die individuelle Einteilung

der Zeit, die Handlungsmöglichkeiten und Einschränkungen im autonomen Umgang damit, die Arten der Arbeitszeitregelungen und deren Stellenwert in der Beurteilung der Beschäftigten: Über all das gibt diese Arbeit auf eine sehr umfassende Weise Aufschluß, sowohl in der Theorie als auch empirisch, anhand des konkreten Arbeitszeitmodells der Münchner Stadtverwaltung.

Die Initiative zur Untersuchung dieses Arbeitszeitmodells, auch das sei hier der Vollständigkeit halber erwähnt, ging vom städtischen Referat für Arbeit und Wirtschaft aus. Für die Stadt, für ihre Personalverwaltung und für ihre Beschäftigten, hat diese Untersuchung – eine Befragung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern dreier ausgewählter Dienststellen der Stadtkämmerei, des Gewerbeamts und des Planungsreferats – eine Fülle interessanter Erkenntnisse gebracht.

Eine der wesentlichsten davon ist sicherlich, daß die gleitende Arbeitszeit zwar neue Handlungsspielräume für einen souveränen Umgang mit der Zeit eröffnet, daß es aber offenbar nicht gelingt, dadurch auch tradierte Rollenmuster aufzulösen. Aus den Ergebnissen ihrer Untersuchung hat die Autorin einen umfassenden Empfehlungskatalog für die Münchner Stadtverwaltung aufgestellt, aus dem Teile auch bereits in die Aktualisierung der gleitenden Arbeitszeit bei der Stadt eingeflossen sind.

In summa ist die prämierte Diplomarbeit von Frau Juliane Achatz eine in jeder Hinsicht hervorragende Erörterung dessen, was man unter „Zeitsouveränität“ zu verstehen hat. Es ist eine wichtige und wertvolle Orientierungshilfe zur Verbesserung des Arbeitszeitmodells der Münchner Stadtverwaltung. Es ist ein sehr hilfreicher Beitrag zur Versachlichung der Diskussion um die gleitende Arbeitszeit und eine gute Grundlage für die Verhandlungen der Personalverwaltung mit der Personalvertretung. Und es ist ein weiteres, sehr konkretes und erfreuliches Beispiel für die „neue Freundlichkeit“, wie ich es einmal nennen möchte, für die neue fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Stadt und Universität.

Mein Wunsch ist, daß diese Kooperation in Zukunft noch enger und intensiver gestaltet werden kann – zum Nutzen der Studierenden, die so eine Gelegenheit erhalten, sich mit praxisbezogenen Themen zu befassen und Einblicke zu gewinnen in die Tätigkeit der Verwaltung; und zum Nutzen der Stadt, die so eine Möglichkeit bekommt, sich verstärkt den Erkenntnissen aus der Wissenschaft zu bedienen bzw. die Aufmerksamkeit der Wissenschaft noch mehr als bisher auf gesellschaftlich relevante Themen zu lenken.

Im Namen der Landeshauptstadt München danke ich den Mitgliedern der Jury, insbesondere auf Seiten der Universität, Frau Prof. Jutta Allmendinger, Herrn Prof. Lutz von Rosenstiel und Herrn Prof. Hans-Dieter Haas. Ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie sich gemacht haben, die Arbeiten zu prüfen, und ich danke Ihnen für die konstruktive und äußerst erfreuliche Zusammenarbeit.

Der Preisträgerin, Frau Juliane Achatz, gratuliere ich sehr herzlich zur Verleihung des städtischen Förderpreises und wünsche ihr für ihren weiteren beruflichen und persönlichen Werdegang alles Gute.



Ethik als Preis des Fortschritts

Prof. Dr. Dr.h.c. Trutz Rendtorff

Hat Ethik einen Preis? Kann man Ethik mit Geld erwerben? Die amerikanische Regierung hat im Jahre 1990 das Human-Genom-Projekt zur Entzifferung und Kartierung des menschlichen Genoms ins Leben gerufen. Dabei wurde festgesetzt: 3% der Summe, die für die Forschung bereitgestellt werden, sollen für „Ethik“ verwendet werden. Dafür sind 1,6 Milliarden Dollar auf 8 Jahre verteilt bereitgestellt.

Das Bundesministerium für Bildung und Forschung hat jetzt, mit einiger Verzögerung, ein analoges Forschungsprojekt annonciert. Es ist ebenfalls auf 8 Jahre angelegt, mit einem approximativen Aufwand von 480 Mio DM. Die Bundesregierung folgt dabei dem Vorbild der Amerikaner. Sie hat in der Ausschreibung die Bereitschaft erklärt, Projekte, die sich mit Fragen der Ethik im Zusammenhang mit der Genomforschung befassen, finanziell zu fördern. Ein Indiz dafür, daß Ethik zu einem Teil der aus öffentlichen Mitteln geförderten Forschung avanciert? Auch auf europäischer Ebene findet sich Vergleichbares. Das Biomed-Programm der Europäischen Gemeinschaft ist mit einem Förderungsvolumen von 700 Mio DM ausgestattet. Auch in diesem Programm werden Mittel für Ethik ausgelobt.

Diese Projekte signalisieren: Es gibt eine öffentliche Nachfrage nach Ethik in einem besonders sensiblen Bereich fortgeschrittener und fortschrittsträchtiger Forschung. Die öffentliche Nachfrage reagiert auf eine Diskussion um ethisch verantwortbare Kriterien der Genforschung und ihrer Anwendungsmöglichkeiten. Institute werden gegründet, die sich damit befassen. Analoges vollzieht sich in anderen Wissensgebieten wie z.B. den Wirtschaftswissenschaften. Man spricht bereits von einer „Anbieterethik“. Ethik erscheint als eine Wachstumsbranche, die boomt. Das gibt Anlaß zu Fragen.

Wer spricht für die Ethik, wenn die Wissenschaft es nicht selbst tut? Was wird von der Ethik erwartet? Sollen die einen die Wissenschaft machen und die anderen die Ethik? Wäre das eine sinnvolle Arbeitsteilung? Etwa nach dem Motto: Ihr habt die Probleme und wir die Moral? Was wird von der Ethik erwartet – oder auch befürchtet?

1. Ethik als Kritik

Sprechen wir zunächst von Ethik als Medium der Kritik. Wissenschaftler, vor allem Naturwissenschaftler, Techniker, Mediziner erleben „Ethik“ oft so: Ihnen werden moralische Vorhaltungen gemacht. Es wird gefordert, der Wissenschaft Grenzen zu ziehen. Dem wissenschaftlichen Fortschritt wird ein „Moratoriumsnein“ (Hermann Lübbe) entgegengehalten. Ethik als Artikulation von Vorbehalten, von teils speziellen, teils grundsätzlichen Einwänden. „Ethik“ begegnet in einer Sprache, die so klingt, als würde den Wissenschaftlern bzw. der Wissenschaft insgesamt die Fähigkeit zu ethischer Urteilsbildung abgesprochen, die Bereitschaft zu ethischer Einstellung in Zweifel gezogen. Die Freiheit der Wissenschaft sollte ja aber gerade die Nötigung aufheben, mit moralischen oder religiösen Anschauungen übereinzustimmen. Im Namen von Ethik kommt es zu handfesten, gelegentlich sogar gewaltsamen Protesten. Gewalt im Namen der Moral, das ist nicht der Anfang, sondern schon das Ende jedes ethischen Diskurses. Das gilt nicht nur für physische Gewalt, sondern auch für verbale, moralische Drohungen.

Die Konfrontation: Hier Wissenschaft – dort Ethik wäre alles andere als ein Fortschritt. Ethik muß im Haus der Wissenschaften selbst ihren Ort haben, dort also, wo auch die Fragen entstehen, die den Ruf nach Ethik auslösen.

Ethik als Preis des Fortschritts: Plakative Formeln wie „Verführung durch das Machbare“ oder ebenso plakative Fragen wie „Dürfen wir alles,

was wir können?“ sollten nicht als pauschale Fortschrittsfeindlichkeit oder fundamentale Wissenschaftskritik mißdeutet werden. Es sind Fragezeichen, die sich erst in der Konsequenz wissenschaftlichen Fortschritts einstellen. Sie können darum auch nicht fortschrittsignorant, sie müssen fortschrittsinformiert diskutiert werden. Sie auf dem Niveau wissenschaftlicher Einsicht zu diskutieren, verlangt einen intellektuellen Kostenaufwand, eine gebildete Öffentlichkeit. Desinformation aus unzureichender Information, auch als Folge der Präsentation in manchen Medien, führt zu moralischer Empörung. Von ihr fühlt sich die Wissenschaft zu Recht abgestoßen. Dabei kann man nicht stehenbleiben. Die Wissenschaft muß selbst fragen, um falsche, unbegründete Fragerichtungen zu korrigieren. Die wirklich relevanten Fragen sind der Freiheit der Wissenschaft nicht entgegengesetzt. Sie gehören zu ihr. Sie gehören zu dem sozialen Funktionszusammenhang, in dem Wissenschaft betrieben wird und darum verantwortet werden muß. So verstanden ist Ethik, metaphorisch gesprochen, ein Preis, der auf dem Konto des wissenschaftlichen Fortschritts zu Buche schlägt.

Otfried Höffe, der früher in München, jetzt in Tübingen lehrende Philosoph hat jüngst von der Moral als „Preis der Moderne“ gesprochen. Er will damit sagen: Wissenschaft, die nicht rein theoretische Forschung sein will, sondern sich auf das menschliche Wohl verpflichtet, also humanitäre Zwecke verfolgt, übernimmt mit jedem Fortschritt auch eine zusätzliche Verantwortung. Und das in einem doppelten Sinne: Mit jeder neuen Möglichkeit des Handelns wächst auch die Möglichkeit des Verfehlens. Mit jedem Versprechen von Hilfe wächst auch der Anspruch an die Wissenschaft, über ihr Tun Rechenschaft abzulegen. Moralische Verfehlung und ethische Rechenschaft, zwei Seiten der Moral als Preis der Moderne.

2. *Ethik als öffentliche Sittlichkeit*

In Anknüpfung an diesen Titel möchte ich einige Aspekte vortragen, unter denen Ethik als Preis des Fortschritts zu verstehen ist. Womit hat es Ethik zu tun? Dazu will ich mich zunächst erklären.

Ethik schließt Moral ein. Moral hat es zu tun mit der individuellen Moralität von Personen, ihrer Einstellung, ihrem Verhalten. Aber Ethik hat es zu tun mit dem Zusammenleben, mit dem Zusammenhang, der zwischen den durchaus verschiedenen Lebensbereichen der Gesellschaft obwaltet.

Ethik als Theorie der Lebensführung umfaßt moralische Verantwortlichkeit vorrangig dort, wo sie in Institutionen des Zusammenlebens gefordert ist. Gefragt ist Ethik für die Institutionen als Lebensformen gelingender Gestaltung des bonum commune. Das ist Thema der Ethik. Der Ort des ethischen Diskurses ist darum das Forum der öffentlichen Angelegenheiten, die durch Institutionen für die Gesellschaft wahrgenommen werden. Eben dafür wird persönliche Verantwortung beansprucht, durch den Beruf, der in Institutionen ausgeübt wird. Der Beruf ist es, durch den persönliche Moral über die Mitwirkung in Institutionen an die Ethik der öffentlichen Angelegenheiten angekoppelt ist. Wissenschaft als Beruf des Naturwissenschaftlers, Medizin als Beruf des Arztes, Gerechtigkeit als Beruf des Juristen, Religion als Beruf: Was ethisch vertretbar oder nicht vertretbar ist, ist immer etwas, was öffentlich vertreten werden kann und öffentlicher Kritik ausgesetzt ist.

Thema der Ethik ist also, was man auch öffentliche Sittlichkeit genannt hat. Die Spannung zwischen Ethik und individueller Moral verleiht dem ethischen Diskurs seine innere Dynamik. Die Problemstellung selbst ist nicht neu. Sie hat Tradition. An Hegel kann man lernen: Ethik ist nicht nur Anspruch an den einzelnen und seine Moralität. Sittlichkeit ist der von Hegel in Auf-

nahme und Kritik Kants gebildeter Begriff für Ethik. Moral hat ihren Ort im moralischen Subjekt. Will und soll sich der einzelne an den öffentlichen Angelegenheiten beteiligen, so kann das nicht bedeuten: Jeder kann seine moralischen Gefühle und Überzeugungen durchsetzen. Was politisch nicht möglich ist, ist es moralisch schon lange nicht. Moralität muß sich an Kriterien öffentlicher Sittlichkeit orientieren. Verlangt und erwartet wird vom moralischen Subjekt die Bereitschaft, sich am öffentlichen ethischen Diskurs zu beteiligen.

Aus der Sicht der scientific community ist „Ethik“ ein Thema, das der Wissenschaft und den Wissenschaftlern vorwiegend von der „Öffentlichkeit“ gestellt und zugemutet wird. Die Zumutung besteht zunächst einfach darin, aus dem eigenen Haus, dem Haus der Wissenschaft, herauszutreten ins Forum der Öffentlichkeit. Vor ihr und in ihr wird über Akzeptanz und Kritik gehandelt, wird Konsens gebildet, werden Konflikte ausgeglichen.

3. *Ethos im Plural als Aufgabe der Ethik*

Die Metapher vom „Haus“ ist geeignet, um einige der Schwierigkeiten beim Namen zu nennen, die sich einer Verständigung über Ethik in den Weg stellen. Der Begriff „Ethik“ bezieht sich auf „Ethos“. So ist sie einst von Aristoteles begründet worden. Ethos als Gewohnheit, als Ort des Wohnens, als das Haus, in dem das gemeinsame Leben sich vollzieht. Leben wir in einem gemeinsamen Haus? Oder gibt es deswegen in der fortgeschrittenen Moderne mehr Probleme der Ethik, weil wir in höchst verschiedenen, ja getrennten Häusern leben?

Eine der gängigen analytischen Kurzformeln, mit denen die Moderne in der abstrakten Sprache der Sozialwissenschaften charakterisiert wird, lautet – neben Modernisierung, Rationalisierung, Säkularisierung – Ausdifferenzierung. Was ist damit angezeigt? Metaphorisch gesprochen: An die Stelle eines Hauses des Lebens, des Ethos, sind viele Häuser getreten. Sie haben je ihr eige-

nes Ethos. Auf diesen Plural muß sich Ethik einlassen. Es ist ein Plural potentieller Konflikte.

In seinem berühmten Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ aus dem Jahre 1917 hat Max Weber das Ethos des Fachwissenschaftlers mit dem Gebot der strengen Spezialisierung gekennzeichnet. Der Wert der Wissenschaft als Beruf, das Berufsethos der Wissenschaft sei dadurch bedingt. Die Wissenschaften seien in ein Stadium der Spezialisierung eingetreten, wie es früher unbekannt war. Das wird in alle Zukunft so bleiben. Spezialisierung: Das ist eine knappe Definition von Fortschritt in den Wissenschaften. Spezialisierung ist eine Form von Ausdifferenzierung. Spezialisierung besagt praktisch für die Einstellung, Orientierung, Lebensführung des Wissenschaftlers: Eine wissenschaftliche Leistung ist nur eine spezialisierte Leistung. Wer nicht die Fähigkeit besitzt, sich sozusagen Scheuklappen anzulegen, solle der Wissenschaft besser fernbleiben. So Weber. Scheuklappen für den Fachwissenschaftler, das sagt doch, nichts anderes zu berücksichtigen als was für die spezielle wissenschaftliche Leistung relevant ist. „Persönlichkeit“ auf wissenschaftlichem Gebiet habe nur, wer rein der „Sache“ dient. Das ist ein prononciert asketisches Ethos. Asketisch in der Entsagung gegenüber allen anderen Interessen und Aspekten des gemeinsamen Lebens. Asketisch aber vor allem, so will Weber von den Studenten, vor denen er den Vortrag hielt, sich verstanden wissen, auch in der Bereitschaft, sich in den Gang der Wissenschaft, ihren Fortschritt einzuüben und einzuordnen. Denn Fortschritt in der Wissenschaft und durch Wissenschaft bedeutet das klare Bewußtsein dafür: Alle wissenschaftliche Arbeit verfolgt den Zweck, zum Fortschritt beizutragen; d.h. konkret: zu veralten und überholt zu werden. Das ist der Eigenwert der Wissenschaft, ihre eigene Rationalitätsbedingung. Sie war für Weber der Grund, warum er die strenge Forderung aufstellte: Wo immer Wissenschaftler dazu Stellung nehmen wollen, wo es um die Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse außerhalb

des Hauses der Forschung geht, können sie auch nicht mehr als Hausherr auftreten. Dann gilt das Gebot: „Geh hinaus auf die Gassen und rede öffentlich, das heißt da, wo Kritik möglich und nötig ist“. Hier, außerhalb des Hauses der Wissenschaft, kommt es zur Begegnung. Da kann es auch zum Konflikt mit anderen Moralitäten, dem Ethos anderer Häuser kommen. Mit Ausdrücken Webers: Hier stehen die verschiedenen Wertordnungen in Konkurrenz, auch im Kampf untereinander.

So ist es denn auch. Ethik hat es mit Konsens zu tun. Aber ihr konkreter Stoff sind Konflikte. Das bewegte moralische Äußerungswesen belegt offenkundig: Von einem Verfall von Ethik und Moral in der Moderne zu sprechen, geht an der Realität vorbei. Nicht ein Mangel, ein Zuwenig ist zu beklagen. Im Gegenteil: Es ist der Plural von Moral, der eine Steigerung des moralischen Konfliktpotentials hervorruft. Überall, auch dort, wo unzweifelhaft moralisiert wird, nimmt der Bedarf an ethischer Konsensbildung zu. Zugleich ist es die Last des Pluralismus, daß er die Suche nach Konsens erschwert.

Erschwert wird die Suche nach Konsens, beschwerlich werden die Konflikte, weil niemand nur in einem Haus lebt und zu Hause ist. Jeder, und das gilt auch für den wissenschaftlich Forschenden und dabei an strikte Rationalitätsbedingungen Gebundenen, lebt nicht nur in seinem Beruf. Als Person, für sich und mit anderen lebt er oder sie noch anderen Häusern.

4. Ethik und individuelle Moral: Ein Beispiel

Ein Beispiel: Die neu aufgeflammete öffentliche Diskussion um den Hirntod. Sie ist entstanden in engstem Zusammenhang mit der Organtransplantation. Die Bestimmung des Todeszeitpunktes durch den Hirntod verdankt sich dem Fortschritt der medizinischen Wissenschaft, der Intensivmedizin: Die durch Apparate ermöglichte Aufrechterhaltung der Herztätigkeit bei schweren Schädigungen, die sonst bereits zum

Eintritt des Todes geführt hätten. In der Sicht der Wissenschaft gibt es kein stichhaltiges Argument gegen die Bestimmung des Hirntodes als Definition des Todeszeitpunktes. Gleichwohl gibt es moralische Gefühle, lebensweltlich begründete Einstellungen, die dagegen Widerstand empfinden lassen. Solch Widerstand wird als individuell evident empfunden. Auch bei Personen, die in ihrer beruflichen Lebensführung auf strikte Rationalitätskriterien verpflichtet sind. Solche Empfindungen können durch den Beweisgang rationaler Wissenschaft offenbar nicht entkräftet werden, auch wenn sie in den Augen der Wissenschaft als irrational eingestuft werden. Der Ethoskonflikt tritt in einer Art doppelter Buchführung auf: Allgemein, wissenschaftlich gesehen völlig zutreffend, aber nicht, wenn es darauf ankommt, für mich persönlich.

Solch Widerstand könnte als ethisch unerheblich und gegenstandslos nur angesehen werden, wenn die Rationalitätskriterien der Wissenschaft als solche zur generellen Pflicht – gleichsam von Rechts wegen – erklärt würden. Genau das aber ist weder möglich, noch wünschenswert. Überwunden werden kann ein solcher Konflikt, eine solche Differenz in der Wahrnehmung zwischen wissenschaftlich allgemeinem Urteil und individueller Wahrnehmung nur von Seiten des Individuums. Um die Differenz zu überwinden, dazu bedarf es einer expliziten ethischen Begründung.

Die beiden großen christlichen Kirchen in unserem Lande haben, um dafür ein Beispiel zu nennen, genau das erkannt. Sie haben die Bereitschaft zur Organtransplantation, und sie schließt ja in aller Regel die Anerkennung des Hirntodes ein, als einen Akt praktizierter Nächstenliebe bejaht. Wer diese Brücke zu begehen willig ist, begreift sich selbst gleichsam in einem Beruf, berufen dazu, dem gemeinsamen Leben zu dienen. Wer das im Prinzip bejaht, kann diese Bejahung dann auch als einen persönlichen, moralischen Akt für sich dadurch ethisch objektivieren, daß er einen Organspenderausweis ausfüllt und mit sich führt. Das ist ein Handeln, das die Kriterien

einer „rationalen Lebensführung“ in Übereinstimmung mit dem wissenschaftlichen Fortschritt erfüllt, und dabei doch zugleich dem Kriterium der Selbstbestimmung entspricht.

Ein solches Handeln ist jedoch nicht von eigener lebensweltlicher Erfahrung gestützt. Die rationalen Gründe, die zu einer solchen ethischen Selbstverpflichtung führen, sind Gründe wissenschaftlicher Erkenntnis (Messung des Gehirnstromes). Sie sind von deren Gültigkeit also abhängig und nicht aus eigener Erfahrung zu gewinnen. Deswegen kann die Selbstverpflichtung im Sinne einer Zustimmung zur Organ- spende auch nicht zu einem universalisierbaren ethischen Gebot erweitert werden. Einen Spenderausweis auszufüllen und mit sich zu führen, ist eine persönliche moralische Entscheidung, aber kein allgemeines ethisches Gebot. Es gibt kein nämlich ethisches Gebot, demzufolge jedermann sich in seiner Person den Kriterien der wissenschaftlichen Rationalität, nach deren jeweiligem Stande, zu unterwerfen hätte. Die öffentliche Auseinandersetzung, der auf Konsens zielende Diskurs ist nötig und unvermeidlich. Wissenschaftliche Erkenntnis kann hier nichts von sich aus dekretieren, auch wenn ihr die Einwände unbegründet erscheinen.

5. *Brauchen wir eine neue Ethik?*

Dies ist nur ein Beispiel dafür, was die Metapher vom Haus, von den verschiedenen Häusern als Orten des Ethos für Konsens und Konflikt in der Ethik besagt. Die Existenz verschiedener Häuser, die Möglichkeit, gleichzeitig in verschiedenen Häusern zu leben, eröffnet die Chancen individueller Freiheit. Das ist der Gewinn an Selbstbestimmung, den die Moderne erbracht hat. Mit ihr verbinden sich neue Orientierungsprobleme. Individuelle Freiheit bedeutet auch, in keinem Hause völlig und definitiv zu Hause zu sein. Verständigung, zunächst mit sich selbst, aber genauso mit anderen ist eine Aufgabe, der man sich stellen muß.



Prof. Rendtorff

Für die Ethik der Institutionen und der Berufe folgt daraus die Forderung der Rücksichtnahme auf Individualität. Individuelle Freiheit als Selbstbestimmung stellt aber auch neue Forderungen an die Fähigkeit zu ethischer Besonnenheit. Selbstbestimmung kann mißbraucht werden, z.B. als Forderung, alles den eigenen Wünschen und Zielen unterzuordnen, sei es im Gewande wissenschaftlicher Karrieren oder persönlicher Glückserwartung. Als individuelle Selbstverantwortung kann sie auch die Sensibilität für die Verletzlichkeit von Institutionen des Ethos schärfen. Könnte es sein, daß die Zurückhaltung junger Menschen gegenüber dem Bindungsethos von Institutionen, wie exemplarisch der Ehe, in dieser Sensibilität ihren Grund hat?

Die Glaubwürdigkeit von Institutionen, als den Häusern gelebter Ethik, hängt für uns heute mehr als zuvor daran, daß und wie ihr Ethos in der Öffentlichkeit von denen repräsentiert wird, die für sie handeln. Das gilt auch und gerade für die Glaubwürdigkeit der Institutionen der Wissenschaft. Mit einer abstrakten theoretischen Legi-

tionation ist es nicht getan. Ethik der Wissenschaft kann nicht vom Ethos der Wissenschaftler getrennt werden.

Brauchen wir eine neue Ethik? So wird gelegentlich postuliert. Wenn damit gemeint sein sollte, die Prinzipien der Ethik müßten dem Stande des Fortschritts angepaßt, ihm gemäß verändert und neu gebildet werden, womöglich im bewußten Gegensatz zu einer sogenannten traditionellen Ethik, so kann eine solche Frage nur mit einem klaren Nein beantwortet werden.

Fortschritt ist, in Kategorien der Ethik, Fortschritt in der Auslegung dessen, was schon immer gegolten hat. Nehmen wir als Beispiel das Fünfte Gebot: Du sollst nicht töten. Martin Luther bietet ein gutes Vorbild dafür, was Auslegung eines ethischen Grundgebotes heißt. Im kleinen Katechismus wird das Fünfte Gebot von ihm so ausgelegt: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unseren Nächsten an seinem Leibe keinen Schaden noch Leid tun, sondern ihm helfen und fördern in allen Leibesnöten“. Das Tötungsverbot an der Grenze der Gefährdung des Lebens durch den Menschen wird ausgelegt als Lebensgebot. Auslegung des ethisch Gebotenen ist die Tätigkeit, in der sich der ethische Diskurs vollzieht, in der er voranschreitet.

6. Fortschritt als moralischer Kategorie

Das führt uns zum Fortschritt als moralischer Kategorie. Fortschritt zeitigt in allen „Häusern“ des Ethos Veränderungen. Fortschritt verändert das Bewußtsein für das, was möglich ist und was vom Leben erwartet werden kann. Haken wir hier ein: Reinhard Koselleck, der Wortführer der historischen Erforschung der Grundbegriffe der Moderne, hat zum Begriff Fortschritt notiert: Der Ausdruck Fortschritt meine in der Regel eine „Bewegung zum Besseren“. Er habe den Klang eines quasi religiösen Hoffungsbegriffes. Fortschritt ist selbst eine moralische Kategorie. Das gilt überall. Alle materialen wissenschaftli-

chen, medizinischen, ökonomischen, politischen oder sonstigen gesellschaftlichen Fortschritte führen eine Erweiterung und eine Steigerung moralischen Bewußtseins mit sich. Mit jeder „Bewegung zum Besseren“ nimmt auch die Möglichkeit zu, das im Fortschritt Erstrebte zu verfehlen. Oder seine Möglichkeiten zu mißbrauchen. Der Kalenderspruch: Das Bessere ist der Feind des Guten, er kann sich permanenter Bestätigung erfreuen.

In welche Richtung weist Fortschritt als moralische Kategorie, als Bewegung zum Besseren? Ein, vielleicht das entscheidende Stichwort dafür ist: Leidensminderung. Technik, Medizin, Ökonomie – jede auf ihre Weise, geleitet und begleitet von Wissenschaft haben dazu beigetragen, zu einer solchen Bewegung zum Besseren, zur Minderung von Leiden unter den Unbilden von Natur, Krankheit, Armut. Das sind Alltagsweisheiten, von realen Erfahrungen gestützt. Zugleich mit jedem Fortschritt aber wachsen auch die Ansprüche an den Fortschritt und mit ihnen die Kritik.

Was nimmt zu und verändert sich? Die Sensibilität für Leiden, die Aufmerksamkeit für Beeinträchtigungen aller Art und das zumal und in steigendem Maße, wo Fortschritt als Bewegung zum Besseren Nebenfolgen, Risiken, neuartige Schäden mit sich bringt. Deren Entdeckung und Aufdeckung vollzieht sich dann wieder mit dem moralischen Potential, das der Kategorie Fortschritt innewohnt. Die moralische Qualität von Fortschritt ist die Mutter der moralischen Fortschrittskritik.

Noch in der Kritik des Fortschritts ist die Bewegung zum Besseren am Werk. Unentwegt wird die Anwendung von allem erwartet, was zur fortschrittlichen Leidensminderung dient. Darüber kann keine Kritik des Fortschrittes hinwegtäuschen. Ärzte zumal kennen den Druck solcher Erwartung, sei es in der Krebsforschung, sei es in der pränatalen Diagnostik. Die Erwar-

tungen erzeugen Konkurrenz. Nicht alle Erwartungen können gleichmäßig und schon gar nicht gleichzeitig erfüllt werden. Was wird aus dem Grundsatz der Gerechtigkeit, wenn man nicht allen gleichermaßen gerecht werden kann? Zum Beispiel in der Organtransplantation? Mehr ethisches Gewicht jedoch hat die Frage: Sind alle Erwartungen überhaupt gleichberechtigt? Ist Moral identisch mit privater Lebenssteigerung? Die Wissenschaft hat gegenüber den Erwartungen, die sich auf sie richten, eine eigene ethische Verantwortung nach dem Maß des Bonum Commune. Das gilt zumal von der medizinischen Wissenschaft und jetzt in steigendem Maß auch von der Gentechnik. Glaubwürdigkeit der Institutionen der Wissenschaft muß sich in der Abwehr falscher Verheißungen bewähren, wie sie gelegentlich als Mittel zur Mehrung des Ansehens und der Bedeutung wissenschaftlichen Fortschritts verkündet werden. Hier ist öffentliche Auseinandersetzung und Kritik im Namen der Wissenschaft gefordert.

Leidensminderung als moralischer Kern des Fortschritts ist es auch, was die Sensibilität für Risiken weckt. Kritik der nichtbeabsichtigten Folgen wissenschaftlichen und technischen Fortschrittes und seiner ökonomischen Nutzung. Sie steht in vollem Einklang mit der moralischen Logik des Fortschritts: Das nicht beabsichtigte und gleichwohl Eintretende soll nicht sein, wenn und wo es der Bewegung zum Besseren zu widersprechen scheint. Moralische Kritik kann bei den Betroffenen leicht zu moralischem Zynismus führen, als Abwehr gegenüber der moralischen Sprache und gar der Ethik überhaupt. Solch Zynismus mag als Realismus ausgegeben werden. Aber das Postulat der Leidensminderung kann man nicht moralisch bekämpfen. Es scheint, die Moral ist vom Fortschritt gepachtet. Wie damit umgehen?

Die Wahrnehmung von Ethik erschöpft sich nicht in der Formulierung von Grundsätzen. Sie vollzieht sich in Formen der Organisation von Verantwortung. Dafür gibt es Beispiele:

Die Kernforschung hat eine hochdifferenzierte Sicherheitsphilosophie entwickelt. Programme der Technikfolgenabschätzung sind entwickelt worden. Die Genforscher haben frühzeitig ethische Codices aufgestellt.

Der erhoffte Erfolg, das Verstummen von Kritik ist gleichwohl nicht eingetreten. Das war auch nicht zu erwarten. Organisation von Verantwortung ist eine Form des ethischen Diskurses. Er kann nicht an einem Punkt beendet werden. Er muß geführt, dauerhaft, und in jedem konkreten Fall wieder neu aufgenommen werden. Dafür muß Wissenschaft Zeit und Mühe aufwenden. Das trägt zur Stärkung der Gewissenhaftigkeit von Wissenschaft bei, die den Kernbestand des Ethos der Wissenschaft bildet.

Verantwortung ist, nicht zuletzt durch Hans Jonas, zum Schlüsselwort der Ethik des Fortschritts geworden. Ein Schlüssel allerdings auf der Suche auf nach dem passenden Schloß.

7. Zur Ethik der Ziele des Fortschritts

Hans Jonas hat im Jahre 1981, noch vor dem Erscheinen des Prinzips Verantwortung, hier in der Universität, einen Vortrag gehalten. Darin warnte er vor den Möglichkeiten der Gentechnik und beschrieb in lebhaften apokalyptischen Farben den möglicherweise planbaren Versuch, einen zweiten Rubinstein nach dem Bilde des berühmten Pianisten Rubinstein zu klonen.

Die Logik dieser Forschung hat ein völlig anderes Ziel. Ihre Anwendung folgt nicht dem möglicherweise Machbaren. Sie ist durch den Beruf der Wissenschaft im Rahmen der Humanität bestimmt. Die Neukonstruktion oder Umkonstruktion des Menschen gehört nicht dazu.

Ernst Ludwig Winnacker wird nicht müde darauf zu bestehen: Der Mensch ist mehr als die Summe seiner Gene. Man kann auch sagen: Die Manipulation seiner Gene macht den Menschen nicht mehr zum Menschen als er es von seiner Bestimmung her schon ist.

Max Weber hat vor dem Propheten im Gewande des Wissenschaftlers gewarnt. Da muß man heute noch einmal unterscheiden. Unheilspropheten haben eine erkennbare Funktion: Sie können dazu beitragen, daß das, was sie ansagen und als Unheil ausmalen, gerade deswegen nicht eintritt. Unheilspropheten sind gleichsam Agenten eines Vorwarnsystems. Sie können die Aufmerksamkeit für Aufgaben wecken, die sie selbst jedoch nicht formulieren.

Anders steht es mit dem Propheten im Gewande des Moralisten, der das Gute will, was das Leben als Leben gemäß der Natur fördert und daraus das Recht oder gar die Pflicht ableitet, alles der evolutiven Steigerung des natürlichen Lebens Hinderliche aus dem Weg zu räumen. Oft sind es die öffentlichen Deuter der Wissenschaften, die den Fortschritt der Erkenntnis und deren kontrollierte Anwendung ins Zwielicht rücken, und gerade nicht die Wissenschaften, auf die sie sich berufen.

Kehren wir an den Anfang zurück: Ethik als Preis des Fortschritts – Fortschritt ist in sich unendlich. Unendlichkeit der Forschung ist Chance und Last zugleich. Jeder, der sich Wissenschaft zum Beruf erwählt hat, weiß das: Es gibt in der Forschung zwar einen terminus a quo, aber keinen ebenso definitiven Terminus ad quem. Das wird immer dort anders, wo der terminus ad quem durch Anwendung definiert ist.

Die Nützlichkeit der Anwendung wissenschaftlicher Forschung ist als solche keine selbsttragende moralische Argumentation. Die öffentliche Nachfrage nach Ethik kann darum auch nicht mit bloßen Nützlichkeitserwägungen beantwortet und befriedigt werden. Gerade weil Wissenschaft sich nicht in ihrer Anwendung erschöpft, über jede Anwendung hinaus durch ihr eigenes Gesetz der Unendlichkeit bestimmt ist, muß sie sich mit Ethik verbünden. Die moralische Kategorie von Fortschritt bedarf der Kritik der Wissenschaft.

Ethik ist die Fähigkeit zur Unterscheidung zwischen der Unendlichkeit des Möglichen und den Zielen der Praxis in der Endlichkeit des Humanum. Wer die Moral in einem unendlichen Fortschritt des Menschen nach dem Bilde der Evolution sucht, liefert die Menschlichkeit des Menschen an die Natur aus. Wer praktischen Fortschritt wegen seiner erfahrbaren Grenzen überhaupt negiert, verweigert sich der uns gestellten Verantwortung. Ethik ist selbst Statthalter des Wissens um eine lebensnotwendige Unterscheidung. So wie das Recht der Unterscheidung zwischen dem allgemeinen Gesetz für alle und der unaufhebbaren Würde des individuellen Menschen verpflichtet ist, und die Religion die heilsame Unterscheidung zwischen Mensch und Gott zu vertreten hat.

Ethische Verantwortung ist ein Schlüssel zu dem Schloß akzeptierter und menschenwürdiger Endlichkeit. Die Fähigkeit zur Unterscheidung von Gut und Böse, von wahr und falsch kann sich nur in solchem Bewußtsein der Grenzen der Endlichkeit bilden. Der Preis für solche ethische Besinnung ist unter Bedingungen des Fortschritts höher als zuvor. Darüber Konsens zu erzielen, ist es wert, diesen Preis zu entrichten.

75 Jahre Studentenwerk

Mit einem heiteren Fest in der Universitätsmensa und dem Leopoldpark feierte am 29. Juni 1995 das Studentenwerk seinen 75. Geburtstag.

Der genaue Geburtstag war allerdings schon der 30. März, denn an diesem Tag genau vor 75 Jahren gründete Fritz Beck mit dem Verein „Studentenhaus München e.V.“ das spätere Studentenwerk. In dem Verein schlossen sich einflußreiche Persönlichkeiten des bayerischen Staates und der Wirtschaft sowie Professoren und Studenten zusammen. Ziel war die Pflege eines aktiven Gemeinschaftslebens, aber schon bald auch die rein materielle Fürsorge für Studenten, also Sicherung von Ernährung, Kleidung u.ä. und Krankenfürsorge. Studienstiftung des Deutschen Volkes, akademische Studienberatung und Pflege internationaler Kontakte ergänzten bald die Angebote des Studentenwerks, das seinen Namen 1930 erhielt und seit 1948 Anstalt öffentlichen Rechts ist. 1949 erschien zum ersten Mal der Wegweiser „Student in München“, der Vorbild für viele andere Hochschulstädte sein sollte. Heute präsentiert sich das Studentenwerk, das 1967 sein heutiges Domizil in der Leopoldstraße 15 bezog, als modernes Dienstleistungsunternehmen, das rd. 107.000 Studenten an 17 Hochschulen betreut, 700 Mitarbeiter hat und einen Umsatz von 100 Mio DM erzielt. Dabei wurden im Zeitraum 1990 bis 1995 100 Mio Mensaessen zubereitet und ausgegeben, 7,4 Mio Entleihungen in den Studentenbibliotheken von 1950 bis 1995 registriert, 114.000 Privatzimmer vermittelt und heute 7.500 Wohnheimplätze verwaltet.

Beim offiziellen Programmteil des Festes am 29. Juni sprachen Grußworte der Geschäftsführer des Studentenwerkes, Dieter Maßberg, Kultusminister Hans Zehetmair, Bürgermeisterin Dr. Gertraud Burkert, der Präsident des Deutschen Studentenwerkes Prof. Dr. Albert von Mutius

und Studentenvertreter. Darauf folgte ein buntes Sommerfest mit reichem Programm. Anlässlich des Jubiläums gab das Studentenwerk eine umfangreiche und anschauliche Broschüre heraus, die in Dokumenten, Abhandlungen, Zeitzeugenberichten und Fotos die wechselvolle Geschichte des Studentenwerks dokumentiert.

Informationsveranstaltungen zur „Orthodoxen Theologie“

Vom 3. bis 6. Juli 1995 haben die beiden Theologischen Fakultäten der Universität Informationsveranstaltungen zum geplanten Studiengang „Orthodoxe Theologie“ durchgeführt. Eine mit dem Titel „Orthodoxe Theologie“, Perspektiven - Erwartungen - Aufgaben“ überschriebene Reihe behandelte Biblische Theologie, Systematische Theologie, Praktische Theologie und Historische Theologie als Disziplinen der Orthodoxen Theologie im Kontext der deutschen Universität. Vorausgegangen ist dem ein Senatsbeschluß vom Juli 1994, in dem auf Antrag der Katholisch-Theologischen und der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Aufbau einer Studienrichtung „Orthodoxe Theologie“ beschlossen wurde. Es wäre die erste Ausbildungsrichtung dieser Art an einer Hochschule in Westeuropa. Die Initiatoren erwarten sich dadurch eine Ausweitung und weitere Belebung des ökumenischen Gesprächs. In Deutschland bekennen sich derzeit rund 600.000 Menschen zur orthodoxen Glaubensrichtung. In einer vierjährigen Aufbau- und Erprobungsphase sollen nun Studien- und Prüfungsordnungen erlassen werden. In dieser Zeit werden die notwendigen Professorenstellen vertretungsweise mit Gastprofessoren besetzt. Der Katholisch-Theologischen Fakultät ist bereits seit 1984 ein Lehrstuhl für Orthodoxe Theologie zugeordnet.

Übergabe des Gebäudes von Radio Free Europe 1995

Im Rahmen des Empfangs zum amerikanischen Unabhängigkeitstag im US-Generalkonsulat am 30.6. 1995 wurde das Gebäude des Senders Radio Free Europe/Radio Liberty an den Freistaat Bayern bzw. die Universität übergeben. Der RFE/RL-Präsident Kevin Klose und der US-Generalkonsul Patrick Nichols überreichten symbolisch einen großen goldenen Schlüssel an Kultusminister Hans Zehetmair und den Rektor Professor Andreas Heldrich; Kultusminister Hans Zehetmair und Kevin Klose unterschrieben dann die Übergabedokumente. Erleichterung bedeutet dieser Akt für die Universität, da hierfür Anmietungen mit Kosten in erheblicher Höhe aufgegeben werden können. Im Frühjahr 1996 werden dann nach Abschluß der Umbauarbeiten die Umzüge beginnen. Nacheinander sollen hier die Institute für Kommunikationswissenschaft aus der Schellingstraße, das Geschwister-Scholl-Institut für Politische Wissenschaften aus der Ludwigstraße, die Informatik und Betriebswirtschaftslehre aus der Leopoldstraße einziehen, sowie die Medizinische Optik/Meteorologie aus der Barbarastraße, das Japanzentrum, das Centrum für Informations- und Sprachverarbeitung aus der Wagnmüllerstraße und einige drittmittel-finanzierte geistes- und sozialwissenschaftliche Forschungsprojekte.

Das unter höchsten Sicherheitsvorkehrungen stehende Gebäude in der Oettingenstraße 67 hatte 46 Jahre lang dem Sender Free Europe als Zuhause gedient. 1949 war er von den Amerikanern als unabhängiger Sender für die früheren Ostblockstaaten gegründet worden. Jetzt werden die Redaktionen in Prag aufgebaut. Die Ziele sind die Staaten der GUS und der Orient, sowie der Auftrag, unabhängige, unzensurierte Nachrichten und Informationen über die jeweilige Region und aus der ganzen Welt an Hörer in Länder weiterzugeben, deren Regierungen ein Informationsmonopol für sich beanspruchen.



Akademische Gedenkfeier für Adolf Butenandt

Mit einer Akademischen Gedenkfeier am 7. Juli 1995 ehrten die Universität und die Max-Planck-Gesellschaft den großen Wissenschaftler Prof. Dr. Dr. h. c. Adolf Butenandt, der im Januar 1995 kurz vor Vollendung seines 92. Lebensjahres verstorben war. Butenandt war von 1956 bis zu seiner Emeritierung 1971 Ordentlicher Professor für Physiologische Chemie an der Medizinischen Fakultät und gleichzeitig Direktor des Max-Planck-Institutes für Biochemie. Diese enge Verbindung von Universität und Max-Planck-Institut hat sich als sehr fruchtbar erwiesen. 1960 bis 1972 war Butenandt Präsident, von 1972 an Ehrenpräsident der Max-Planck-Gesellschaft. Bei der gemeinsamen Gedenkfeier in der Aula der Universität sprachen Prof. Dr. Hans F. Zacher, Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, Rektor Prof. Dr. Andreas Heldrich, Prof. Dr. Hans Georg Zachau, Vorstand des Instituts für Physiologische Chemie und Dr. Reimar Lüst, Emeritiertes Wissenschaftliches Mitglied des Max-Planck-Instituts für extraterrestrische Physik und 1972 bis 1984 als Nachfolger Butenandts Präsident der Max-Planck-Gesellschaft. Die Max-Planck-Gesellschaft hat in ihren Berichten und Mitteilungen, Heft 4/95, den Wortlaut der gehaltenen Ansprachen und Gedenkreden veröffentlicht. Im Folgenden wird daher nur die Ansprache von Prof. Heldrich wiedergegeben.

Prof. Dr. A. Heldrich:

Auf den ersten Blick ist nur ein kleiner Teil dieses glanzvollen Lebens mit der Universität München verknüpft. Lange Zeit hatte sie zunächst vergeblich um Adolf Butenandt geworben. Schon im Oktober 1949 unternahm die Naturwissenschaftliche Fakultät einen Versuch, ihn als Nachfolger von Heinrich Wieland zu gewinnen. Butenandt bat damals „mit schmerzlichem Empfinden“, ihn bei der Besetzung des Chemischen Lehrstuhls nicht zu berücksichtigen. Die Universität Tübingen hatte ihm kurz zuvor bei der Abwendung eines Rufes nach Basel sämtliche Ausstattungswünsche erfüllt. Er brachte es deshalb nicht über sich, Tübingen alsbald schnöde den Rücken zu kehren. Manch ein Kollege könnte sich noch heute an dieser Haltung ein Beispiel nehmen.

1952 beschloß die Münchener Medizinische Fakultät, Butenandt primo et unico loco für die Wiederbesetzung des Lehrstuhls für Physiologische Chemie vorzuschlagen. Er bedankte sich für die Auszeichnung, zeigte sich aber – mit einer in Berufungsangelegenheiten höchst ungewöhnlichen – Offenheit zunächst skeptisch. Haupthindernis für eine Übersiedlung nach München seien die vorzüglichen Arbeitsbedingungen in Tübingen. In dem Max-Planck-Institut für Biochemie und in dem Physiologisch-Chemischen Universitätsinstitut verfügte Butenandt über modernste Forschungsinstrumente. Ihnen hatte München Vergleichbares nicht entgegensetzen. Das Kultusministerium hielt die Berufung daher auch zunächst für aussichtslos und bestand auf der Vorlage der üblichen Dreierliste.

Die Wende brachten die ganz besonderen Beziehungen der Münchener Medizinischen Fakultät. Der Internist Prof. Bingold schilderte das Problem in seiner Sprechstunde einem Patienten aus der Bankbranche. Dieser erklärte sich spontan bereit, mindestens eine Million DM zur Verfügung zu stellen, um Butenandt nach München zu holen. Auf weiteres therapeutisches Zureden erhöhte derselbe Patient bei einem späteren

Besuch in Bingolds Sprechstunde den Betrag auf 3,5 Millionen DM. Bingold bemerkt dazu in einem Brief an Butenandt vom 11.11.1952:

„Daß wir uns ungeheuer freuen würden, wenn Sie nach München kämen, brauche ich nicht zu sagen. Das geht wohl auch daraus hervor, daß ich, der ich die Innere Klinik aufbauen muß, zu Ihren Gunsten auf diese einmalige Gabe verzichtet habe“. Als Rektor könnte man nur wünschen, daß dieses schöne Beispiel privaten Mäzenatentums und ärztlicher Selbstlosigkeit auch heute Nachahmung findet.

Mit Hilfe des auf etwas ungewöhnliche Weise angeworbenen Baukostenzuschusses gelang es in der Folgezeit, den Neubau für das Physiologisch-Chemische Universitätsinstitut und für das Max-Planck-Institut für Biochemie an der Ecke von Goethestraße und Pettenkoferstraße zur errichten. Die Baukosten beliefen sich auf etwas über 8 Millionen DM. Der Gebäudekomplex wurde Anfang 1957 bezugsfertig.

Mit Wirkung zum 1. April 1956 wurde Butenandt zum ordentlichen Professor für Physiologische Chemie in der Medizinischen Fakultät ernannt. Im Mai 1956 nahm er seine Lehrtätigkeit in München auf. Eine anfängliche Verstimmung in Tübingen konnte rasch überwunden werden. Anlässlich seines Abschieds verlieh ihm die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät die Ehrendoktorwürde der Universität Tübingen. Es folgten einige Jahre höchst erfolgreicher wissenschaftlicher Arbeit. Gerade die enge Symbiose von Max-Planck-Institut und Universitätsinstitut erwies sich auch in München als ungemain fruchtbar. Herr Zachau, der diese Zeit persönlich miterlebt hat, wird uns darüber berichten. Butenandt war einer der Glanzpunkte im akademischen Leben der Universität. An ihr lehrten damals so bedeutende Wissenschaftler wie der Philosoph Romano Guardini, der Historiker Franz Schnabel, der Zoologe Karl von Frisch und der Biochemiker Feodor Lynen, um nur einige wenige Namen zu nennen. Auch in diesem berühmten Umfeld ragte Butenandt hervor. Am 5. Juli 1958 hielt er beim Stiftungsfest den Festvortrag über das Thema „Das Leben als Gegenstand chemischer Forschung“.

Dies wäre zugleich der passende Titel für sein gesamtes wissenschaftliches Lebenswerk.

Seine Wahl zum Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft als Nachfolger von Otto Hahn im November 1959 bedeutete aus der Sicht der Universität zunächst einen schmerzlichen Verlust. Zwar versicherte der damalige Rektor Eugen Ulmer in seinem Glückwunschschreiben „wie stolz die Universität darauf ist, daß der künftige Präsident der Max-Planck-Gesellschaft einer der ihrigen ist“. Von Anfang an stand jedoch fest, daß das neue Amt seine ganze Kraft beanspruchen würde. Butenandt wurde am 1. April 1960 als Lehrstuhlinhaber ohne Dienstbezüge beurlaubt, behielt aber seine korporativen Rechte als Mitglied der Medizinischen Fakultät – wie übrigens auch als Ständiger Gast der alten Naturwissenschaftlichen Fakultät – bei. Seinem entschiedenen Drängen ist es zu verdanken, daß im Staatshaushalt ein neuer Lehrstuhl für Physiologische Chemie geschaffen wurde, auf den 1963 Herr Kollege Bücher berufen wurde.

Butenandt selbst zog sich in seiner wissenschaftlichen Arbeit ganz auf das alte Max-Planck-Institut für Biochemie zurück, dessen Direktor er geblieben war. Mit seinem Festhalten an dieser Arbeitsstätte trug er wesentlich dazu bei, daß auch die Hauptverwaltung der Max-Planck-Gesellschaft ihren Sitz von Göttingen nach München verlegte. Er begründete damit zugleich das besondere freundschaftliche Verhältnis, das zwischen Max-Planck-Gesellschaft und Universität München bis auf den heutigen Tag besteht. Es spiegelt sich auch darin, daß mit Hans Zacher nach Adolf Butenandt nun schon der zweite Präsident der Gesellschaft aus den Reihen unserer Professoren kommt. Für Hans Zacher und mich war es deshalb auch eine Selbstverständlichkeit, diese Trauerfeier gemeinsam auszurichten.

Auf der Ebene der beiden Institute mußte die enge räumliche Nachbarschaft freilich bei der Neugründung des Max-Planck-Instituts für Biochemie in Martinsried im Jahr 1973 aufge-

geben werden. In der molekularbiologischen und zellbiologischen Grundlagenforschung besteht aber weiterhin eine enge Verbindung. Mit der Übersiedlung unseres Genzentrums und unseres Universitätsinstituts für Biochemie nach Großhadern in unmittelbare Nachbarschaft des Max-Planck-Instituts in Martinsried haben sich seit dem vergangenen Jahr neue Chancen der Bündelung unserer Forschungsaktivitäten eröffnet. Am südwestlichen Stadtrand Münchens wächst wieder zusammen, was zusammen gehört.

Dabei wird der wissenschaftliche Impuls, der von Adolf Butenandt ausging, eine wesentliche und bleibende Rolle spielen. Die Landeshauptstadt München wird daher auch die Straße, an der unsere chemischen Institute in Großhadern liegen, nach ihm benennen. Wir sind der Stadtspitze für diese Bereitschaft dankbar. Der neue Namen wird mit dazu beitragen, die Erinnerung an diesen großen Gelehrten auch in den kommenden Studentengenerationen lebendig zu erhalten. Für uns, die wir das Glück hatten, ihm persönlich zu begegnen, hätte es dieses Anstoßes freilich nicht bedurft.

„Die Würde, die wir selbst tragen“

Die neuen Doktoren der Philosophischen Fakultäten wurden im Juli 1995 mit einem Festakt in der Großen Aula gefeiert. Nach der Begrüßung von Professor Dr. Berndt Ostendorf, dem Vorsitzenden des Promotionsausschusses, folgte ein Vortrag der Frauenbeauftragten der Universität, Frau Dr. Hadumod Bußmann zum Thema „Wir verleihen Ihnen hiermit die Würde, die wir selbst tragen“- Geschlechterdifferenz im Spiegel akademischer Weihen.

Dr. Bußmann:

Hiermit lade ich Sie ein, mich zu begleiten auf einer ungewöhnlichen Wanderung, auf der ich Ihnen ein Stück Universitätsgeschichte vor Augen führen möchte. Meiner Funktion als Frauenbeauftragte und meinen Erkenntnissen aus mehrjährigen Recherchen zur Geschichte des Frauenstudiums haben Sie es zuzuschreiben, daß ich diesen Rückblick und die abschließende Bilanz unter dem Aspekt der Geschlechterdifferenz, speziell aus weiblicher Perspektive, vornehmen werde. Die dabei unübersehbar ungleiche Rollenverteilung zwischen Frauen und Männern verdankt sich weniger meiner feministischen Sensibilisierung durch amtliche Frustrationen als vielmehr historischer Faktizität.

1. Station: 25. August 1787, Göttingen, im Hause des Dekans der Philosophischen Fakultät

In ein weißes Musselinkleid gehüllt, das Haar geschmückt mit Perlen und Rosen, auf Wunsch ihres Vaters wie eine Braut also als jungfräuliches Symbol der Tugend gekleidet, so stellte sich Mademoiselle Dorothea Schlözer am 25. August 1787 ihrer mündlichen Doktorprüfung. Die zu jenem Zeitpunkt 17jährige Tochter des Historikers und Statistikers August Ludwig Schlözer, eines „Aufklärers aus dem Bilderbuch“ (wie Theodor Heuss ihn gekennzeichnet hat) ist die erste Frau, der in Deutschland die Doktorwürde in Philosophie verliehen wurde: vor ihr hatte

es bislang nur die medizinische Promotion der Quedlinburger Ärztin Dorothea Erxleben gegeben, deren Schrift „Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studieren abhalten“ (mit einem Vorwort ihres Vaters!) damals einen nicht geringen Aufruhr erzeugt hat. Während jene Dorothea Erxleben vom Privatunterricht ihrer Brüder profitierte (denn Gymnasien, an denen Mädchen die Hochschulreife erwerben konnten, entstanden zögerlich in Deutschland erst seit Beginn unseres Jahrhunderts), wurde Dorothea Schlözer (die nach den Erwartungen ihres ehrgeizigen Vaters eigentlich ein Knabe hätte werden sollen) fast ausschließlich von ihm selbst unterrichtet. Von den verblüffenden, bereits im Kleinkindalter spektakulären Erfolgen hat er schriftlich beredetes Zeugnis abgelegt. Er unterrichtete sie - ausgehend vom Plattdeutsch, das sie mit 32 Monaten beherrscht haben soll, in allen modernen und alten Sprachen, unternahm mit ihr für jene Zeit abenteuerliche Bildungsreisen, sparte allerdings bewußt in seinem Studienprogramm die belles lettres aus: Gedichte und Romane zu lesen, hielt er für geradzuschädlich. In wie weit kollegial familiäre Freundschaften zwischen den akademischen Entscheidungsträgern oder väterliche Machenschaften im Spiel waren, als die Göttinger Fakultät ihr Einverständnis zu diesem ungewöhnlichen Akt einer ersten weiblichen Promotion gab, muß der Vermutung anheimgestellt bleiben.

Das Rigorosum fand – gemäß der damals noch üblichen Vermischung von Arbeits- und Privatleben – im herrschaftlichen Wohnhaus des damals 70-jährigen Dekans der Philosophischen Fakultät, des Orientalisten, Hofrats und Ritters Johann David Michaelis statt. Daß wir uns über die Umstände dieses Ereignisses ein recht genaues Bild machen können, verdanken wir einer ausführlichen Schilderung aus der Feder der Betroffenen in einem Brief an ihre Freundin Caroline Schlegel (übrigens eine Tochter des Dekans). Während eine festliche gedeckte Tafel auf das Ende des Zeremoniells wartete, wurde die junge Kandidatin in einer 3stündigen Prüfung von sechs Professoren unterschiedlichster

Fachrichtungen examiniert. Die erste Frage des Dekans bezog sich auf ein ebenso seltsames wie umstrittenes Phänomen, das (fast überflüssig zu erwähnen) er selbst kurz zuvor beforscht hatte: ob denn das wohl möglich sei, daß die Mohammedaner über einen Spiegel verfügt hätten, mittels dessen sie vom Leuchtturm von Alexandria aus die christlichen Schiffe in Konstantinopel hätten beobachten können: über die Antwort der Kandidatin gerieselten die versammelten Prüfer in ein heftiges Streitgespräch mit unklarem Ausgang – eine harte Probe für die Kandidatin. Diese mußte alsdann eine Stelle aus der 37. Ode des Horaz erläutern, in Mineralogie ein Stück Erz bestimmen und einige grubentechnische Sachverhalte erläutern, in Münzkunde Probleme der Silberlegierung erklären, in Kunstgeschichte (ein Fach, das sie in ihrem Lebenslauf nicht angegeben hatte) Auskunft geben über Säulenarten und Größenverhältnisse der Peterskirche in Rom, und zum Schluß eine mathematische Denksport-Aufgabe kniffligster Art lösen, deren zutreffende Antwort die anwesende Professorenschaft so sehr verblüffte, daß sie auf eine weitere Examinierung in Geometrie verzichteten. Nach einer kurzen geheimen Beratung soll der Dekan dann ebenso galant wie feierlich verkündet haben: Wir haben einstimmig beschlossen, Ihnen die Würde zu verleihen, die wir selbst tragen“.

Diese erste Promotion einer Frau in Philosophie sollte die Zierde des 50-jährigen Jubiläums der Reformuniversität Göttingen werden, wobei die verantwortlichen Gelehrten aber übersehen hatten, daß ihre Kandidatin als Frau nicht eidesfähig war, weshalb man ihr den sogenannten Magisterschwur nicht in der vorgeschriebenen Form abnehmen konnte. Ohne Zögern einigte man sich auf einen kräftigen Handschlag als Garantie für das Gelöbnis, „daß sie über Gott und Religion nur ehrfurchtsvoll und bescheiden philosophieren würde. Beim geplanten Festakt aber in der Universitätskirche wurde die Diskrepanz zwischen aufgeklärter Universität, die den ersten Dr. phil. weiblichen Geschlechts in Deutschland zu verleihen imstande war, und der in herkömmlichen Traditionen verwurzelten

formaljuristischen Etikette augenscheinlich im wahrsten Sinne des Wortes: Denn für die gelehrte „Jungfrau Dorothea Schlözer“ war kein Platz in der Festversammlung vorgesehen: trotz aller akademischer Ehrung blieb sie als unverheiratete Frau öffentlich nach wie vor ein absolutes Nullum. Die Feier war reine Männerangelegenheit, lediglich auf der Empore sah man einige Damen, freilich nur verheiratete. Daß Dorothea dennoch Zeugin ihrer eigenen Promotion sein konnte, verdankte sie bekanntlich einer zerbrochenen Fensterscheibe in der Bibliothek des angrenzenden Dominikanerklosters, wo sie sich versteckt hielt, so daß sie von dort oben herab beobachten konnte, wie der Dekan die „praenobilissima et doctissima Dorothea Schlözer mit dem höchsten Ehrenrang der Philosophie auszeichnete.

Bei ihrem Vater, der seinen ganzen Ehrgeiz an das Experiment gesetzt hatte, der Welt eine weibliche Gelehrte vorzustellen, schlug die propagierte Aufgeklärtheit alsbald in bodenständige Zukunftsorgen um, weshalb er anlässlich der familiären Promotionsfeier seine drei nachgeborenen Söhne folgendes von ihm selbst verfaßtes Gedicht vortragen ließ, dessen holprigen Höhepunkt ich Ihnen nicht vorenthalten möchte:

Glück indeß zum Männerhute,
der Dein Mädchens Köpfcchen schmückt!

Trag ihn, Dir und uns zu Ehren,
bei der Freunde lautem Jubel,
und der Eltern stiller Wonne,
frei, empor, – doch nicht zu lange –
bis die Haub' ihn deckt und drückt,
und ein jüngerer Decanus

Dir statt Lorbeern Myrthen pflückt.

Der ehrgeizige Vater beschwört hier vorsorglich eine bei aller wissenschaftlichen Brillanz zu erhoffende Vermählung, denn ihre Weiblichkeit, die rechte Ordnung würde erst dadurch wiederhergestellt, daß der doktorale Männerhut durch eine Frauenhaube bedeckt und „gedrückt“, also wohl erheblich verkleinert wird: Statt Bildung als aufklärerisches Mittel der Gleichstellung deutet sich hier bereits an, was an der Wende unseres Jahrhunderts manche Parlamentarier zu einer liberaleren Haltung veranlaßt hat: weibliche

Bildung als Mittel der Erbauung des Mannes und für eine bessere Erziehung ihrer Söhne.

Zugegeben: diese erste philosophische Promotion einer Frau hat für uns vor allem anekdotischen Charakter, denn für die weibliche Bildungsgeschichte blieb sie ohne emanzipatorischen Nachhall. Dafür fehlten aber auch alle Voraussetzungen, denn Dorothea Schlözer hat nie eine Schule besucht, nie ein Abitur durchlitten, war an keiner Universität je immatrikuliert und hat auch nie eine Doktorarbeit geschrieben.

Bezeichnenderweise blieb diese Promotion auch im zeitgenössischen Urteil zwielichtig: nach Schillers Urteil an Körner handelte es sich lediglich um eine ihrem Vater zuzuschreibende „erbärmliche Farce mit seiner Tochter“ oder, Dorothea wurde, wie ein mißgünstiger Göttinger Student es später ausgedrückt hat, „nach dem Willen des Vaters wie ein bekränztes Opfer dem schaulustigen Göttinger Publikum preisgegeben“.

2. Station: 25. Juli 1900 – Kleine Aula der Universität München

„Wir haben es hier mit einem Novum zu thun“ – mit diesen Worten beginnt das „votum informativ“, mit dem der damalige Dekan der Philosophischen Fakultät auf das bis dato singuläre Ereignis einer Promotion Bezug nahm, bei der die beiden zu promovierenden Kandidaten weiblichen Geschlechtes waren. Heute, auf den Tag genau vor 95 Jahren wurden die beiden in Mineralogie und Zoologie hochqualifizierte Schottinnen Agnes Kelly und Maria Ogilvie-Gordon in der Naturwissenschaftlichen Sektion der Philosophischen Fakultät mit der Note *summa cum laude* als erste Frauen an der Münchener Universität promoviert. Und dies geschah noch drei Jahre bevor Frauen überhaupt als ordentliche Studierende an bayerischen Hochschulen zugelassen waren. Nicht alle Fakultäten unserer Universitäten zeigten sich so aufgeschlossen wie die Philosophische, bei der bereits ein Jahr später eine Klassische Philologin die erste geisteswissenschaftliche Dissertation mit Erfolg einreichte. 1903 verleiht die Medizin zum erstenmal die Doktorwürde an eine Frau, während die Juristi-

sche Fakultät am hartnäckigsten die männliche Exklusivität ihres Faches und Berufsstandes verteidigte, so daß eine der ersten Rechtsanwältinnen in Bayern noch 1924 „nur“ in der Philosophischen Fakultät promovieren konnte. Die letzte Fakultätshürde nahmen zwei ebenso kritische wie unerschrockene Wissenschaftlerinnen: Die Theologinnen Uta Ranke-Heinemann und Elisabeth Gössmann sind 1954 die beiden ersten Frauen, die überhaupt je an einer Katholischen Fakultät promoviert wurden.

Die Promotionsakten der Jahrhundertwende über diese ersten weiblichen Doktorandinnen unserer Universität weisen bei aller Verschiedenheit der einzelnen Lebensverläufe charakteristische Übereinstimmungen auf: Sie stellen eine schichtenspezifische Auslese dar: ihre Väter sind überwiegend Professoren, Gymnasiallehrer, Ärzte, Fabrikanten und Gutsbesitzer – über die Mütter schweigen die Archive. Da es bis 1912 in München keine Möglichkeit gab, an einer Mädchenschule die Hochschulreife zu erlangen, mußten sie sich entweder nach privatem Unterricht extern an einer Knabenschule dem Abitur unterziehen (meist partizipierten sie ohnedies an der Unterweisung älterer Brüder), oder aber sie setzten ein bereits im Ausland begonnenes Studium in München fort, wobei jeder Einzelfall der ausdrücklichen Zustimmung von Senat und Ministerium bedurfte. – Kein Wunder also, daß bis zum Ende des ersten Weltkriegs nur insgesamt 57 Frauen in den Geisteswissenschaften promovierten. Kein Wunder auch, daß sie insgesamt erheblich älter sind als ihre männlichen Kommilitonen, da ihre Biographie weniger gradlinig verlaufen konnte.

Es dürfte den ersten Doktorvätern von solch ambitionierten akademischen Töchtern schwer gefallen sein, sich bei der Beurteilung ihrer wissenschaftlichen Leistungen von dem zeitgenössischen Männlichkeitswahn eines Bischoff, Möbius oder Weiniger freizumachen. Denn 1872 hatte bekanntlich der angesehene Münchener Anatomieprofessor Theodor von Bischoff den sogenannten „Hirnbeweis“ erbracht. Er hat dazu 391 männliche und 253 weibliche Gehirne

gewogen und letztere um durchschnittlich 134 Gramm leichter gefunden und daraus gefolgert, daß die Frauen aus anatomischen und physiologischen Gründen weder zum Studium noch zur Ausübung der Wissenschaften irgend taugten. Diese Mär von der cerebralen Unterkapazität der Frau löste einen langwierigen Streit aus, der die Diskussion um das Frauenstudium stark beeinflusste. Als dann um die Jahrhundertwende der Leipziger Psychiater und Privatdozent Paul Möbius die These von der intellektuellen Inferiorität der Frauen sowohl in seinem berühmten Buch „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes“ als auch in den „Beiträgen zur Lehre von den Geschlechtsunterschieden“ enthusiastisch rezipierte, stützte er damit zugleich die Misogynie eines Otto Weininger, der zu beweisen versuchte, daß die Frau gänzlich von Geschlechtlichkeit ausgefüllt und eingenommen sei, während der Mann noch ein Dutzend anderer Dinge kennt wie Kampf und Spiel, Geselligkeit und Gelage, Diskussion und Wissenschaft, Geschäft und Politik, Religion und Kunst“ (S. 112). Von dieser Fixierung auf die weibliche Naturhaftigkeit ist es dann nicht mehr weit zu der Überzeugung von Fritz Wittel, einem Schüler Freuds, der das weibliche Interesse an Wissenschaft in einem tiefenpsychologischen Blitzverfahren folgendermaßen zu erledigen versuchte: „Das hysterische Weib hat die geheimnisvolle Fähigkeit, seinen Sexualwillen vom Sexualziel abzuziehen und auf die Tätigkeit zu lenken, in die es sich gerade verrannt hat. [...] Mit Hilfe dieser hysterischen Verkehrung erklärt sich der unnachahmlich, wollüstige Fleiß mancher Studentinnen“ ...

Da kann es nicht verwundern, daß dieser phantasierte Antagonismus zwischen Weiblichkeit und Wissenschaft über ein Vierteljahrhundert den Diskurs über das akademische Frauenstudium bestimmt hat und auch die Empfindung sich mehr und mehr durchsetzte, daß der gelehrten Frau etwas Abnormes, zum Männlichen hin Degeneriertes anhafte, oder – wie Max Planck in einer 1897 erschienen Enquete zu diesem Thema befindet: „Amazonen auch auf geistigem Gebiet sind naturwidrig“ (S. 256).

Umso mehr spricht es für die Objektivität unserer Münchener Professoren, die erstmals gezwungen waren, die wissenschaftlichen Produkte solcher „Amazonen“ mit herkömmlichen Maßstäben zu bewerten. Dabei fällt auf: Die Dissertationen werden akzeptiert, nicht, weil sie den Anforderungen entsprechen, sondern weil sie weit über diese hinausreichen: „Ihre Arbeit geht, sowohl was die wissenschaftliche Bedeutung angeht als auch den Umfang des durchgearbeiteten Materials, weit über dasjenige hinaus, was man auch bei den strengsten Anforderungen als Maß einer Doktorarbeit bezeichnen könnte“ steht im Urteil über die Arbeit der ersten Doktorandin der Münchener Universität Agnes Kelly.

In fast in allen Urteilen werden immer wieder Fleiß und Ausdauer der Doktorandinnen hochgerühmt („die Verfasserin, die mir seit Jahren als wahre Arbeitsbiene bekannt ist, hat keine Mühe gescheut, der Sachen und der Worte Herr zu werden“); Urteile über intellektuelle Leistungen werden nicht selten mit weiblichen Attributen kontrastiert (so wenn Lujo Brentano seiner Kandidatin „ein bei aller Wärme des Herzens reifes Verstandesurteil“ bescheinigt) oder aber gleich als eine „männliche Sicherheit des Urteils, eine männliche Kraft der Gesinnung“ gelobt (so in der Laudatio über die Ehrenpromotion von Charlotte Lady Blennerhasset).

Soweit unser Blick auf die ersten Doktorväter dieser Fakultäten. Aus der Perspektive der betroffenen jungen Wissenschaftlerinnen, die diese jahrhundertalte Bastion männlicher akademischer Würde endlich genommen hatten, verbirgt sich allerdings hinter dem verdienten Stolz auch eine gehörige Portion Unbehagen: wie sich überzeugend aus zeitgenössischen Karikaturen ablesen läßt. So veröffentlichte der SIMPLIZISSIMUS unter der Überschrift „Bange Ahnung“ ein Bild mit drei höchst elegant gekleideten bürgerlichen Töchtern, (mit den berühmten großen Hüten auf dem Kopf, die angeblich den Männern in den Vorlesungen die Sicht auf den Vortragenden raubten) die in eleganten Jugendstil-Fauteuils bekümmert über ihr Schicksal zu sinnieren scheinen,



und darunter der Seufzer einer offensichtlich frisch Promovierten:

„Wißt ihr, ich glaube, die Frauen, die hier auf Erden das Dokorexamen machen, müssen dereinst in der Hölle ewig Strümpfe stopfen.“

*Dritte Station: Gegenwart - Promotionsfeier der Philosophischen Fakultäten
Gleichstellung 1995 - Rhetorik oder Realität ?*

Ort des letzten Geschehens: nunmehr Ihre Promotionsfeier in der großen Aula der Universität. [...] Indem wir die ironische Distanz zur Historie verlassen haben, müssen wir uns selbst als verantwortliche Akteure des Geschehens zur Lage bekennen. Aus der Vielfalt der möglichen Fragen, die wir stellen und zu beantworten versuchen müßten, will ich mich auf zwei beschränken: Erstens: Wie hat sich die europaweit positive Entwicklung der Gleichstellungspolitik in unserem Jahrhundert auf die Struktur der Hochschulen ausgewirkt, das heißt, wie verhält sich die Rhetorik gesetzgeberischer Maßnahmen, politischer Absichtserklärungen und akademischer Richtlinien zur Gleichstellung zur gegenwärtigen Realität an unserer Hochschule? Zweitens: Welche Visionen einer ebenso friedfertigen wie kreativen Kooperation müssen wir – Frauen und Männer – entwickeln, um dereinst ohne gesetz-

liche Maßnahmen und institutionalisierte Gerechtigkeitspolitik eine Hochschule zu schaffen, die diesen Namen verdient?

Zu ersten Frage: Bekanntlich haben sowohl die öffentliche Rechtslage als auch die privaten Beziehungen der Geschlechter in diesem Jahrhundert einen fundamentalen Wandel erlebt zugunsten größerer Gleichberechtigung unter den Menschen: Frauen sind in Deutschland seit 1918 politisch mündig (wenngleich allerdings Ehemänner noch bis 1958 das Arbeitsverhältnis ihrer Ehefrau fristlos kündigen konnten). Die Reform des Ehe- und Familienrechts ebenso wie die Rentenreform haben in mehrfachen Schritten zum Abbau geschlechtsspezifischer Differenzierung beigetragen. Ja, selbst das Grundgesetz wurde im vergangenen Jahr trotz massiver Gegenwehr novelliert, indem es Staat und Gesellschaft einen expliziten Förderauftrag zur tatsächlichen Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern gegeben hat. Soweit die Rhetorik. Die Hochschulen allerdings, die neben Kirche und Militär als die letzten Hochburgen des Patriarchats gelten, trennen sich nur sehr zögerlich von dem seit dem Mittelalter bewährten Suchbild „Mann“. Seit sieben Jahren bemühen sich gesetzlich verankerte Frauenbeauftragte mit Engagement und sanfter Beharrlichkeit – wenngleich

ohne Stimmrecht in den Entscheidungsgremien – das von sieben Jahrhunderten männlicher Alleinherrschaft geprägte Klima der Alma mater zugunsten von Frauen zu verändern; oder wenigstens einen allmählichen Bewußtseinswandel in den staatstragenden Köpfen in Gang zu setzen, die längst noch nicht alle allen Relikten aus jenen misogynen Theorien der Jahrhundertwende abgeschworen haben. Und je dünner die hierarchisch-akademische Luft nach oben hin wird und je radikaler die staatlichen Sparmaßnahmen in die Struktur der Hochschulen eingreifen, umso subtiler werden die männlichen Abwehrstrategien, bedeutet doch jede Besetzung einer Stelle mit einer Frau die Zurücksetzung eines Mannes.

Ein Blick auf die statistische Realität der hier vertretenen philosophischen Fakultäten, die im Gesamtvergleich der Hochschule zu den frauenfreundlichsten zählen, enthüllt nur allzu deutlich, daß auch ihre Gesamtstruktur noch Abbild der gängigen Personal-Pyramide ist mit ausladend breiter Basis und erschreckender Engführung an der Spitze: Die absoluten Zahlen weiblicher Studierender sind seit dem Jahr 1903, der Zulassung von Frauen zum Studium, von Null auf über 20.000 gestiegen, das sind heute 60 Prozent aller Studierenden, die sich diesen verdächtig brotlosen geisteswissenschaftlichen Fächer verschrieben haben (Die Zahlen variieren zwischen 43 Prozent in der Philosophie bis zu 75 Prozent in Psychologie und Pädagogik). Daß bei den Promotionen seit kurzem der weibliche Anteil überwiegt, beruht hoffentlich auf einem guten Omen für eine gerechtere Zukunft unserer Hochschule und nicht auf einer Verlegenheitsentscheidung der Betroffenen, drohende Arbeitslosigkeit durch ein Promotionsstudium zunächst abgewendet zu haben. Doch noch trägt diese Hoffnung: denn bereits auf der nächsthöheren Stufe der weiterführenden Qualifikationsstellen liegt der weibliche Prozentsatz nur noch bei 38 Prozent, auf Dauerstellen im Mittelbau sogar unter 30 Prozent, die Zahl der weiblichen Habilitationen schwankte universitätsweit in den vergangenen Jahren zwischen 10-15 Prozent, von derzeit 197 Professuren in den philosophischen Fakultäten

sind nur 19 mit Frauen besetzt (9,6 Prozent), nur 8 von 108 Lehrstühlen (die allein über Förderungskapazitäten verfügen) haben Professorinnen inne, was für sich genommen allerdings spektakulär ist im Vergleich zum Hochschuldurchschnitts von 2.5 Prozent, wovon aber dennoch angesichts 18.000 weiblichen Studierenden an der Basis kaum eine überzeugende Vorbildwirkung auf dieselben ausgehen kann.

Ich komme zum Schluß und wage es, in wenigen Sätzen das zu formulieren, was Sie nicht nur als Fazit meiner Erfahrungen als Frauenbeauftragte verstehen mögen, sondern zugleich auch als Appell an Sie alle: Denn wer anders als die Institution „Universität“ ist stärker verpflichtet, als Vorbild für unsere Gesellschaft, der Chancenungleichheit entgegenzuwirken, welche Fakultäten und Fächer – wenn nicht die hier anwesenden kulturwissenschaftlichen – könnten durch kritische Durchleuchtung tradierter Vorteile bessere Aufklärung leisten, wer nicht, wenn nicht Sie, verehrte *doctores designati*, die Sie in Ihren zukünftigen geisteswissenschaftlichen Tätigkeiten weit flexibler als in anderen akademischen Berufen in Kliniken, Laboratorien, Banken und Industrie sich für eine gerechtere Rollenzuweisung zwischen den Geschlechtern einsetzen können!

Denn dies ist meine Überzeugung: ohne ein gesamtgesellschaftliches Umdenken bezüglich der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung in Alltag und Beruf bleiben alle Gleichstellungspläne blanke Rhetorik: Solange die primäre Zuständigkeit der Frauen für Haushalt und Kindererziehung nicht durch ein partnerschaftliches Modell ersetzt wird, in dem männliche Doktoranden Verzicht leisten auf die private Zuarbeit ihrer Partnerinnen und sich gleichermaßen zuständig fühlen für die physische und psychische Versorgung ihrer gegenwärtigen oder zukünftigen Familie, sind Frauen immer tendenziell überfordert, wenn sie wissenschaftliche und private Anforderungen in Einklang bringen sollen. – An uns Frauen aber liegt es, ob wir weiterhin als ergebene Komplizinnen an der ungleichen Chancen-

verteilung mitwirken oder ob wir uns mit wachem Blick aus der scheinbar so fürsorglichen Umarmung der männlichen Konkurrenz befreien und ebenso zielorientiert wie sie, uns selbstbewußt und solidarisch für eine gerechtere Verteilung der Alltagslasten und des Einflusses im Privaten und Öffentlichen einsetzen. Auch die uns nachgesagten positiven Qualitäten wie Anpassungsfähigkeit, soziales Engagement, Opferbereitschaft, Arbeitsfleiß und „Wärme des Herzens“ sind noch größere Tugenden, wenn sich nicht einseitig geschlechtsspezifisch konnotiert werden.

Tragen Sie alle mit Entschiedenheit, Phantasie und Experimentierlust dazu bei, daß Frauen und Männer gleiche Chancen im alltäglichen und akademischen Leben haben werden, damit in naher Zukunft verdienterweise mehr Frauen in die Annalen unserer Alma mater eingehen werden als bislang verzeichnet sind.

Soviel für heute zur Geschichte der Töchter (oder Stieftöchter?) der Alma mater.
Ich danke Ihnen.

Ruderregatta

In bester Oxford-Cambridge-Tradition lieferten sich am 20. Juli 1995 die beiden großen Münchner Universitäten eine Ruderregatta auf dem Olympiasee. Die Initiative ging vom scheidenden Präsidenten der Technischen Universität, Prof. Otto Meitinger, aus, der auch im TU-Professorenachter mitmachte. Im Professorenachter der LMU saßen Rektor Prof. Andreas Heldrich neben Prof. Schmeller, Prof. Reichart, Prof. Roecken, Prof. Busch, Prof. Pospiech, Prof. de Boer und Prof. Lerche. Im Studentenachter der LMU kämpften die Studenten Esper, Lafrentz, Horn, Weber, Kloppenburg, Roda, Görk und Süß. Verloren haben leider beide Boote der LMU, die Studenten allerdings nur sehr knapp.



Trotzdem Freunde...!



Der Starter: Kultusminister Hans Zehetmair



Der Professorenachter



Am Anfeuern
kanns nicht
gelegen haben!



Eine Medaille gibts auf jeden Fall!

Kurzbiographien

der von auswärts an die Ludwig-Maximilians-Universität München berufenen Professoren
(01.10.1993 bis 30.09.1995)

Katholisch-
Theologische
Fakultät

Evangelisch-
Theologische
Fakultät



Prof. Dr. Alois
Baumgartner

C4-Professur für
Christliche Sozialethik,
zum 1. 8. 1994
Nachfolger von Prof.
Dr. Wilhelm Korff
Geboren 1941 in
Mühdorf/Inn; Studium
der Philosophie, Theo-
logie und Volkswirt-
schaft in Freising,
Münster und München;
Promotion zum Doktor
der Theologie 1976;
1982 bis 1992
Geschäftsführer des
Landeskomitees der
Katholiken in Bayern;
1992 bis 1994 Professor
für Christliche Sozial-
lehre und Allgemeine
Religionssoziologie an
der Universität Bamberg.
Arbeitsgebiete:
Geschichte des deut-
schen Sozialkatholizis-
mus; Grundlegungs-
probleme einer christli-
chen Sozialethik, insbe-
sondere Begriffsstudien
zu den Prinzipien der
Solidarität und Subsidiarität; Ethik der Insti-
tution Familie; politi-
sche Ethik.



Prof. Dr. Klaus
Koschorke

C4-Professur für
Kirchengeschichte, zum
1. 12. 1993
Nachfolger von Prof.
Dr. Georg Kretschmar
Geboren 1948 in
Wuppertal; Studium;
Promotion;
Habilitation 1991
Dozent an der Universi-
tät Bern und Gastdozen-
turen in der Schweiz
und in Asien.
Arbeitsgebiete: Patristik
(Kirchengeschichte der
ersten sechs Jahrhun-
derte); Geschichte des
Christentums außerhalb
Europas; Kirchen-
geschichte der Dritten
Welt; asiatische Christen-
tumsgeschichte; Betreu-
ung von Fachlexika.



Prof. Dr. Alexander
Wedderburn

C4-Professur für Neues Testament, zum 1. 4. 1994
Nachfolger von Prof. Dr. Ferdinand Hahn
Geboren 1942 in Edinburgh (Schottland); Studium der Literae humaniores in Oxford und der Theologie in New College, Edinburgh; Promotion an der Universität Cambridge; ein Jahr DAAD-Stipendiat in Göttingen; Assistenten-, dann Dozententätigkeit an der Universität St. Andrews (Schottland); Ordination zum Lehramt durch die Kirche von Schottland; ab 1990 Dozent in Durham, England; zuletzt „Senior Lecturer“.
Arbeitsgebiete: Neutestamentliche Umwelt (griechisch-römische Antike); der Apostel Paulus; Apostelgeschichte; Edition der internationalen Zeitschrift *New Testament Studies*.



Prof. Dr. Gunther Wenz

C4-Professur für Systematische Theologie, zum 1. 8. 1995
Nachfolger von Prof. Dr. Wolfhart Pannenberg
Geboren 1949 in Weissenburg; Promotion im Jahr 1976; Habilitation 1980; danach Lehrstuhlvertretung in Bayreuth; 1984 C2-Professor für Systematische Theologie an der LMU; ab 1987 ordentlicher Professor für Evangelische Theologie mit Schwerpunkt Systematische Theologie an der Universität Augsburg.
Arbeitsgebiete: Ökumenische Theologie; Lutherische Bekenntnstradition; Neuzeitliche Theologiegeschichte; Paul Tillich; Veröhnungslehre in der evangelischen Theologie der Neuzeit.



Prof. Dr. Heinz Schöch

C4-Professur für Strafrecht und Kriminologie, zum 1. 4. 1994
Nachfolger von Prof. Dr. Horst Schüler-Springorum
Geboren 1940 in Sarata/Bessarabien (jetzt Ukraine); Studium in Hamburg und Tübingen; Promotion 1973; 1974 bis 1994 C4-Professor an der Universität Göttingen; Richter am Landgericht im 2. Hauptamt.
Arbeitsgebiete: Strafrechtliche Sanktionen; Straf- und Maßregelvollzug; Strafverfahrensforschung; Viktimologie und Opferrechte; Verkehrsdelinquenz; Rechtsfragen der Sterbehilfe.



Prof. Dr. Michael
Coester

C3-Professur für Bürgerliches Recht und Arbeitsrecht zum 8. 7. 1994
Nachfolger von Prof. Dr. Peter Winkler von Mohrenfels
Geboren 1942 in Hannover; Studium der Rechtswissenschaft in Freiburg/Breisgau und Berlin; erstes Staatsexamen 1968 in Freiburg; zweites Staatsexamen 1971 in Stuttgart; Promotion in Freiburg im Jahr 1973; 1974 bis 1975 Jurastudium in Michigan/USA (LL.M.).
Habilitation 1981 in Augsburg. Privatdozent und Professor 1981 bis 1983 in Augsburg; 1983 bis 1994 in Göttingen (dort Dekan von 1992 bis 1993).
Arbeitsgebiete: Bürgerliches Recht, insbesondere Familienrecht; Arbeitsrecht; Internationales Privatrecht und Rechtsvergleichung.



Prof. Dr. Stephan
Schrader

C4-Professur für Betriebswirtschaftslehre, zum 1. 7. 1994
Nachfolger von Prof. Dr. Friedrich Hanssmann
Geboren 1960 in Bern/Schweiz; Ausbildung zum Bankkaufmann; 1981 bis 1985 Studium der Betriebswirtschaftslehre in Kiel und München; Abschluß: Dipl.-Kaufmann; 1985 bis 1987 Studium im Public Administration Program der Harvard University, John F. Kennedy School of Government, Cambridge, Massachusetts, USA; Abschluß M.P.A.; Promotion 1989; Habilitation 1994 in Kiel.
Arbeitsgebiete: Leitung des Instituts für Innovationsforschung und Technologiemanagement; strategische Planung; Unternehmensführung; Organisation und Begleitung von Innovationsprozessen, Technologiestrategie; Zusammenarbeit von Zulieferern und Herstellern.



Prof. Dr. Jürgen
Schmude

C3-Professur für Wirtschaftsgeographie, zum 1. 10. 1994
Nachfolger von Prof. Dr. Hans-Dieter Haas
Geboren 1955 in Dortmund; Studium der Geographie und Mathematik an der Universität Heidelberg; Promotion 1987 und Habilitation 1993 an der Universität Heidelberg.
Arbeitsgebiete: Wirtschaftsgeographie (insbesondere Gründungsforschung); Arbeitsmarktforschung; Tourismuswirtschaft; Computerkartographie; regionale Schwerpunkte: Süddeutschland, Alpenraum, Frankreich.



Prof. Dr. Bernd Huber

C4-Professur für Finanzwissenschaft, zum 18. 7. 1994
Nachfolger von Prof. Dr. Otto Gandenberger
Geboren 1960 in Wuppertal; Studium der Volkswirtschaft an der Universität Gießen; ab 1985 bis 1993 wiss. Mitarbeiter an der Universität Würzburg; dort Promotion im Jahr 1988; ab 1993 Lehrstuhlvertretung (C3) an der Ruhruniversität Bochum; Habilitation 1994.
Arbeitsgebiete: Steuertheorie; Steuerpolitik; Staatsverschuldung; Europäische Integration.



Prof. Dr. Gebhard Flaig

C3-Professur für Volkswirtschaftslehre, insbesondere Ökonometrie, zum 1. 9. 1995
Nachfolger von Prof. Claude Hillinger Ph.D.
Geboren 1952 in Villingendorf (Baden-Württemberg); 1971 bis 1976 Studium in Tübingen und Mannheim, danach wiss. Mitarbeiter an der Universität Mannheim; Promotion 1983; 1983 bis 1985 wiss. Mitarbeiter an einem privaten Wirtschaftsforschungsinstitut; 1985 bis 1991 Akademischer Rat an der Universität Augsburg; 1991 Habilitation; 1992 bis 1995 Lehrstuhlvertretungen in Konstanz, FU Berlin und LMU München.
Arbeitsgebiete: Konsum- und Sparverhalten der privaten Haushalte unter Berücksichtigung der Wirtschafts- und Steuerpolitik; Untersuchung des Investitionsverhalten der Unternehmen hinsichtlich Faktoren wie etwa der Nachfrage mit ökonomischen Verfahren.



Prof. Dr. Klaus Schmidt

C4-Professor für Volkswirtschaftslehre, insbesondere Wirtschaftstheorie, zum 1. 9. 1995 Nachfolger von Prof. Dr. Edwin von Böventer
Geboren 1961 in Koblenz; Studium der Volkswirtschaft und Politologie in Marburg und Hamburg; 1988/89 London School of Economics; Promotion 1991 in Bonn; 1992 Visiting Assistant Professor am Economic Department des Massachusetts Institute of Technology (MIT), Habilitation 1995 in Bonn.
Arbeitsgebiete: Spieltheorie u. Vertragstheorie, politische Ökonomie, Makroökonomie und Organisationstheorie, Erforschung von Vorgehensweisen bei Neuorganisation und Privatisierung öffentlicher Unternehmen.



Prof. Dr. Hans Pretzsch

C4-Professur für Waldwachstumskunde, zum 1. 1. 1994
Nachfolger von Prof. Dr. Friedrich Franz
Geboren 1957 in Düsseldorf; Studium der Forstwissenschaft und Statistik in Freiburg und München; Promotion im Jahr 1985; Habilitation 1991; 1992 bis 1993 Leitung des Ertragskundlichen Versuchswesens an der Niedersächsischen Forstlichen Versuchsanstalt in Göttingen; ab 1992 Privatdozent für Waldwachstumskunde und Forstliche Biometrie in München.
Arbeitsgebiete: Planung, Steuerung und Auswertung waldwachstumskundlicher Versuche; Entwicklung von Wachstums-simulatoren für Rein- und Mischbestände; vom Menschen verursachte Störfaktoren von Waldökosystemen; Bestandesstrukturen.

Prof. Dr. Gerhard
Müller-Starck

C4-Professur für Forstbotanik, zum 1. 8. 1994
Neubesetzung
Studium der Forstwissenschaft an der Universität Göttingen; Referendariat; zweites Staatsexamen; wiss. Mitarbeiter am Institut für Forstgenetik und Forstpflanzenzüchtung, Forstliche Biometrie und Informatik der Universität Göttingen; Promotion; bis 1990 Projektleiter einer Reihe von Forschungsvorhaben der DFG, des Umweltbundesamtes und der EU; 1991 Aufbau der Gruppe Forstgenetik an der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft in Birmensdorf, Zürich; 1993 Habilitation.
Arbeitsgebiete: genetische Variation in Waldbeständen unter dem Aspekt der Anpassungsfähigkeit der Wälder, Auswirkungen von Klimaveränderungen und Schadstoffeinträgen; Genetische Konsequenzen forstlicher Bewirtschaftung.

Prof. Dr. Rainer
Matyssek

C4-Professur für Forstbotanik, zum 1. 10. 1994
Nachfolger von Prof. Dr. Peter Schütt
Geboren 1954 in Bayreuth; 1975 bis 1981 Studium der Biologie, Schwerpunkt Botanik, in Bayreuth; Promotion 1985; 1985 bis 1987 Research Associate an der Texas A&M University in College Station (Texas/USA); 1987 bis 1994 wiss. Beamter an der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL) in Birmensdorf/ Zürich (Schweiz); Habilitation 1993; 1993-1994 wiss. Koordinator des internationalen EURO-SILVA-Forschungsprogramms in der Schweiz; ab 1994 Privatdozent Universität Basel.
Arbeitsgebiete: Ökophysiologie der Holzpflanzen, Umwelt-Einflüsse auf Prozesse in Waldbäumen; Nährstoff; Kohlenstoff-, Wasserhaushalt von Nadelbäumen.



Prof. Dr. Walter
Warkotsch

C4-Professur für Forstliche Arbeitswissenschaft und Angewandte Informatik, zum 28. 7. 1995
Nachfolger von Prof. Dr. Hans Dietrich Löffler
Geboren 1946 in Traunstein; Studium der Forstwissenschaften an der Universität München; Lehrstuhlassistent; Promotion 1977; Referendarzeit 1977 bis 1979; Bayerische Forstliche Forschungsanstalt 1979; Seniorlektor Universität Stellenbosch/Südafrika 1980 bis 1981; Stellvertreter Prof. H. Löffler 1982; Professor Forest Engineering Technology Universität Stellenbosch 1983 bis 1995.
Arbeitsgebiete: Walderschließung und forstl. Straßenbau; forstl. Arbeitswissenschaft und Ergonomie; Holzernte und angewandte Informatik mit den Schwerpunkten Arbeitsumwelt, Umweltverträglichkeit, Ökoaudit, Bodenschäden, Bodenschutz, forstliche Software.



Prof. Dr. Wolfgang
Oßwald

C3-Professor für Pathologie der Waldbäume, zum 1. 9. 1995 Nachfolger von Prof. Dr. Werner Koch
Geboren 1953 in Rieneck/Main-Spessart; Studium der Chemie und Biologie für das Lehramt an Gymnasien an der TU München; Erstes Staatsexamen 1980; Promotion 1983 im Fachbereich Botanik der TU München; Habilitation 1990; 1990 bis 1992 Feodor-Lynen-Stipendium am United States Department of Agriculture (USDA) in Orlando, Florida; 1992 bis 1995 Akademischer Oberrat an der Fakultät für Landwirtschaft und Gartenbau der TU München.
Arbeitsgebiete: Untersuchungen zu biochemischen Abwehrreaktionen von Pflanzen nach Pathogenbefall; Versuche zur spezifischen Induktion von Sekundärstoffwechselwegen und deren Bedeutung für die Resistenzbildung von Wirtspflanzen.



Prof. Dr. Hermann
Brenner

C3-Professur für Öffentliche Gesundheit und Epidemiologie, zum 1. 10. 1993
Neubesetzung
Geboren 1958 in Sindelfingen; 1968 bis 1977 Studium der Mathematik in Tübingen; 1978 bis 1985 Studium der Medizin in Marburg und Tübingen; Promotion 1985; 1985 bis 1987 Klinische Tätigkeit; 1987 bis 1988 Aufbaustudium der Epidemiologie in USA als DFG-Stipendiat; 1989 bis 1990 Epidemiologie im Saarländ. Krebsregister; 1990 bis 1993 Universität Ulm; Habilitation 1993.
Arbeitsgebiete: Epidemiologische Methodik und Grundlagenforschung; Sozialmedizin. Krebs-epidemiologie; Epidemiologie der Pflegebedürftigkeit; Epidemiologie und Prävention des Zigarettenrauchens; degenerative Gelenkerkrankungen; Arbeitsplatzepidemiologie.



Prof. Dr. Anselm
Kampik

C4-Professur für Augenheilkunde, zum 1. 10. 1993
Nachfolger von Prof. Dr. Otto-Erich Lund
Geboren 1949 in Dillingen/Donau; 1968-1974 Studium an der LMU; Promotion 1974; 1975-1979 Weiterbildung zum Augenarzt an der Universität München; 1979-1980 als DFG-Stipendiat am Johns Hopkins Hospital, Baltimore, Maryland, USA; 1981-1987 Oberarzt an der Augenklinik der LMU; Habilitation 1981; Professur (C2) 1985; 1987 Berufung auf den Lehrstuhl für Augenheilkunde und zum Direktor der Augenklinik der Universität Würzburg.
Arbeitsgebiete: Pathogenese der traktionsbedingten Netzhautablösung; Untersuchungen von Glaskörperersatzsubstanzen; Weiterentwicklung der intraokularen Mikrochirurgie, speziell der Netzhaut-Glaskörperchirurgie; Chirurgie der Makula.



Prof. Dr. Waldemar von Suchodoletz

C3-Professur für Kinder- und Jugendpsychiatrie, zum 1. 10. 1993 Neubesetzung
Geboren 1944 in Greifswald; Studium der Humanmedizin in Leipzig und Berlin; Promotion im Jahr 1970; Habilitation 1984 an der Universität Rostock; 1987 bis 1993 Dozentur bzw. C3-Professur an der Medizinischen Hochschule Erfurt.

Arbeitsgebiete:
Untersuchungen zur Pathogenese von Sprachentwicklungsstörungen und der Lese-Recht-schreibstörung; Auswirkung spezifischer Lernstörungen auf die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern; Autismus; klinische Neuropsychologie und Neuropsychologie.



Prof. Dr. Klaus Hahn

C4-Professur für Nuklearmedizin, zum 1. 2. 1994
Neuer Lehrstuhl, Teil-Nachfolger von Prof. Dr. Josef Lissner
Geboren 1940 in München; Studium der Medizin in Freiburg und München; Promotion 1966 in Freiburg; Approbation 1969; Tätigkeit in der Strahlenbiologie der Freiburger Universität; 1973 Oberarzt der Isotopendiagnostik und -therapie an der Universität Mainz; Facharzt für Nuklearmedizin, Röntgendiagnostik und Strahlentherapie; Habilitation 1975; 1983 Berufung auf den Lehrstuhl für Nuklearmedizin an der Universität Mainz; u. a. Mitglied in der Strahlenschutzkommission des Bundesumweltministeriums.

Arbeitsgebiete:
Anwendung nuklearmedizinischer Verfahren in der Pädiatrie, Orthopädie, Traumatologie, Nephrologie und Urologie; strahlenbedingte Veränderungen der kindlichen Schilddrüse.



Prof. Dr. Norbert Mai

C3-Professur für Neuropsychologie, zum 1. 8. 1994
Geboren 1944 in Görlitz; Studium in Freiburg, Hamburg und Mannheim; Promotion 1975 in Hamburg; Habilitation 1990, München; wiss. Mitarbeiter ab 1967 an der Universität Mannheim; ab 1971 Max-Planck-Institut für Psychiatrie München; ab 1990 Abteilung für Neuropsychologie Krankenhaus München-Bogenhausen.
Arbeitsgebiete:
Sensomotorik; Hand-Auge-Koordination; Entwicklung von diagnostischen Methoden und Trainingsverfahren bei Störungen der Feinmotorik; kognitive Neuropsychologie.



Prof. Dr. Hans-Jürgen Möller

C4-Professur für Psychiatrie, zum 15. 9. 1994
Nachfolger von Prof. Dr. Hanns Hippus
Geboren 1945; Studium in Hamburg; Staatsexamen 1971; Nervenärztliche Fachausbildung; ab 1972 im Bezirkskrankenhaus Haar; 1975-1979 im Max-Planck-Institut für Psychiatrie, währenddessen Tätigkeit als Oberarzt; 1979-1988 Ltd. Oberarzt an der Psychiatrischen Klinik der TU München; Habilitation 1981; 1982 C3-Professur für Psychiatrie an der TU München; ab 1988 C4-Professor für Psychiatrie an der Universität Bonn.
Arbeitsgebiete:
Psychopharmakologie; biologische Psychiatrie; Selbstmordforschung; Abnormitäten des Gehirns; Erforschung von Erbfaktoren mit Hilfe molekulargenetischer Methoden; klinische Psychopharmakologie; Intensivierung psychotherapeutischer Versorgungs- und Ausbildungsaktivitäten.



Prof. Dr. Helmut Bartels

C3-Professor für Anatomie, zum 1. 10. 1994
Nachfolger von Prof. Dr. Rudolf Hebel
Geboren 1951 in Bremen; Studium der Medizin an der Medizinischen Hochschule Hannover; Promotion 1978; Habilitation 1991 an der MHH.
Arbeitsgebiete: Elektronenmikroskopie, Membranstruktur, Funktionelle Morphologie chloridtransportierender Epithelien (Colon, Trachea, fetale Lunge, Fischkiemen), Struktur und Funktion der M-Zellen des Darm-assoziierten lymphatischen Gewebes.



Prof. Dr. Armin Welz

C3-Professur für Herzchirurgie, zum 1. 10. 1994
Nachfolger von Prof. Dr. Bernhard Kemkes
Geboren 1952 in Rosenheim; Studium der Humanmedizin an der LMU München; Promotion 1980; ab Dezember 1979 wiss. Mitarbeiter an der Herzchirurgischen Klinik der LMU München; Habilitation 1989; Januar 1989 bis September 1993 Ltd. Oberarzt an der Herzchirurgischen Abteilung der Universität Ulm; ab 15. Okt. 1993 Vertretung einer Professur für Herzchirurgie an der LMU.
Arbeitsgebiete: Korrektur angeborener Herzfehler; Kapillarleck nach Operationen mit Extrakorporaler Zirkulation im Neugeborenenalter; Immunsuppression bei der Transplantation thorakaler Organe; Neuroprotektion bei Operationen im hypothermen Kreislaufstillstand.



Prof. Dr. Dr. Heinz-Erich Wichmann

C4-Professur für Epidemiologie, zum 1. 4. 1995 neuer Lehrstuhl, gleichzeitig Direktor des Instituts für Epidemiologie der GSF, Neuherberg
Geboren 1946; Studium der Physik in Köln; Promotion 1976; anschl. Studium der Medizin in Köln; Promotion 1983; Habilitation 1983 im Fach Biomathematik, Medizinische Dokumentation und Statistik; Abteilungsleiter im Medizinischen Institut für Umwelthygiene in Düsseldorf; 1988 Leiter des Fachgebietes 'Arbeitssicherheit und Umweltmedizin' an der Universität Wuppertal.
Arbeitsgebiete: Umwelteinflüsse am Arbeitsplatz auf den Menschen; Auswirkungen der Luftverschmutzung auf Asthma-Kranke; Lungenkrebsrisiko durch Radonbelastung.



Prof. Dr. Hans-Joachim Gabius

C4-Professur für Physiologische Chemie, zum 1. 10. 1993
Geboren 1955 in Bad Bentzen; 1975-1980 Studium der Biochemie in Hannover; Diplomarbeit am Max-Planck-Institut für experimentelle Medizin in Göttingen; 1981 Forschungsaufenthalt an der University of California, San Diego; Promotion 1982 zum Dr. rer. nat.; 1983 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für experimentelle Medizin; 1984-1985 Forschungsaufenthalt an der University of California; Habilitation 1989; 1991 C3-Professur am Institut für Pharmazeutische Chemie der Universität Marburg.
Arbeitsgebiete: Zuckerstrukturen als Träger biologischer Information; Proteine mit Antikörpereigenschaften, gewonnen aus Pflanzensamen; diagnostische Hilfsmittel für Tumorerkrankungen; Prüfung von Naturheilmitteln.



Prof. Dr. Erwin
Märtlbauer

C4-Professur für Hygiene und Technologie der Milch, zum 1. 10. 1993
Nachfolger von Prof. Dr. Gerhard Terplan
Geboren 1957 in Ortenburg; Studium der Tiermedizin in München; ab 1983 wiss. Mitarbeiter in München; Promotion im Jahr 1988; ab 1992 Forschungsleiter bei der R-Biopharm GmbH in Darmstadt; Habilitation 1992 für 'Milchhygiene und Lebensmittelrückstandanalytik'.
Arbeitsgebiete:
Nachweisverfahren für Arzneimittelrückstände, Gifte, pathogene Keime in Milch oder Milchprodukten; Hygienekontrollen in der Milchverarbeitung; Milchdrüsenkrankheiten-Vorsorge bei der Tierbetreuung.



Prof. Dr. Manfred
Stangassinger

C4-Professur für Physiologie, zum 1. 10. 1993
Nachfolger von Prof. Dr. Michael Merken-schläger
Geboren 1948 in München; Studium der Tiermedizin in München; Promotion 1977; Habilitation 1987; Dozent u. wiss. Mitarbeiter: 1973 bis 1989 an der Tierärztlichen Fakultät der LMU; 1989 bis 1993 C4-Professur (für Tierernährung) an der Agrarwiss. Fakultät Kiel.
Arbeitsgebiete:
Die Stoffwechselphysiologie landwirtschaftlicher Nutztiere unter dem Aspekt von Produktmenge und -qualität, umweltrelevanten Reststoffverlusten und Tiergesundheit (z.B.: Differenzierung und Quantifizierung des Energiestoffwechsels; verzehrs-, verdauungs- und stoffwechselbedingte Leistungsgrenzen, hormonale Regulation der Nährstoffverteilung, mikrobielle Verdauungsleistungen).



Prof. Dr. Hartmut
Gerhards

C4-Professur für Allgemeine und Spezielle Chirurgie des Pferdes, zum 2. 11. 1993
Neubesetzung
Geboren 1953 in Windeck-Opperzau, Rhein-Sieg-Kreis; Studium der Tiermedizin an der Tierärztlichen Hochschule Hannover; Promotion 1982; 1984 bis 1992 Hochschul-assistent; Facharzt für Pferde 1986; Fachtierarzt für Chirurgie 1990; Habilitation in Hannover 1992; ab Dezember 1992 kommissarische Leitung des o. g. Lehrstuhls; ab 1993 Lehrstuhlinhaber und Mitglied des Vorstandes der Chirurgischen Tierklinik.
Arbeitsgebiete:
Chirurgische Krankheiten des Pferdes mit Schwerpunkt orthopädische Krankheiten; Bauchhöhlenchirurgie und Ophthalmologie.



Prof. Dr. Wolfgang Klee

C4-Professur für Innere Krankheiten und Chirurgie der Klauentiere, zum 1. 4. 1994,
Nachfolger von Prof. Dr. Gerrit Dirksen
Geboren 1946 in Friedrichshafen; Studium der Tiermedizin in München; Promotion im Jahr 1972; Habilitation 1986 in München; 1988 C3-Professor für Rinderkrankheiten an der Tierärztlichen Hochschule Hannover.
Arbeitsgebiete:
Kälberkrankheiten; klinische Epidemiologie.



Prof. Dr. Wolfgang
Schmahl

C4-Professur für Allgemeine Pathologie und Neuropathologie, zum 1. 10. 1994 Nachfolger von Prof. Dr. Erwin Dahme Geboren 1944 in Mainz; Studium der Tiermedizin in München und Gießen; Promotion im Jahr 1971; ab 1970 wiss. Mitarbeiter an der Veterinärpathologie in Gießen, ab 1974 bei der Gesellschaft für Strahlen- und Umweltforschung, Neuherberg (Forschungszentrum für Umwelt und Gesundheit).
Arbeitsgebiete: Nuklearmedizinische Tracerbiologie; klassische Teratologie bei Labortieren; Entwicklungsstörungen des Nervensystems bei Haus- und Nutztieren; Vergleichende Pathologie neurodegenerativer Erkrankungen.



Prof. Dr. Eckhard Wolf

C4-Professur für Molekulare Tierzucht und Haustiergenetik, zum 5. 1. 1995 Nachfolger von Prof. Dr. Gottfried Brem Geboren 1963 in Regensburg; Studium der Tiermedizin an der Universität München; Promotion im Jahr 1990; 1990-1993 wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Molekulare Tierzucht, LMU München; 1994 Universitätsassistent am Institut für Tierzucht und Genetik, Veterinärmedizinische Universität Wien; Habilitation 1994.
Arbeitsgebiete: Molekulare Mechanismen der Wachstumsregulation, Reproduktionsbiologie landwirtschaftlicher Nutztiere.



Prof. Dr. Frank Büttner

C4-Professur für Kunstgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Kunstgeschichte Bayerns, zum 1. 3. 1994 Nachfolger von Prof. Dr. Hermann Bauer Geboren 1944 in Görlitz/Niederschlesien; Studium der Kunstgeschichte, Archäologie und Germanistik in Kiel; Promotion 1970; 1971 bis 1974 wiss. Assistent am Institut für Kunstgeschichte der Universität Würzburg; 1978 Habilitation in Würzburg, dort anschließend Universitätsdozent, ab 1980 C2-Professor; ab 1982 C4-Professor für Kunstgeschichte an der Universität Kiel.
Arbeitsgebiete: Malerei, insbesondere Freskomalerei des Barock in Süddeutschland und Italien; Kunst des 19. Jahrhunderts in Bayern; Klassizismus und Romantik in Deutschland; Geschichte der Perspektive; Geschichte der Geschichtsdarstellung.



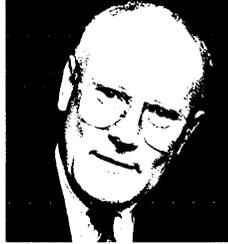
Prof. Dr. Rudolf
Schieffer

C4-Professur für Mittelalterliche Geschichte, zum 1. 4. 1994 Neubesetzung Geboren 1947 in Mainz; Studium der Geschichte und lateinischen Philologie in Bonn und Marburg; Promotion im Jahr 1975 in Bonn; Habilitation 1979 in Regensburg; ab 1980 Lehrstuhl an der Universität Bonn; gleichzeitig mit der Rufannahme Präsident der Monumenta Germaniae Historica (München).
Arbeitsgebiete: Geschichte und Quellenkunde des frühen und hohen Mittelalters.



Prof. Dr. Stefan Weinfurter

C4-Professur für Mittelalterliche Geschichte, zum 1. 9. 1994
Nachfolger von Prof. Dr. Eduard Hlawitschka
Geboren 1945 in Prachatitz/Böhmen; Studium in München und Köln; Promotion 1973 und Habilitation 1980 in Köln; Lehrstuhlvertretung in Heidelberg; 1982
C3-Professor für Landesgeschichte, besonders Bayerns, in Eichstätt; seit 1987 Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte und Historische Hilfswissenschaften in Mainz.
Arbeitsgebiete: Geschichte des frühen Mittelalters, insbes. Historiographie, Reformideen und Lebensmodelle des 11. und 12. Jahrhunderts; Organisation der bischöflichen Amtsherrschaft vom 8. bis 14. Jahrhundert; Struktur von Adels- und Landesherrschaft im fränkischen und bayerischen Raum; Grundlagen und Legitimation des Königtums vom 10. bis zum 12. Jahrhundert.



Prof. Dr. Adolf M. Birke

C4-Professur für Neuere und Neueste Geschichte, zum 1. 4. 1995
Nachfolger von Prof. Dr. Thomas Nipperdey
Geboren 1939 in Wellingholzhausen; Studium der Geschichte, Philosophie und Politik an der FU Berlin; Promotion 1969; wiss. Assistent an der FU Berlin; Habilitation 1976; 1979 Professur für Neuere Geschichte an der FU Berlin; Gastprofessor am Trinity College der Universität Toronto. 1982 Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Bayreuth, 1985 bis 1994 Direktor des Deutschen Historischen Instituts.
Arbeitsgebiete: deutsche und britische Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert; internationale Beziehungen und Zeitgeschichte nach 1946; politischer Katholizismus; Liberalismus; Akten der britischen Militärregierung in Deutschland.



Prof. Dr. Sigrig Jahns

C3-Professorin für Neuere Geschichte, zum 7. 8. 1995
Nachfolgerin von Prof. Dr. Hans Schmidt
Geboren 1945 in Malente-Gremsmühlen; Studium der Geschichte und Germanistik in Marburg, Kiel und Frankfurt/Main; Promotion 1972 in Frankfurt/Main; 1973-1975
Referendariat für das Lehramt an Gymnasien in Bad Homburg; 1975-1983 Wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem von der DFG geförderten Forschungsprojekt in Gießen; Lehrbeauftragte ebd.; 1991 Habilitation in Gießen.
Arbeitsgebiete: Deutsche Geschichte der Frühen Neuzeit; bes. Verfassungs- und Sozialgeschichte des Alten Reiches; Reformationsgeschichte; Stadtgeschichte; historische Justizforschung im europäischen Vergleich.



Prof. Dr. Hans-Michael Körner

C4-Professor für Didaktik der Geschichte, zum 1. 9. 1995
Nachfolger von Prof. Dr. Hubert Glaser
Geboren 1947 in Eschlkam/Bayern; Studium in München und Regensburg; 1. Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien 1972; Promotion in Regensburg 1976; 2. Staatsexamen 1986; Habilitation in München 1988; 1973-1984 wiss. Assistent in Regensburg und München; 1986-1991 Akad. Rat bzw. Oberrat in München; 1991-1995
C3-Professur für Neuere Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Landesgeschichte und die Didaktik der Geschichte in Würzburg.
Arbeitsgebiete: Didaktik des Geschichtsunterrichts, außerschulische Vermittlung von Geschichte und Öffentlichkeit, bayerische Geschichte im 19./20. Jahrhundert.

Fakultät für
Philosophie,
Wissenschaftstheorie
und Statistik



Prof. Dr. Wilhelm
Vossenkuhl

C4-Professur für Philosophie, zum 20. 10. 1993 Nachfolger von Prof. Dr. Robert Spaemann
Geboren 1945 in Engen (Hegau); Promotion zum Dr. phil. im Jahr 1972; danach Mitarbeiter des Deutschen Bildungsrats; Habilitation 1980; 1986 Berufung auf den Lehrstuhl für Philosophie an der Universität Bayreuth.
Arbeitsgebiete:
historisch: Ockham, Kant, Wittgenstein, Carnap; systematisch: Ethik, Philosophie der Sozialwissenschaften und der Ökonomie; Zusammenarbeit mit Wissenschaftstheorie und Sozialwissenschaften.



Prof. Dr. Iris Pigeot-
Kübler

C3-Professur für Statistik, zum 19. 7. 1995 Nachfolgerin von Prof. Dr. Gerhard Tutz
Geboren 1960 in Wanne-Eickel; Studium der Statistik und Soziologie in Dortmund; 1987 Dozentin in Dortmund; 1989 Promotion zum Dr. rer.nat.; anschl. wiss. Assistentin; Habilitation 1993, dann Hochschuldozentin für Statistik in Naturwissenschaften und Medizin an der Universität Dortmund; 1993/1994 Lehrstuhlvertretungen in Mainz, und an der LMU München, 1994 Lehrauftrag an der LMU; 1995 Lehrstuhlvertretung an der LMU.
Arbeitsgebiete:
Mathematische Statistik; Graphische Modelle; interdisziplinäre Forschung mit Biometrie, Medizinischer Informationsverarbeitung, Soziologie und Epidemiologie.

Fakultät für
Psychologie und
Pädagogik



Prof. Dr. Annette
Leonhardt

C4-Professur für Sonderpädagogik mit den Arbeitsschwerpunkten Gehörlosen- und Schwerhörigenpädagogik, zum 6. 12. 1993 Nachfolgerin von Prof. Dr. Alfred Braun
Geboren 1955 in Halle; Studium der Mathematik und Physik in Potsdam (Abschl.: Diplom-Lehrerin) und Berlin (Gehörlosen- und Schwerhörigenpädagogik); Promotion 1986; Habilitation 1990; Mitarbeit an interdisziplinären Forschungsprojekten; Zusatzstudium in Preßburg, Prag und Olmütz (1988/89); Hospitationsaufenthalt in Toronto (Kanada); wiss. Oberassistentin an der Humboldt-Universität Berlin, seit 1992 Vertretung des Lehrstuhls an der LMU.
Arbeitsgebiete: Didaktisch-methodische Gestaltung des Unterrichts; Möglichkeiten und Grenzen der visuellen und auditiven Perception; psychosoziale Befindlichkeit schwerhöriger und gehörloser Erwachsener sowie Ertaubter.

Philosophische
Fakultät für
Altertumskunde und
Kulturwissenschaften



Prof. Dr. Konrad
Vollmann

C4-Professur für Lateinische Philologie des Mittelalters, zum 1. 10. 1993 Nachfolger von Prof. Dr. Franz Brunhözl
Geboren 1933 in Illertissen; Studium in Rom und München; Promotion im Jahr 1963; Habilitation 1981 in Tübingen; 1988 bis 1993 Professor in Eichstädt.
Arbeitsgebiete:
Mittelalterliche Epik und Lyrik, mittelalterliche Naturkunde-encyklopädie, Renaissance-Humanismus (Enea Silvio Piccolomini).



Prof. Dr. Michael Mackensen

C3-Professur für Provinzialrömische Archäologie, zum 1.3.1994 Nachfolger von Prof. Dr. Günter Ulbert
Geboren 1949 in München; Studium in München, Freiburg/Brsg. und Oxford; Promotion im Jahr 1976 in München; 1977 bis 1980 DAI-Reise und Forschungsstipendien, 1981 bis 1982 wiss. Mitarbeiter Prähist. Staatssammlung München; 1982 bis 1994 wiss. Mitarbeiter Spätrom. Kommission Bayer. Akademie der Wissenschaften; Ausgrabungstätigkeit in Syrien (Resafa), Tunesien (Karthago) und Bayern; 1992 Habilitation und Privatdozentur in München.
Arbeitsgebiete: Romanisierung und Provinzialisierung in den NW-Provinzen, römische Grenzorganisation und Militärbauten; spätantike mediterrane Feinkeramikproduktion und Fernhandel.



Prof. Dr. Roderich Ptak

C4-Professur für Sinologie, zum 1.10.1994 Nachfolger von Prof. Dr. Helwig Schmidt-Glitzer
Geboren 1955 in Heilbronn; Studium Heidelberg, Peking und Shenyang; Promotion 1978; 1978-1979 DAAD-Stipendium in Hong Kong; bis 1981 Zweitstudium VWL in Guelph (Kanada); 1981-1983 DFG-Forschungsstipendium; 1983-1986 wiss. Ang. der Univ. Heidelberg; 1984 Habilitation; 1986-1990 Zeitprofessur für Sinologie, Heidelberg; 1990-1991 Heisenberg-Stipendiat; 1991-1994 C3-Professur für Chinesische Sprache und Kultur an der Universität Mainz.
Arbeitsgebiete: Südchina und Macau – vor allem historisch und wirtschaftlich-politisch; Chinas Kontakte zu Süd- und Südostasien, besonders wirtschaftsgeschichtlich; umgangssprachliche chinesische Literatur; älteres Theater, Ming-Romane; neuere Erzählungen der 20er bis 40er Jahre.



Prof. Dr. Klaas Ruitenbeek

C3-Professur für Sinologie, Schwerpunkt Kunst und Archäologie, zum 1.10.1994 Nachfolger von Prof. Dr. Käte Finsterbusch
Geboren 1951 in Leiden; Studium der Sinologie in Leiden; Promotion im Jahr 1989; 1980 bis 1985 Mitarbeiter am sinologischen Institut, Universität Leiden; 1985 bis 1994 Ostasienkurator, Rijksmuseum Amsterdam.
Arbeitsgebiete: Chinesische Architektur, chinesische Malerei, insbesondere der Ming- und Qing-Zeit (1368-1912).



Prof. Dr. Michael Douglas Roaf

C4-Professur für Vorderasiatische Archäologie, zum 1.3.1995 Nachfolger von Prof. Dr. Barthel Hrouda
Geboren 1947 in Oxford; Studium der Mathematik an der Universität Oxford 1968 BA; 1968 bis 1971 Studium Western Asiatic Archaeology an der Universität London; Academic Postgraduate Diploma; 1972 MA und 1979 Promotion an der Universität Oxford; 1979 bis 1981 Assistant Director, 1981 bis 1985 Director British School of Archaeology in Iraq (Gertrude Bell Memorial); 1986 bis 1987 Gastprofessor University of California at Berkeley; 1987 bis 1995 Research Fellow in Oxford.
Arbeitsgebiete: Archäologie und Kunstgeschichte des Vorderen Orients, insbesondere von Mesopotamien und Iran, vom Neolithikum bis zur Islamischen Zeit. Spezielle Interessen: Ausgrabungen, Architektur, Assyrische und Achämenidische Flachbildkunst, antike Metrologie.



Prof. Dr. Günther
Burkard

C4-Professur für Ägyptologie, zum 1. 4. 1995
Nachfolger von Prof.
Dr. Winfried Barta
Geboren 1944 in Würz-
burg; Studium an der
Universität Würzburg;
Promotion 1975;
Habilitation 1988;
1973 bis 1977 wiss. Mit-
arbeiter am DFG-Projekt
„Katalogisierung Orient-
alischer Handschriften“
in Deutschland; 1977
bis 1979 Ausbildung für
den wiss. Bibliotheks-
dienst; 1979 bis 1992
Fachreferent an der
UB Heidelberg; 1984 bis
1988 wiss. Mitarbeiter
am Ägyptologischen
Institut der Universität
Heidelberg; WS 1989/90
Lehrstuhlvertretung am
Ägyptologischen Institut
der Universität Mainz;
SS 1992 Vertretung
einer C3-Professur für
Ägyptologie an der
Universität Marburg;
WS 1992/93 Ernennung
zum C3-Professor an
der Universität Marburg.
Arbeitsgebiete:
Schriftliche Hinterlas-
senschaft Ägyptens,
besonders die literari-
schen Texte.



Prof. Dr. Photes
Demetrakopulos

C3-Professur für Neogrä-
zistik, zum 1. 5. 1995
Neubesetzung
Geboren 1949 in Patras;
Studium der mittelalter-
lichen und neugriechi-
schen Philologie in
Athen; Promotion im
Jahr 1983 in Athen; seit
1989 dort Assistenz-
professor.
Arbeitsgebiete:
Das Weiterleben von
Byzanz im Neugriechen-
tum; moderne Literatur-
theorie; neugriechische
Literatur auf Zypern;
Edition und Interpreta-
tion der Werke von
A. Papadiemantes und
G. Sefheres; die Über-
lieferung während der
türkischen Herrschaft in
Griechenland; verglei-
chende Sprachwissen-
schaft.



Prof. Dr. Friederike
Klippel

C4-Professur für
Didaktik der Englischen
Sprache und Literatur,
zum 29. 9. 1994
Nachfolgerin von Prof.
Dr. Karlheinz Hecht
Geboren 1949 in
Hameln; Studium der
Anglistik und Pädagogik
an der Universität
Gießen; Lehrerin in
Niedersachsen und
Nordrhein-Westfalen;
Magisterstudium in
Wellington/Neuseeland
(M.A.Hons. 1975);
Promotion 1979 in
Dortmund; Habilitation
1992 in Dortmund;
wiss. Ass. Universität
Dortmund 1979-1994;
Lehrstuhlvertretungen
Hannover (SS 93) und
München (ab WS 93/94).
Arbeitsgebiete:
Geschichte des Englisch-
lernens; Methodik des
Englischunterrichts;
Lehrwerksforschung;
interkulturelles Lernen;
Landeskunde Australien
und Neuseeland.



Prof. Dr. Thomas
Krefeld

C3-Professur für
Romanische Philologie,
zum 11. 7. 1995
Nachfolger von Prof. Dr.
Eduardo Blasco-Ferrer
Geboren 1955 in
Oelde/Westfalen;
Studium der Romanistik,
Philosophie und Germa-
nistik in Freiburg/Br.;
Promotion an der dorti-
gen Universität 1983;
Habilitation in Mainz
1995; DAAD-Lektor in
Temeswar (1980 bis
1982) und Bordeaux
(1982 bis 1984); Wissen-
schaftlicher Mitarbeiter
an der Universität
Mainz (1984 bis 1995).
Arbeitsgebiete:
Ausgliederung der
Romanischen Sprachen;
Dependenzgrammatik;
Linguistische Gestalt-
theorie; Sprachgeogra-
phie; röm.-germ. Sprach-
kontakt im Alpengebiet;
Rechtssprache.



Prof. Dr. Annegret
Heitmann

C3-Professur für Nordische Philologie, zum 1. 4. 1994
Nachfolger von Prof. Dr. Radko Kejzlar
Geboren 1952 in Kappeln/Schlei; ab 1972 Studium zunächst an der PH Kiel, dann an der Christian-Albrechts-Universität Kiel; 1974 bis 1975 Jahresstipendium an der Universität Kopenhagen; 1978 1. Staatsexamen für das Lehramt an höheren Schulen; Lehrbeauftragte am Nordischen Institut der Christian-Albrechts-Universität; 1981 hauptamtliche Weiterbildungslehrerin an der VHS Kiel; Promotion 1981; 1983 „Lectureship“ (Dozentur) in skandinavischer Literatur an der University of East Anglia in Norwich/England; 1987 wiss. Assistentin an der Universität Kiel; Habilitation 1994.
Arbeitsgebiete:
Skandinavische Frauenliteratur; literaturwiss. „gender“-Forschung, Literatur der Moderne in Skandinavien; Filmphilologie.



Prof. Dr. Bernd Scheffer

C3-Professur für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Medienphilologie zum 1. 2. 1995
Nachfolger von Prof. Dr. Klaus Kanzog.
Geboren 1947; Studium Würzburg und Bonn; Promotion 1976; 1977 Assistent der Universität Bielefeld; journalistische Tätigkeit für Presse und Rundfunk; Habilitation 1995; 1988 Abschluß des Zweitstudiums der Psychologie (Diplom); Zulassung zur Psychotherapie 1989; von 1987 bis 1992 Professor für „Öffentliche Kommunikation/Textgestaltung“ in Bielefeld; 1994 Professor für Kultursoziologie in Pforzheim.
Arbeitsgebiete:
Medien und Literatur im 20. Jahrhundert; Literaturpsychologie; allgemeine Literaturkritik; empirische Literaturwissenschaft; „Lebensentwürfe im Fernsehen“ und ihr Einfluß auf die Lebensplanung; Medien und ausländerfeindliche Straftaten.



Prof. Dr. Erika Greber

C3-Professur für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft (Komparatistik) zum 12. 6. 1995
Geboren 1952; Studium der Russistik und Anglistik mit Begleitstudium Pädagogik und Philosophie in Tübingen und Göttingen; Aufbaustudium „Theorie der Literatur und der Kommunikation“ in Konstanz; Promotion 1987; Habilitation 1994 für Slavistik sowie Allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft.
Arbeitsgebiete:
Slavistik; türkische Literatur; orientalistische Fragestellungen; interkulturelle Vermittlungs- und Verstehensprozesse; Kulturdifferenz.



Prof. Dr. Henning
Ottmann

C4-Professur für Politische Wissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der politischen Theorie und politischen Philosophie, zum 1. 3. 1995
Nachfolger von Prof. Dr. Nikolaus Lobkowicz
Geboren 1944; Studium der Politikwissenschaft; Habilitation 1974; 10jährige Assistenten- und Privatdozentenzeit in München.
Arbeitsgebiete:
Interdisziplinäres Politisches Denken; Geschichte des politischen Denkens von der Antike bis zur Gegenwart; Politische Theorie und Wissenschaftstheorie; Ethik und Anthropologie; Münchner und Freiburger Schule der Politikwissenschaft.



Prof. Dr. Werner
Weidenfeld

C4-Professur für politische Wissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Politischen Systeme, zum 27. 3. 1995 Nachfolger von Prof. Dr. Kurt Sontheimer Geboren 1947 in Cochem; Studium der Politik, Geschichte und Philosophie in Bonn; Promotion 1971; Habilitation 1975; 1975 bis 1995 Professor für Politikwissenschaft an der Universität Mainz; 1986 bis 1988 Professur associée an der Sorbonne, Paris; seit 1987 außerdem Koordinator der Bundesregierung für die deutsch-amerikanische Zusammenarbeit; 1994 Ehrendoktor von Middlebury (USA); seit 1995 Inhaber des Lehrstuhls für Politische Systeme und Europäische Einigung an der Universität München. Arbeitsgebiete: Europäische Einigung; Materialien zur Revision des Maastrichter Vertrags 1996; Osteuropa; Deutsche Nachkriegsgeschichte; Deutsche Einheit.



Prof. Dr. Friedrich
Kratochwil

C4-Professur für Politische Wissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der internationalen Politik zum 1. 5. 1995 Nachfolger von Prof. Dr. Gottfried-Karl Kindermann Geboren 1944; ab 1963 Studium an der LMU, München; Weiterstudium in den USA; 1969 M.A. in International Relations, Georgetown Universität, Washington D.C.; 1976 Promotion, zum Ph. D. in Political Science, International Affairs, Columbia University, Princeton, N.J.; 1987 bis 1988 Associate Professor of Political Science, Columbia University; 1990 bis 1995 Lawrence B. Simon Professor in Social Sciences, University of Pennsylvania. Arbeitsgebiete: Internationale Beziehungen, Theorien der Internationalen Politik; Spezialgebiete: Internationale Organisationen, Internationales Recht, Probleme internationaler Ordnung.



Prof. Dr. Francois Bry

C4-Professur für Informatik, zum 1. 1. 1994 Neubesetzung Geboren 1956 in Paris; Studium der Mathematik an den Universitäten Paris IX und Paris VI bis 1979; bis 1981 wiss. Forscher (für Mathematik) beim Forschungszentrum CNRS und bei der Universität Paris VI; Promotion im Jahr 1981; 1983 bis 1985 wiss. Mitarbeiter (für angewandte Mathematik und Informatik) am Pariser Forschungszentrum des französischen Verkehrsministeriums; 1985 bis 1993 wiss. Mitarbeiter (f. Informatik) bei Bull, abgeordnet an das Münchner European Computer-Industry Research Centre (ECRC), einem gemeinsamen Forschungszentrum von Siemens, Bull und ICL. Arbeitsgebiete: Automatische Deduktion; Logik-Programmierung und deren Anwendung (etwa bei Informationssystemen).



Prof. Dr. Peter George
Clote

C4-Professur für Informatik, zum 1. 8. 1995 Neubesetzung des Gerhard-Gentzen-Lehrstuhls Geboren 1951 in Cody, Wyoming, USA; Studium der Mathematik am Massachusetts Institute of Technology, Cambridge, USA; 1975 Fullbrightstipendiat in Köln; Promotion 1979 an der Duke University; 1979 Wechsel an die Université Paris VII als wiss. Mitarbeiter; Habilitation 1985 in Paris; 1984 Associate Professor am Boston College; 1987 dort ordentlicher Professor nach kurzer Tätigkeit als Visiting Scientist am Massachusetts Institute of Technology. Arbeitsgebiete: Theoretische Informatik; mathematische Logik; Komplexitätstheorie; parallel Algorithmen; Beweissysteme; Algorithmen zur Molekularbiologie.



Prof. Dr. Ralf Bender

C4-Professur für Astronomie und Astrophysik, zum 1. 4. 1994
Neubesetzung
Geboren 1958 in Alzey; Studium der Physik in Heidelberg, dort 1983 Diplom; Promotion 1987; wiss. Mitarbeiter im Sonderforschungsbereich der DFG zur Entwicklung von Galaxien in Toulouse; Habilitation 1991; 1990/91 NATO-Stipendium in Oxford. 1991 wiss. Mitarbeiter an der Landessternwarte Heidelberg; 1992 bis 1994 Astronomierat an der Landessternwarte Heidelberg.
Arbeitsgebiete: Galaxien; Verteilung der Sterne und des interstellaren Gases in den Galaxien; Entstehung und Wechselwirkungen von Galaxien; dunkle Materien in Galaxien; Kosmologie; Bestimmung der Abbremsung der Expansion des Universums.

Prof. Dr. Dr. Hartmut
Wiesner

C4-Professur für Didaktik der Physik, zum 1. 3. 1995
Nachfolger von Prof. Dr. Karl Luchner
Geboren 1944 in Frankfurt/Oder; Studium der Physik in Leipzig, Marburg und Frankfurt; wiss. Mitarbeiter an der Universität Frankfurt; Promotion 1975 in Theoretischer Physik und 1988 in Erziehungswissenschaften; Habilitation und Ernennung zum Privatdozent 1993.
Arbeitsgebiete: Physikalischer Aspekt des Sachunterrichts; Untersuchung von Schülervorstellungen; Lernschwierigkeiten und Lernprozesse bei Schülern aller Altersstufen; Entwicklung und Evaluierung von Unterrichtsmaterialien zur Reduzierung von Lernschwierigkeiten unter Einbeziehung verschiedener Medien.



Prof. Dr. Harald Lesch

C3-Professur für Astronomie und Astrophysik, zum 1. 8. 1995
Geboren 1960 in Gießen; Studium der Physik an den Universitäten Gießen (1979 bis 1981) und Bonn (1981 bis 1984); Promotion 1987; Habilitation im Fach Astrophysik/Astronomie an der Universität Bonn 1993; 1987 bis 1988 am Max-Planck-Institut für Radioastronomie als Forschungsstipendiat; 1988 bis 1991 wiss. Mitarbeiter an der Landessternwarte Königstuhl in Heidelberg; 1992 Visiting Professor an der Universität Toronto; 1991 bis 1995 wiss. Mitarbeiter am Max-Planck Institut für Radioastronomie in Bonn.
Arbeitsgebiete: Theoretische Plasma-Astrophysik; Strahlung der Pulsare; Magnetfelder und die Entstehung von Galaxien; Scheibengalaxien; Stromkreise im Universum.

Prof. Dr. Jochen
Feldmann

C4-Professor für Experimentalphysik, zum 15. 9. 1995
Nachfolger von Prof. Dr. Rudolf Sizmann
Geboren 1961 in Olpe-Rhode/NRW; Studium in Marburg; Stipendiat der Studienstiftung des Deutschen Volkes; 1985 Studien- und Forschungsaufenthalt an der Hebräischen Universität Jerusalem, 1990 Promotion; 1990-1991 Postdoktorand in der Forschungsabteilung „Photonic Switching“ bei den AT&T Bell Laboratories (Holmdel, USA); 1991-1995 Wissenschaftlicher Assistent an der Philipps-Universität Marburg; 1994 Habilitation; 1995 Walter-Schottky Preis der Deutschen Physikalischen Gesellschaft.
Arbeitsgebiete: Photonik und Optoelektronik mit mikrostrukturierten anorganischen und organischen Materialien (Halbleiter, Metallkolloide, Fullerene und Polymere); Kohärente Halbleiteroptik; Laserspektroskopie mit extrem hoher zeitlicher und räumlicher Auflösung.



Prof. Dr. Dietrich Habs

C4-Professur für Physik, zum 28. 9. 1995
Nachfolger von Prof. Dr. Siegfried Skorka
Geboren 1945 in Garmisch-Partenkirchen; Studium der Physik in Göttingen und Heidelberg; Promotion 1973; Assistent am Physikalischen Institut der Universität Heidelberg; zusätzliches Studium der Medizin (Physikum 1974); Habilitation 1978 (Physik); 1979 Jahr in Berkley (USA); 1980 Assistent am Physikalischen Institut der Universität Heidelberg; 1980 bis 1983 Heisenberg-Stipendiat; 1984 Gruppenleiter am Max-Planck-Institut für Kernphysik in Heidelberg; 1988 halbjähriger Aufenthalt in Argonne National Laboratory, Chicago (USA); 1995 Ernennung, zum C3-Professor am MPI für Kernphysik.
Arbeitsgebiete: Kernspektroskopie; Laserphysik im Umfeld der Kernphysik, materialwiss. Untersuchungen mit schweren Ionen; Beschleunigerphysik.



Prof. Dr. Klaus Wanner

C4-Professur für Pharmazeutische Chemie, zum 1. 3. 1994
Nachfolger von Prof. Dr. Friedrich Eiden
Geboren 1954 in Schrobenuhausen; Studium der Chemie an der TU München, Pharmazie an der LMU, München; Promotion 1983 in Pharmazie; 1984 Approbation als Apotheker; 1984 bis 1985 DFG-Stipendiat in Colorado, USA; Habilitation 1988 für das Fach Pharmazeutische Chemie an der LMU; Stipendium der Carl-Mannich-Stiftung; 1990 Berufung, zum Professor (C3) an die FU Berlin.
Arbeitsgebiete: Medizinische Chemie; Untersuchungen zur Pharmakologischen Enantioselektivität; Entwicklung und Erforschung neuer Substanzklassen mit Wirkung auf das Zentralnervensystem; Entwicklung neuer synthetischer Methoden auf dem Gebiet der Heterocyclen und Aminosäuren.



Prof. Dr. Peter Behrens

C3-Professur für Anorganische Chemie, zum 1. 11. 1994
Nachfolger von Prof. Dr. Hansgeorg Schnöckel
Geboren 1957 in Hamburg; Studium an der Universität Hamburg; Promotion 1988; ab 1989 wiss. Mitarbeiter an der Universität Konstanz; Habilitation 1994.
Arbeitsgebiete: Anorganische Festkörper und Materialien, mikro- und mesoporöse Materialien, kinetisch kontrollierte Festkörpersynthesen, anorganische Wirt-Gast-Chemie, Untersuchungen zu Einschränkungen der geometrischen Struktur und der elektronischen Zustände („quantum confinement“) von in poröse Festkörper eingebauten Gastspezies, Röntgenabsorptionsspektroskopie (XANES, EXAFS), elektronische Struktur von Verbindungen schwerer Hauptgruppenelemente (relativistische Effekte), Modellierung-Verfahren für Festkörperverbindungen.



Prof. Dr. Hans-Jürgen Tillich

C3-Professur für Systematische Botanik, zum 1. 2. 1994.
Nachfolger von Prof. Dr. Jürke Grau
Geboren 1943 in Potsdam; Studium in Potsdam; Promotion im Jahr 1971 in Erfurt; Habilitation in Erfurt im Jahr 1982; Dozent für Spezielle Botanik ab 1983; ab 1988 o. Professor f. Spezielle Botanik, Direktor der Sektion Chemie/Biologie der PH Erfurt/Mühlhausen; 1990 bis 1993 Dekan des FB Biologie.
Arbeitsgebiete: Vergleichende Morphologie; Untersuchung der Mikromorphologie mit Rasterelektronik; Monocotylen; Vegetationskunde; floristische Kartierung; botanischer Artenschutz.



Prof. George Boyan

C3-Professur für Neurobiologie, zum 1.10.1994 Neubesetzung
Geboren 1950 in Albury, Australien; Promotion 1979; 1978 bis 1981 Stipendiat am MPI für Verhaltensphysiologie; 1981 bis 1983 wiss. Mitarbeiter an der Ruhr-Universität Bochum; 1983 bis 1985 Fellow an der University of Alberta, Canada; 1987 Visiting Professor an der University of Toronto; 1985 bis 1990 Research Fellow in Australien; 1990 bis 1994 Privatdozent an der Universität Basel.
Arbeitsgebiete: Entwicklung des Gehirns bei Tieren, Embryonalentwicklung des Insectengehirns anhand von von anatomischen und immunohistochemischen Befunden, die per Videobildanalyse auf dem Computer ausgewertet werden; Manipulation der Entwicklung der Neuroanatomie des Gehirns; Pionierneuronen.



Prof. Dr. Gerhard Haszprunar

C4-Professur für Systematische Zoologie, zum 1.3.1995 Neubesetzung
Geboren 1957 in Wien; Studium an der Universität Wien; Promotion 1982; Habilitation 1988; 1982 bis 1987 Assistent an der Universität Wien; 1987-1995 an der Universität Innsbruck; ab Juni 1990 Assistenzprofessor; seit 1995 auch Direktor der Zoologischen Staatssammlung München.
Arbeitsgebiete: Vergleichende Anatomie und Phylogenie Weichtiere; vergleichende Ultrastruktur chemischer und mechanischer Sinnesorgane bei Weichtieren Armfüßer und Moostierchen; vergleichende Anatomie, Ontogenie und Ultrastrukturforschung der Wirbellosen, Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Evolutionstheorie/Schöpfungstheorie und der Sexualbiologie.



Prof. Dr. Wilfried Gabriel

C4-Professur für Ökologie, zum 1.8.1995 Nachfolger von Prof. Dr. J. Jacobs
Geboren 1947 in Görschnitz bei Bayreuth; Studium der Mathematik und Physik an der LMU München bis zum Vordiplom, dann Wechsel nach Hamburg; Diplomarbeit und Promotion in Hamburg am DESY; von Juni 1980 bis zur Berufung nach München am Max-Planck-Institut für Limnologie tätig, seit 1982 Lehrbeauftragter für Populationsdynamik an der Universität Kiel, seit 1991 zusätzlich an der Universität Basel für Populationsbiologie mit Schwerpunkt Evolutionsgenetik; Habilitation für Zoologie 1993 an der Universität Basel.
Arbeitsgebiete: Modell- und Theoriebildung in der Ökologie; Verknüpfung von Ökologie und Evolutionstheorie; Verteidigungsmechanismen von Lebewesen.



Prof. Dr. Alexander Altenbach

C3-Professur für Mikropaläontologie, zum 7.2.1995 Nachfolger von Prof. Dr. Walter Jung
Geboren 1953; Studium der Geologie und Paläontologie in Frankfurt/Main, Abschluß als Diplom-Geologe; Promotionsstudium in Kiel; Mitarbeiter, Sekretär und Vorstandsmitglied des Sonderforschungsbereiches 313 in Kiel mit Teilnahme an Ausfahrten der Forschungsschiffe Polarstern, Meteor; 1993 Habilitation in Kiel; 1988 Mitbegründer und einige Jahre Geschäftsführer einer Firma in Hamburg, die Software und Consulting für technisch-wiss. Projekte anbietet.
Arbeitsgebiete: Einfluß von Klimaveränderung, Primärproduktion und Meeresströmungen auf die Artenverteilung in lebenden und fossilen Lebensgemeinschaften; Verwendung modernster EDV-Systeme bei Datensammlung und Analytik.

Ehrungen und Preise

Die folgende Übersicht ist in Zusammenarbeit mit den jeweiligen Dekanaten entstanden.

1.10.1993 – 30.9.1995

KATHOLISCH-THEOLOGISCHE FAKULTÄT

Prof.Dr. Heinrich Fries, emeritierter Professor für Fundamentaltheologie und ökumenische Theologie, wurde der Bayerische Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst verliehen.

Prof.Dr. Heinrich Fries, Professor für Fundamentaltheologie und ökumenische Theologie, wurde der Ökumene-Preis der Katholischen Akademie verliehen.

Frau Dr. Lydia Maidl erhielt für ihre Doktorarbeit den Johann-Michael Sailer-Preis.

Prof.Dr. Heribert Schmitz, Professor für Kirchenrecht, insbes. für Verwaltungsrecht sowie Kirchliche Rechtsgeschichte, wurde als Vertreter der Religionsgemeinschaften zum Mitglied des Bayerischen Senats berufen.

EVANGELISCH-THEOLOGISCHE FAKULTÄT

Prof.Dr.Dr. Trutz Rendtorff, Professor für Systematische Theologie mit Berücksichtigung der Ethik, wurde im April 1994 das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik verliehen.

Prof.Dr.Dr. Hermann Timm, Professor für Systematische Theologie, erhält im Juli 1994 den Herrenalber Akademiepreis.

JURISTISCHE FAKULTÄT

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Claus-Wilhelm Canaris, Professor für Bürgerliches Recht, Handels- und Arbeitsrecht sowie Rechtsphilosophie, wurde die Ehrendoktorwürde der Universität Athen verliehen.

Dr. Horst Eidenmüller wurde ein Bayerischer Habilitationsförderpreis 1994 verliehen.

Prof.Dr. Wolfgang Fikentscher, Professor für Bürgerliches Recht und Handelsrecht, Gewerblichen Rechtsschutz und Urheberrecht sowie Privatrechtsvergleichung, wurde die Ehrendoktorwürde der Universität Zürich verliehen.

Ihm wurde ein Max-Planck-Forschungspreis verliehen.

Ihm wurde im Juni 1994 der Bayerische Verdienstorden verliehen.

Prof.Dr. Peter Landau, Professor für Deutsche und vergleichende Rechtsgeschichte und Bürgerliches Recht wurde in den Fachbereichsrat des Max-Planck-Instituts für europäische Rechtsgeschichte in Frankfurt/Main berufen.

Dr. Moris Lehner erhielt für seine Habilitationsschrift den Albert-Hensel-Preis der Deutschen Steuerjuristischen Vereinigung für besondere wissenschaftliche Leistungen auf dem Gebiet des Steuerrechts.

Dr. Klaus Letzgas, Lehrbeauftragter der Juristischen Fakultät, wurde zum Honorarprofessor der Universität Rostock ernannt.

Dr. Stephan Lorenz wurde ein Bayerischer Habilitationsförderpreis 1994 verliehen.

Prof.Dr. Dieter Medicus, emeritierter Professor für Römisches und Antikes Recht und Bürgerliches Recht, wurde der Bayerische Verdienstorden verliehen.

Prof.Dr. Claus Roxin, Professor für Strafprozeßrecht und allgemeine Rechtstheorie, wurde im Januar 1994 von der Universidad Complutense in Madrid die Ehrendoktorwürde verliehen. Ferner wurde ihm vom spanischen Justizminister das Ehrenkreuz des Ordens San Raimundo de Penafort überreicht. Im Februar 1994 wurde er zum ordentlichen Mitglied der philosophisch-historischen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt.

Ihm wurde die Ehrendoktorwürde der Universität Komotini, Griechenland, verliehen.

Ihm wurde die Ehrendoktorwürde der Universität Barcelona verliehen.

Prof.Dr. Hans-Jürgen Sonnenberger, Professor für Bürgerliches Recht, Internationales Privatrecht und Rechtsvergleichung wurde vom französischen Staatspräsidenten zum Commandeur dans l'Ordre des Palmes Academiques ernannt.

Prof.Dr. Klaus Vogel, Professor für Öffentliches Recht, insbesondere öffentliches Wirtschafts- und Steuerrecht, wurde zum Mitglied einer neugebildeten Advisory Group der Fiscal Affairs Division der OECD berufen.

Er wurde von der Academia Brasileira de Direito Tributário in São Paulo zum Mitglied ernannt.

Ihm wurde von der Japan Society for the Promotion of Science in Zusammenarbeit mit der Alexander-von-Humboldt-Stiftung der Japanisch-Deutsche Forschungspreis verliehen.

Prof. Dr. Hans F. Zacher, Professor für Öffentliches Recht, insbes. deutsches und bayerisches Staats- und Verwaltungsrecht, wurde zum Mitglied der neu errichteten Päpstlichen Akademie der Sozialwissenschaften (Pontefica Academia Scientiarum Socialim) ernannt.

Er erhielt die Medaille „München leuchtet“ in Gold.

Er erhielt die Medaille des Europäischen Instituts für Soziale Sicherheit.

FAKULTÄT FÜR BETRIEBSWIRTSCHAFT

Dr. Stefan Helber, wiss. Mitarbeiter am Institut für Produktionswirtschaft und Controlling, hat einen Bayerischen Habilitationspreis erhalten.

Prof.Dr. Werner Kirsch, Professor für Betriebswirtschaftslehre, wurde die Ehrendoktorwürde der Universität Witten/Herdecke verliehen.

Dr. Birgitta Wolff, Lehrbeauftragte für Betriebswirtschaftliche Information und Kommunikation und Allgemeine Betriebswirtschaftslehre, wurde von der Harvard University, Cambridge MA, ein J.F. Kennedy Memorial Fellowship für 1995/96 zugesprochen.

VOLKSWIRTSCHAFTLICHE FAKULTÄT

Prof.Dr.Dr.h.c. Knut Borchardt, emeritierter Professor für Wirtschaftsgeschichte und Volkswirtschaftslehre, wurde die Ehrendoktorwürde der Universität Mannheim verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c. Hans Möller, emeritierter Professor für Volkswirtschaftslehre unter besonderer Berücksichtigung der Internationalen Wirtschaftsbeziehungen sowie Versicherungswissenschaft, erhielt die Ehrendoktorwürde des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaften der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Prof.Dr. Hans-Werner Sinn, Professor für Nationalökonomie und Finanzwissenschaft, wurde Mitglied im Council des International Institute of Public Finance.
Er wurde außerdem Mitglied im Executive Committee der International Economic Association.

Prof.Dr. Klaus F. Zimmermann, Professor für Volkswirtschaftslehre, insbes. Wirtschaftstheorie, wurde für 5 Jahre in den Council der European Economic Association gewählt.

FORSTWISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT

Prof. Dr. Peter Burschel, Vorstand des Lehrstuhls für Bioklimatologie und Immissionsforschung, wurde zum Vice-President der European Geophysical Society (EGS) gewählt.

Prof. Dr. Peter Fabian, emeritierter Professor für Waldbau, wurde die Ehrendoktorwürde der Technischen Universität Dresden verliehen.

Prof.Dr. Wolfgang Schwenke, emeritierter Professor für Angewandte Zoologie, wurde die Karl-Escherich-Medaille verliehen.

Dr. Markus Kahn von der Forstwirtschaftlichen Fakultät wurde der Thurn und Taxis Förderpreis für die Forstwissenschaft verliehen.

MEDIZINISCHE FAKULTÄT

Prof.Dr.Dr. Dieter Adam, Professor für Kinderheilkunde, Prorektor, ist von der Bundesärztekammer als ordentliches Mitglied in die Arzneimittelkommission der deutschen Ärzteschaft bestellt worden.

Prof.Dr. Ekkehard Albert, Professor für Immunogenetik und Oberarzt für Pädiatrie der Kinderpoliklinik war von 1993 bis 1994 Vorsitzender der Gesellschaft für Immungenetik.
Er wurde 1994 zum Mitglied der Königlichen Akademie für Medizin in Brüssel, Belgien ernannt.

Privatdozent Dr. Gustavo Baretton wurde der Curt-Bohnewand-Preis 1995 verliehen.

Prof.Dr. Adolf Bauernfeind, Professor für Medizinische Mikrobiologie, wurde der Adolf-Windorfer-Preis verliehen.

Prof.Dr. Hans-Martin Becker, außerplanmäßiger Professor für Chirurgie, Chefarzt im Städtischen Krankenhaus Neuperlach, wurde im Februar 1994 mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse ausgezeichnet

Prof.Dr. Thomas Brandt, Professor für Neurologie wurde im Februar 1994 zum ordentlichen Mitglied der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt.

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Otto Braun-Falco, emeritierter Professor für Dermatologie und Venerologie wurde zum Ehrenmitglied der Deutschen Dermatologischen Gesellschaft ernannt. Er wurde für weitere zwei Jahre zum Mitglied des Nationalen AIDS-Beirates berufen.

Prof.Dr. Gerrit ten Bruggencate, Professor für Physiologie und Inhaber des Lehrstuhls für Neurophysiologie, wurde zum Fachgutachter der DFG für das Fachgebiet Physiologie/Pathophysiologie gewählt.

Privatdozent Dr. Ulrich Brunner, Chirurg, Klinik und Poliklinik am Klinikum Innenstadt, erhielt 1993 den Otto-Goetze-Preis der Vereinigung der Bayerischen Chirurgen e.V. – Er erhielt den Herbert-Lauterbach-Preis der Vereinigung Berufsgenossenschaftlicher Kliniken. Er erhielt 1994 den European-American-Fellowship der Europäischen Gesellschaft für Schulterchirurgie.

Prof.Dr. Walter Burgdorf, Lehrbeauftragter für Dermatologische Differentialdiagnosen und Dermahistopathologie, wurde zum Ehrenmitglied der Deutschen Dermatologischen Gesellschaft ernannt.

Dr. Wolfgang Caselmann, Privatdozent für Innere Medizin, wurde der Ludwig-Heilmeyer-Gesellschaft-Preis verliehen.

Dr. Tamas Decsi, Arbeitsgruppe Prof.Dr. Koletzki, wurde im Jahre 1994 mit dem „Petenyi Geza Preis“ der Ungarischen Gesellschaft für Kinderheilkunde ausgezeichnet.

Dr. rer.nat. Hans Demmelmair, Arbeitsgruppe Prof. Koletzko, wurde mit dem „Milupa-Preis zur Förderung der Ernährungswissenschaften 1995“ ausgezeichnet.

Frau Dipl.oec.troph. Ulrike Diener, Arbeitsgruppe Prof. Koletzko, wurde mit einem Forschungsstipendium der Gesellschaft für Pädiatrische Gastroenterologie und Ernährung ausgezeichnet.

Prof.Dr. Norbert Dieringer wurde zum Chairman der Life Science Group, ESA, European Space Agency, Paris, gewählt.

Prof. Dr. Norbert Dieringer, Professor für Physiologie, wurde zum Chairman der Life Science Group, ESA, European Space Agency, Paris gewählt.

Dr. Klaus Dittmann, früherer Doktorand im Institut für Klinische Hämatologie und der Med. Klinik III, Klinikum Großhadern, erhielt den Doktoranden-Förderpreis 1993 der Deutschen Gesellschaft für Hämatologie und Onkologie.

Frau Beate Eder erhielt gemeinsam mit Dr. C. Sommerhoff und Prof. Dr. Hans Fritz einen Posterpreis für ihren Beitrag beim Internationalen Symposium „Mast Cells and Cellular Interactions“ der Kaiser-Friedrich-Stiftung in Berlin.

Prof.Dr. Max Eder, emeritierter Professor für Allgemeine Pathologie und Pathologische Anatomie, erhielt die Karl-Heinrich-Bauer-Gedächtnismedaille. Ihm wurde 1993 der Bayerische Verdienstorden verliehen.

Prof. Dr. Eisenmenger, Vorstand des Instituts für Rechtsmedizin wurde 1995 Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina gewählt. Er wurde außerdem ins Präsidium der „European Academy of Legal Medicine“ gewählt.

Prof.Dr. Florian Eitel, Professor für Chirurgie, wurde zum Vorsitzenden der Gesellschaft für Medizinische Ausbildung (Deutsche Sektion der Association for Medical Education in Europe, AMEE), gewählt.

Er erhielt zusammen mit Herrn cand.med. W. Arends 1994 den 1. Preis für ein Poster „Trouble im Thorax-Diagnostik, Differentialdiagnostik und Therapie des solitären Lungenrundherdes“ anlässlich des 75. Deutschen Röntgenkongresses in Wiesbaden.

Dr. Manuel Graeber, am Institut für Neuropathologie, erhielt einen von der Deutschen Forschungsgemeinschaft vergebenen Förderpreis des Gerhard-Hess-Programms.

Privatdozent Dr. Mathias Griese, erhielt den Johannes-Wenner-Preis der Gesellschaft für Pädiatrische Pneumologie für Arbeiten zur Regulation der Sekretion von Lungensurfactant.

Prof.Dr. Christa Habrich, Professorin für Geschichte der Medizin und Pharmazie, wurde das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen.

Prof.Dr.Dr. Claus Hammer, Professor für Experimentelle Chirurgie, wurde zum Ehrenmitglied der Polnischen Gesellschaft für Chirurgie ernannt.

Prof.Dr. Georg Heberer, emeritierter Professor für Chirurgie, ehem. Direktor der Chirurgischen Klinik und Poliklinik im Klinikum Großhadern, wurde im Juni 1994 mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse ausgezeichnet.

Prof.Dr. Waldemar Hecker, emeritierter Professor für Kinderchirurgie, wurde zum Ehrenmitglied der Österreichischen Gesellschaft für Kinderchirurgie und der Vereinigung der Bayerischen Chirurgen zum Ehrenmitglied ernannt.

Prof.Dr.Dr.h.c. Theodor Hellbrügge, emeritierter Professor für Sozialpädiatrie, wurde im März 1994 "The Medical of Honor of the Silesian Medical Academy in Katowice" verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c. Theodor Hellbrügge, emeritierter Professor für Sozialpädiatrie, wurde vom Kuratorium der Stiftung für das behinderte Kind zum Ehrenvorsitzenden des Vorstands gewählt.

Prof.Dr. Hermann Hepp, Professor für Gynäkologie und Geburtshilfe, wurde zum Vorsitzenden der Bayerischen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe gewählt. Vom Vorstand des Berufsverbandes der Deutschen Frauenärzte und vom Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe wurde er zum Vorsitzenden der Frauenärztlichen Akademie berufen.

Dr. Armin E. Heufelder wurde der Gerhard-Hess-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft zuerkannt.

Dr. Armin Heufelder, wiss. Angestellter im Klinikum Innenstadt, erhielt einen der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) vergebenen Förderpreise des Gerhard-Hess-Programms.

Prof. Dr. Reinhard Hickel, Direktor der Poliklinik für Zahnerhaltung und Paradontologie im Klinikum Innenstadt, wurde 1994 zum ständigen Mitglied des Scientific Board der International Health Care Foundation ernannt.

Frau Priv.Do. Dr. Robyn Hudson, Institut für Medizinische Psychologie, wurde mit dem Takasago-Preis 1992 der European Chemoreception Research Organisation (ECRO) ausgezeichnet.

Prof.Dr. Karl-Walter Jauch, außerplanmäßiger Professor für Chirurgie, wurde der Preis der Helmut- und Ruth-Lingen-Stiftung Köln verliehen.

Prof.Dr. Anselm Kampik, Professor für Augenheilkunde, Direktor der Augenklinik, Klinikum Innenstadt, wurde zum Vizepräsident der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft 1995/1996 gewählt.

Prof. Dr. E. Kastenbauer, Direktor der Klinik und Poliklinik für Hals-, Nasen- und Ohrenkranke im Klinikum Großhadern, wurde zum Ehrenmitglied der Österreichischen, der Spanischen und der Ungarischen Gesellschaften für Hals-Nasen-Ohrenheilkunde, Kopf- und Halschirurgie ernannt.
Ihm wurde die Ehrenmedaille in Silber von der Deutschen Gesellschaft für Hals-Nasen-Ohrenheilkunde, Kopf- und Halschirurgie verliehen.

Prof.Dr. Günther Kindermann, Professor für Geburtshilfe und Gynäkologie, Direktor der I. Frauenklinik im Klinikum Innenstadt, wurde zum Chairman des Deutschen Ordinarienkongresses Gynäkologie und Geburtshilfe sowie zum Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe berufen.
Ferner wurde er zum Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft Gynäko-Pathologie der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe und der Deutschen Gesellschaft für Pathologie bestellt.
Außerdem wurde er zum Vice-President 1995/96 der Society of Pelvic Surgeons (USA) gewählt.

Prof.Dr. Jürgen Kleinschmidt, Institut für Medizinische Balneologie und Klimatologie, wurde zum Vorsitzenden des Peloidausschusses im Deutschen Bäderverband gewählt.
Er wurde zum Vorsitzenden des Wissenschaftlichen Beirats der TOMESA-Kliniken gewählt.
Er erhielt den Forschungspreis der BOXBERGER-Stiftung.
Er wurde zum Sprecher des DIN-Ausschusses „Optische Strahlung“ in der Division 6 der CIE, Paris gewählt.

Er wurde in die Jury des „Forschungspreises in Prävention und Rehabilitation durch naturgemäße Heilverfahren am Kurort“ berufen.

Prof.Dr. Berthold Koletzko, Professor für Pädiatrie, ist von der Kommission der Europäischen Gemeinschaften, Brüssel, zum Mitglied der „Working Group of the Scientific Committee on Dietetic Foods and Nutrition“ bestellt worden.

Prof.Dr. Johann Kugler, emeritierter Professor für Klinische Neurophysiologie, wurde zum Ehrenmitglied der Österreichischen Gesellschaft für klinische Neurophysiologie ernannt.

Prof.Dr. G. Laakmann, Leitender Oberarzt in der Psychiatrischen Klinik und Poliklinik mit Konsiliardienst Großhadern im Klinikum Innenstadt, wurde im 22.wissenschaftlichen Wettbewerb der Zeitschrift für Allgemeinmedizin mit dem 1. Preis ausgezeichnet.

Prof.Dr. Walter Land, Professor für Chirurgie mit Schwerpunkt Transplantationschirurgie, wurde mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet.

Dr. Matthias Laska, Privatdozent für Zoologie, und Dr.med. Dr. habil. Roman Haberl, Privatdozent für Neurologie, wurde der Fritz-Winter-Preis verliehen.

Prof. Dr. Udo Löhrs, Professor für Allgemeine Pathologie und Pathologische Anatomie, wurde zum Vorsitzenden des Konvents der Lehrstuhlinhaber für Pathologie in Deutschland gewählt.

Prof.Dr. Otto-Erich Lund, emeritierter Professor für Augenheilkunde, wurde zum Ehrenmitglied der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft ernannt.
Von der American Academy of Ophthalmology wurde ihm der Special Recognition Award verliehen.

Prof.Dr. Hellmuth Mehnert, emeritierter persönlicher und außerordentlicher Professor für Innere Medizin, wurde im Januar 1994 zum Präsidenten der Deutschen Diabetes Union gewählt.

Prof.Dr. Parviz Mehraein, Professor am Institut für Neuropathologie, wurde zum Leiter des Referenzzentrums für Neurodegenerative Erkrankungen an der Universität München und der Deutschen Gesellschaft für Neuropathologie und Neuroanatomie 1993/94 bestellt.

Prof.Dr. Konrad Meßmer, Professor für Experimentelle Chirurgie, Klinikum Großhadern, wurde die Ehrendoktorwürde der Universität Zaragoza verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c. Konrad Meßmer, Professor für Experimentelle Chirurgie, wurde im Mai 1994 anlässlich des 29. Congress of the European Society for Surgical Research zum Citoyen d'honneur de la ville de Montpellier, France, ernannt.

Er wurde von der Österreichischen Gesellschaft für Chirurgie zum korrespondierenden Mitglied ernannt.

Dr. Thomas Mittlmeier, Chirurgische Klinik im Klinikum Innenstadt, wurde der Herbert-Lauterbach-Preis 1994 der Vereinigung der berufsgenossenschaftlichen Kliniken verliehen.

Frau Dr. Viktoria Mönch, Ltd. Pharmaziedirektorin, Apotheke Klinikum Innenstadt, wurde mit der Rudolf-Rapp-Medaille ausgezeichnet.

Prof.Dr. Jan Murken, Leiter der Abteilung für pädiatrische Genetik der Kinderpoliklinik, wurde im Mai 1994 in das Kuratorium des Deutschen Museums gewählt.

Privatdozent Dr. Andreas Nerlich wurde der Curt-Bohnewand-Preis 1993 verliehen.

Prof.Dr.Dr. Walter Neupert, Professor für Physiologische Chemie, wurde zum Präsidenten der Gesellschaft für Biologische Chemie gewählt. Von der Feldberg-Foundation for Anglo-German Scientific Exchange wurde ihm der Feldberg-Preis 1996 verliehen.

Dr. Bernward Passlick, Chirurg, Klinik und Poliklinik am Klinikum Innenstadt, erhielt 1994 den Georg-Ernst-Konjetzny-Preis der Hamburger Krebsgesellschaft.

Er erhielt 1995 zusammen mit J. Izbicki, K.L. Prenzel und W.T. Knoefel den Preis für die beste Onkologische Arbeit der International Hepato-Pankreo-Biliary-Association.

Er erhielt 1995 den Otto-Goetze-Preis der Vereinigung der Bayerischen Chirurgen e.V. Er erhielt 1995 den Publikationspreis der Deutschen Gesellschaft für Thoraxchirurgie.

Prof.Dr. Gustav Paumgartner, Professor für Innere Medizin, wurde vom Royal College of Physicians zum Fellow (F.R.C.P.) ernannt.

Prof.Dr.Dr.h.c. Klaus Peter, Professor für Anaesthesiologie, Dekan, wurde zum Ehrenmitglied der Universität Regensburg ernannt. Ihm wurde der Bayerische Verdienstorden verliehen.

Prof.Dr. Gerd Plewig, Professor für Haut- und Geschlechtskrankheiten, wurde zum Internationalen Ehrenmitglied der Argentinischen Dermatologischen Gesellschaft ernannt.

Prof.Dr.Dr. Helmut Pratzel, Professor für Physikalische Medizin, wurde zum Ehrenmitglied der Polnischen Gesellschaft für Medizinische Balneologie ernannt.

Prof. Dr. Reinhard Putz, Professor für Anatomie, wurde für den Zeitraum 1993 bis 1995 zum Vizepräsident der European Association of Clinical Anatomy gewählt.

Prof.Dr. Hartmut Rabes, Professor für Experimentelle Medizin, wurde vom Bundesminister für Forschung und Technologie erneut zum "Scientific Advisor in the Field of Cancer" der Deutsch-Israelischen Stiftung für Wissenschaftliche Forschung und Entwicklung ernannt.

Prof.Dr. Hans Jürgen Refior, Professor für Orthopädie, wurde für den Zeitraum 1995/96 zum Präsidenten der Süddeutschen Orthopädenvereinigung gewählt.

Dr. Cornelia B. Reininger, Chirurgische Klinik Innenstadt, erhielt gemeinsam mit ihrer Arbeitsgruppe den Scientific Award der International Union of Angiology.

Prof.Dr. Klaus Riegel, emeritierter Professor für Kinderheilkunde, erhielt die Ehrendoktorwürde der medizinischen Fachbereiche der Freien Universität Berlin.

Prof.Dr. Gert Riethmüller, Professor für Immunologie, wurde der Meyenburg-Preis 1994 für Krebsforschung verliehen.

Priv.Do. Dr. Till Roenneberg, Institut für Medizinische Psychologie, wurde von der Medizinischen Fakultät der Universität Sapporo der Honma-Preis 1992 verliehen.

Die Ehrendoktorwürde der Medizinischen Fakultät der Universität München wurde an Prof.Dr.Dr.h.c. Bert Sakmann, Nobelpreisträger 1991 für Physiologie und Medizin, verliehen.

Priv.Do. Dr. Andreas Scheider, Funkt.-Oberarzt an der Augenklinik im Klinikum Innenstadt, wurde von der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft der Senator-Hermann-Wacker-Preis verliehen.

Prof.Dr. mult. D. Schlegel, Direktor der Klinik und Poliklinik für Kieferchirurgie am Klinikum Innenstadt, wurde zum Ordentl. Gastprofessor der Universität Zagreb/Kroatien ernannt. Er erhielt eine Ehrenpromotion durch die Aristoteles Universität Thessaloniki/Griechenland.

Prof.Dr. Wolfgang Schramm, Professor für Innere Medizin, wurde die Ehrendoktorwürde der Universität Temesvar/Rumänien verliehen. Er wurde zum Mitglied des „Arbeitskreises Blut“ durch das Bundesgesundheitsministerium gewählt.

Er wurde zum Mitglied des „Select Committee of Experts on the Clinical Use of Blood Products“ des Council of Europe, Straßburg ernannt.

Prof.Dr. Leonhard Schweiberer, Professor für Chirurgie, Direktor der Chirurgischen Klinik Innenstadt und der Chirurgischen Poliklinik, wurde im April 1994 mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse ausgezeichnet.

Er wurde zum Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Osteologie 1995 gewählt.

Er wurde zum korrespondierenden Mitglied der Österreichischen Gesellschaft für Chirurgie ernannt.

Er wurde zum Ehrenmitglied der Österreichischen Gesellschaft für Unfallchirurgie ernannt. Er wurde zum Ehrenmitglied der Vereinigung der Bayerischen Chirurgen e.V. ernannt.

Prof.Dr. Peter Christian Scriba, Professor für Innere Medizin, Ärztlicher Direktor des Klinikums Innenstadt, wurde für weitere drei Jahre in den Gesundheitsforschungsrat des Bundesministeriums für Forschung und Technologie berufen. Er wurde 1995 Vorsitzender des Vorstandes und Tagungsvorsitzender Deutschen Gesellschaft für Innere Medizin.

Im Juni 1995 wurde er in den Senat der Hermann-von-Helmholtz-Gemeinschaft Deutscher Forschungszentren gewählt.

Prof.Dr. Edward Senn, Professor für Physikalische Medizin einschließlich Balneologie und Klimatologie, wurde zum Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Physikalische Medizin und Rehabilitation, München gewählt. Er wurde zum Vorsitzenden der Jury des Münchner ADAM-Preises zur Wirkung natürlicher Therapieverfahren bestellt.

Dr. Pjotr Socha, Arbeitsgruppe Prof. Dr. Berthold Koletzko, wurde im Jahre 1994 die „Nestle Nutrition Scholarship“ verliehen. Er wurde mit dem „John Harries Prize“ 1995 der European Society for Paediatric Gastroenterology and Nutrition ausgezeichnet.

Prof.Dr.Dr.h.c. Eberhard Sonnabend, emeritierter Professor für Zahnheilkunde, wurde die Hermann Euler-Medaille verliehen.

Prof.Dr. Heinz Spiess, emeritierter Professor für Kinderheilkunde, wurde zum Präsidenten des Internationalen Grünen Kreuzes gewählt.

Dr. Manfred Thiel, Institut für Anästhesiologie am Klinikum Großhadern, erhielt 1993 ein Forschungstipendium der Fresenius-Stiftung und wurde 1994 First Place Winner, Current Research by New Investigators Residents Research Contest.

Prof.Dr.Dr.h.c. Klaus Thureau, Professor für angewandte Physiologie und Arbeitsphysiologie, wurde von der Generalversammlung des International Council of Scientific in Santiago de Chile in den Vorstand gewählt.

Prof.Dr. Hubertus von Voß, Professor für Soziale Pädiatrie und Jugendmedizin, wurde die Ehrendoktorwürde der Nangarhar Medical Faculty in Jalalabad (Afghanistan) verliehen. Prof.Dr. Ernst Rainer Weissenbacher, Professor für Frauenheilkunde und Geburtshilfe, wurde zum Mitglied des Wissenschaftlichen Fachbeirates gemäß „Richtlinien der Bundesärztekammer

zur Qualitätssicherung auf dem Gebiet der medizinischen Mikrobiologie“ berufen.

Dr. Peter A. Winkler, Oberarzt in der Neurochirurgischen Klinik im Klinikum Großhadern, hat den Forschungs-Förderpreis der Firma Upjohn 1994 erhalten.

Privatdozent Dr. Manfred Zwißler, Institut für Anästhesiologie am Klinikum Großhadern, erhielt 1993 den Karl-Thomas-Preis der Deutschen Gesellschaft für Anästhesiologie.

TIERÄRZTLICHE FAKULTÄT

Prof.Dr. Erwin Dahme, Professor für Allgemeine Pathologie und Neuropathologie, wurde die Ehrendoktorwürde der Tierärztlichen Hochschule Hannover verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c. Gerrit Dirksen, emeritierter Professor für Innere Krankheiten der Klauentiere, wurde die Ehrendoktorwürde in Veterinärmedizin der Universität Bologna verliehen.

Prof.Dr. Dieter Giesecke, Professor für Physiologische Chemie und Ernährungsphysiologie i.R., erhielt den Henneberg-Lehmann-Preis 1994 zuerkannt.

Prof.Dr. Josef Kösters, Professor für Geflügelkunde, wurde mit der Ehrenmedaille der Tierärztlichen Fakultät in Breslau ausgezeichnet.

Prof.Dr. Roberto Köstlin, Professor für Chirurgie und Ophthalmologie, wurde zum „Professor honorario“ der Tierärztlichen Fakultät der Nationalen Universität des Nordostens in Corrientes, Argentinien, ernannt

Prof.Dr.DDr.h.c. Werner Leidl, emeritierter Professor für Physiologie und Pathologie der Fortpflanzung, insbes. Andrologie und künstl. Besamung, wurde die Ehrendoktorwürde der Tierärztlichen Universität Brünn verliehen.

Er wurde mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse ausgezeichnet.

Prof.Dr.Dr.h.c. Gerhard Terplan, emeritierter Professor für Hygiene und Technologie der Milch, wurde die Professor-Hermann-Weigmann-Medaille verliehen.

Dr. med. vet. habil. Ulrich Wernery, für Mikrobiologie, insbesondere Infektionskrankheiten in den Tropen und Subtropen, wurde das Bundesverdienstkreuz verliehen.

PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT FÜR GESCHICHTS- UND KUNSTWISSEN- SCHAFTEN

Dr. Christoph Balme, Privatdozent, erhielt den Habilitationspreis der Universitätsgesellschaft.

Dr. Hans-Liudger Dienel erhielt für seine Dissertation den Rudolf-Kellermann-Preis 1993 des VDI.

Prof.Dr. Andreas Kraus, emeritierter Professor für bayerische Geschichte, wurde mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse ausgezeichnet. Er wurde von Papst Johannes Paul II. zum Komtur mit Stern des St.-Georgius-Ordens ernannt.

Prof.Dr. Friedrich Prinz, Professor für Mittelalterliche Geschichte und vergleichende Landesgeschichte, erhielt die Medaille „München leuchtet“.

Ihm wurde das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen.

Prof.Dr. Winfried Schulze, Professor für Neuere Geschichte, wurde für drei Jahre in den Wissenschaftsrat berufen.

Prof.Dr. Walter Ziegler, Professor für Bayerische Geschichte, wurde im Februar 1994 von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zum ordentlichen Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse gewählt.

FAKULTÄT FÜR PHILOSOPHIE, WISSENSCHAFTSTHEORIE UND STATISTIK

Prof. Dr. Werner Beierwaltes, Professor für Philosophie, wurde Ehrendoktor der Universität Ioannina, Griechenland.

Er wurde zum Mitglied der Akademie für Gemeinnützige Wissenschaften in Erfurt ernannt.

Prof.Dr. Elisabeth Gössmann, außerplanmäßige Professorin für Philosophie, wurde die Ehrendoktorwürde des Fachbereichs Katholische Theologie der Universität Frankfurt/Main verliehen.

Prof.Dr. Hermann Krings, Professor für Philosophie, wurde im Juni 1994 der Bayerische Verdienstorden verliehen.

Ihm wurde von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen die Ehrendoktorwürde verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c. Hans Maier, Professor für Christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie, wurde mit der Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg ausgezeichnet. Er erhielt den Paul-Schnitker-Preis 1995.

Prof.Dr. Robert Spaemann, emeritierter Professor für Philosophie, wurde der Bayerische Verdienstorden verliehen.

Er wurde 3. Ehrendoktor der University of Washington, D.C.

FAKULTÄT FÜR PSYCHOLOGIE UND PÄDAGOGIK

Dr.phil. Felix Claus Brodbeck, wiss. Assistent am Institut für Psychologie, wurde mit dem Forschungspreis für Software-Ergonomie 1995 ausgezeichnet.

Prof.Dr. Heiner Keupp, Privdoz. Dr. Christel Schachtner, Dipl.-Psych. Bärbel Gugger und Dipl.-Psych. Angelika Schneider wurde der Preis der Schader-Stiftung „Gesellschaftswissenschaften im Praxisbezug“ verliehen.

Prof.Dr. Lutz von Rosenstiel, Professor für Psychologie, Prorektor, wurde vom Institut Technik-Theologie-Naturwissenschaften zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt.

Frau Christine Scherrmann, Verwaltungsangestellte am Institut für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, wurde mit dem Münchner Tukan-Preis ausgezeichnet.

Prof.Dr. Helmut Zöpfl, Professor für Schulpädagogik, wurde in den nationalen Drogenrat und gleichzeitig in die Enquete gegen Gewalt berufen.

Er wurde mit dem Oberbayerischen Kulturpreis ausgezeichnet.

PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT FÜR ALTERTUMSKUNDE UND KULTURWISSENSCHAFTEN

Prof. Dr. Helge Gerndt, Professor für Volkskunde, wurde zum Vollmitglied der Folklore Fellows International bei der Finnischen Akademie der Wissenschaften und Literatur in Helsinki ernannt.

Prof.Dr. Inge-Lore Kluge, Professorin für Japanologie, wurde im April 1994 mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet. Ihr wurde ein japanischer Verdienstorden („Kaiserlicher Orden der Edlen Krone mit Glyzinie“) verliehen.

Prof. Dr. Klaus Roth, Professor für Volkskunde, wurde zum Vollmitglied der Folklore Fellows International bei der Finnischen Akademie der Wissenschaften und Literatur in Helsinki ernannt.

Prof.Dr. Anton Spitaler, emeritierter Professor für semitische Philologie, wurde der Bayerische Maximiliansorden verliehen.

Prof.Dr. Paul Zanker, Professor für Klassische Archäologie, wurde zum Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin ernannt.

PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT FÜR SPRACH- UND LITERATURWISSENSCHAFT I

Prof.Dr. Hellmut Flashar, Professor für Klassische Philologie, wurde das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen.

Er wurde zum korrespondierenden Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig gewählt.

Prof.Dr. Uvo Hölscher, emeritierter Professor für Klassische Philologie, wurde das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen.

Prof.Dr. Werner von Koppenfels, Professor für Englische Philologie und vergleichende Literaturwissenschaft, erhielt im April 1994 den Übersetzerpreis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Leipzig.

Prof.Dr. Rainer Warning, Professor für Romanische Philologie und Allgemeine Literaturwissenschaft, wurde zum ordentlichen Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt.

PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT FÜR SPRACH- UND LITERATURWISSENSCHAFT II

Prof.Dr. Karl Eibl, Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft, erhielt von der Stadt Klagenfurt die „Medaille für Verdienste um Robert Musil“.

Prof.Dr. Heinz Friedrich, Honorarprofessor für Neuere deutsche Literatur- und Buchwissenschaft, wurde der Bayerische Maximiliansorden verliehen.

Prof.Dr. Wolfgang Frühwald, Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte, wurde für weitere drei Jahre (1. Januar 1995 bis 31. Dezember 1997) in seinem Amt als DFG-Präsident bestätigt.

Ihm wurde der Bayerische Verdienstorden verliehen.

Prof.Dr. Wolfgang Klose, Forschungszentrum Karlsruhe, wurde die Ehrendoktorwürde der Fakultät verliehen.

Prof. Dr. Dietrich Krusche, Professor für Deutsch als Fremdsprache, wurde zum ordentlichen Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste gewählt.

Prof.Dr. Jan-Dirk Müller, Professor für Deutsche Sprache und Literatur des Mittelalters, wurde zum ordentlichen Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt.

Prof.Dr.Dr.h.c. Harald Weinrich, emeritierter Professor für Deutsch als Fremdsprache, wurde die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät II der Universität Augsburg verliehen. Ihm wurde von der französischen Regierung die Auszeichnung eines „Commandeur dans l'Ordre des Palmes Académiques“ verliehen. Er wurde von der American Association of Teachers of German (AATG) zum Ehrenmitglied ernannt.

Ihm wurde die Ehrendoktorwürde der Universität Heidelberg verliehen.

SOZIALWISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT

Prof.Dr. Gottfried-Karl Kindermann, emeritierter Professor für Internationale Politik, wurde das Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen.

Prof.Dr. Ursula E. Koch, Professorin für Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft), wurde von der französischen Regierung zum „Officier dans l'Ordre des Palmes Académiques“ ernannt.

Prof. Dr. P.C. Mayer-Tasch, Professor für Politische Wissenschaft und Rechtstheorie, wurde mit der Ehrenmedaille der Universität der Anden, Bogota, ausgezeichnet.

Dr. Kirsten Plitsch-Kußmaul und Dr. Brigitte Osterchrist-Gleißner, Absolventinnen der Kommunikationswissenschaft, erhielten je einen Förderpreis vom Rotary Club München-Land.

Prof. Albert Scharf, Intendant des Bayerischen Rundfunks, wurde die Ehrendoktorwürde der Fakultät verliehen.

Stefan Schirm erhielt für seine Dissertation den zweiten Preis der Arbeitsgemeinschaft Deutsche Lateinamerikaforschung (ADLAF).

Prof.Dr.Dr.h.c. Werner Weidenfeld, Professor für Politische Wissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Politischen Systeme und der Europapolitik, wurde in das Geschäftsführende Präsidium der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik (DGAP, Bonn) wiedergewählt.

Prof.Dr. Rolf Ziegler, Professor für Soziologie, wurde gemeinsam mit seiner Forschungsgruppe der bifego-Gründungsforscherpreis 1993 zuerkannt.

FAKULTÄT FÜR MATHEMATIK

Prof.Dr. Rudolf Fritsch, Professor für Mathematik, vornehmlich Didaktik der Mathematik, wurde im März 1994 zum Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft für Ost- und Westpreußische Landeskunde gewählt.

Er nahm im Oktober 1995 die Herrmann-von-Helmholtz-Gastprofessur der Gottlieb Daimler und Karl Benz-Stiftung an der Staatlichen Universität Kaliningrad wahr.

Dr. Stephan Merz, Informatik, wurde ein Bayerischer Habilitationsförderpreis 1994 verliehen. Prof.Dr. Ivo Schneider, Professor für Geschichte der Naturwissenschaften, wurde im Februar 1995 zum Vollmitglied der Académie Internationale D'Histoire Des Sciences gewählt.

Dr. Heribert Schütz, Informatik, wurde ein Bayerischer Habilitationsförderpreis 1994 verliehen.

FAKULTÄT FÜR PHYSIK

Dr. Klaus Ensslin, Oberassistent bei der Sektion Physik, wurde ein Gerhard-Hess-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft verliehen.

Prof.Dr. Harald Fritsch, Professor für Theoretische Physik, wurde zum Mitglied des Deutsch-Amerikanischen Akademischen Konzils berufen. Ihm wurde von der Deutschen Physikalischen Gesellschaft die Medaille für Naturwissenschaftliche Publizistik verliehen.

Prof.Dr. Rolf-Peter Kudritzki, Professor für Astronomie, wurde zum Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher, Leopoldina, und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften gewählt.

Prof.Dr. Johann Peisl, Professor für Experimentalphysik, wurde der Max-Planck-Forschungspreis 1993 verliehen.

Dr. Uwe Schneider, wiss. Assistent bei der Sektion Physik, hat einen Anerkennungspreis der Schweizerischen Gesellschaft für Strahlenbiologie und Medizinische Physik erhalten.

Prof.Dr. Herbert Spohn, Professor für theoretische Physik, wurde der Max-Planck-Forschungspreis 1993 verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c. Herbert Walther, Professor für Experimentalphysik, wurde zum korrespondierenden Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften gewählt.

Er wurde zum korrespondierenden Mitglied der Klasse für Natur-, Ingenieur- und Wirtschaftswissenschaften der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften gewählt.

Prof.Dr. Julius Wess, Professor für Theoretische Physik, wurde zum ordentlichen Mitglied der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt.

Das Institut für Astrophysik erhielt einen Bayerischen Staatspreis für die Entwicklung des Mehrkanal-Spektralphotometers MEKASPEK.

FAKULTÄT FÜR CHEMIE UND PHARMZIE

Prof. Sir Derek Barton, Texas/USA, wurde die Ehrendoktorwürde der Fakultät verliehen.

Prof. Dr. Wolfgang Beck, Professor für Anorganische Chemie, erhielt die Liebig-Denk Münze der Gesellschaft Deutscher Chemiker.

Prof. dr. Dr. h. c. mult. Rolf Huisgen, emeritierter Professor für Organische Chemie, wurde die Ehrendoktorwürde des Technologischen Instituts St. Petersburg/Rußland verliehen.

Prof. Dr. Helmut Knözinger, Professor für Physikalische Chemie, wurde zum Ehrenmitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften gewählt. Ferner erhielt er von der Max-Planck-Gesellschaft und der Alexander-von-Humboldt-Stiftung den Max-Planck-Forschungspreis 1995.

Prof. Dr. Heinrich Nöth, Professor für Anorganische Chemie, wurde von der Academy Europaea zum Mitglied und von der Gesellschaft Österreichischer Chemiker zum Ehrenmitglied ernannt.

Im Mai 1994 wurde er von der Russischen Akademie der Wissenschaften zum Ausländischen Mitglied gewählt.

Ferner wurde er erneut zum Vizepräsidenten bzw. Vorstandsmitglied der Gesellschaft Deutscher Chemiker gewählt.

Von der Gesellschaft Deutscher Chemiker wurde ihm die Ehrenmitgliedschaft verliehen.

Frau Andrea Schlageter wurde mit dem APV-Preis der Arbeitsgemeinschaft für Pharmazeutische Verfahrenstechnik für die beste pharmazeutisch-technologische Dissertation der Jahre 1992/93 ausgezeichnet.

Prof. Shoji Shibata, Tokyo/Japan, wurde die Ehrendoktorwürde der Fakultät verliehen.

Prof. Dr. Wolfgang Steglich, Professor für Organische Chemie, erhielt die Silbermedaille des Hugo-Müller-Preises der Royal Society of Chemistry London mit zugehöriger Vorlesung.

Prof. Bert L. Vallee, Boston/USA, wurde die Ehrendoktorwürde der Fakultät verliehen.

Priv.-Doz. Dr. Bernhard Wunsch, für Pharmazeutische Chemie, wurde am 21.9.1995 der Johann-Wolfgang-Döberlein-Preis verliehen.

Prof. Dr. Meinhard H. Zenk, Professor für Pharmazeutische Biologie, wurde im Juni 1994 der Bayerische Verdienstorden verliehen.

FAKULTÄT FÜR BIOLOGIE

Prof.Dr.Drs.h.c. Hansjochen Autrum, emeritierter Professor für Zoologie und vergleichende Anatomie, wurde die Ehrendoktorwürde der

Julius Maximilians Universität Würzburg verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c. Wolfgang Engelhardt, Honorarprofessor für Zoologie, ehem. Generaldirektor der Naturwissenschaftlichen Sammlungen des Staates, wurde mit dem Großen Verdienstkreuz mit Stern des Bundesverdienstordens ausgezeichnet.

Prof.Dr. Reinhold Herrmann, Professor für Botanik, Vorstand des Botanischen Instituts, wurde im November 1993 als Ehrenmitglied in die Russische Akademie der Wissenschaften, Sektion Pflanzenphysiologie, gewählt.

Er wurde in die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina gewählt.

Prof.Dr. Regine Kahmann, Professorin für Genetik, wurde zum ordentlichen Mitglied der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt.

Prof. Dr. duo Dr. h.c. Otto Kandler, emeritierter Professor am Botanischen Institut, wurde 1994 zum Ehrenmitglied in die Gesellschaft für Allgemeine und Angewandte Mikrobiologie gewählt.

Prof.Dr. Svante Pääbo, Professor für Zoologie, wurde die Ehrendoktorwürde der Universität Zürich verliehen.

Prof.Dr. Wolfhart Rüdiger, Professor für Botanik, wurde die Ehrendoktorwürde der Universität Göteborg/Schweden verliehen.

FAKULTÄT FÜR GEOWISSENSCHAFTEN

Dipl.-Geol. R. Brunshlik wurde der FNT-Preis 1994 (des Förderkreises Neue Technologien e.V.) verliehen.

Prof.Dr. Heinz Jagodzinski, emeritierter Professor für Kristallographie und Mineralogie, wurde im Februar 1995 die Ehrendoktorwürde der Universität Würzburg verliehen.

Im März 1995 wurde er zum Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft für Kristallographie ernannt.

Prof.Dr. Hubert Miller, Professor für Allgemeine und Angewandte Geologie, wurde für 2 Jahre zum Vorsitzenden der Deutschen Geologischen Gesellschaft gewählt.

Ihm wurde der Herbert-Thomas-Preis der Sociedad Geológica de Chile verliehen.

Prof. Dr. Heinz Schulz, Professor für Kristallographie und Mineralogie, wurde zum Generaldirektor der Staatlichen Naturwissenschaftlichen Sammlungen Bayerns ernannt.

Verstorbene

(soweit uns die Angaben bekannt sind)

Prof.Dr. Rudolf Hüttel, außerplanmäßiger Professor für Chemie in der Fakultät für Chemie und Pharmazie, verstorben am 12. Oktober 1993 im Alter von 81 Jahren

Prof.Dr. Friedrich Wilhelm Zimmermann, Honorarprofessor für Archivwissenschaft, Oberarchivdirektor i.R., verstorben am 16. Oktober 1993 im Alter von 90 Jahren

Prof.Dr. Hans-Günter Groth, Professor für Astronomie i.R. in der Fakultät für Physik, verstorben am 20. Oktober 1993 im Alter von 66 Jahren

Prof.Dr. Klaus Gollnik, Professor für Organische Chemie in der Fakultät für Chemie und Pharmazie, verstorben am 27. Oktober 1993 im Alter von 63 Jahren

Prof.Dr. Hellmut Rosenfeld, außerplanmäßiger Professor für Deutsche Philologie i.R. bei der Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft II, verstorben am 2. November 1993 im Alter von 86 Jahren

Dipl.-Ing. Hans Obwexer, Technischer Angestellter im Institut für Klinische Chemie, Klinikum Großhadern, verstorben am 5. November 1993 im Alter von 50 Jahren

Burkhard Linz, Verwaltungsangestellter bei der Zentralen Universitätsverwaltung, verstorben am 9. November 1993 im Alter von 57 Jahren

Dr.-Ing. Franz Kaess, Ehrensator der Universität, verstorben am 17. November 1993 im Alter von 90 Jahren

Prof.Dr. Gustav Kreuzer, Honorarprofessor für Didaktik der Geographie i.R. bei der Fakultät für Geowissenschaften, verstorben am 23. November 1993 im Alter von 82 Jahren

Prof.Dr. Michael Schmaus, emeritierter Professor für Dogmatik bei der Kath.-Theol. Fakultät, ehem. Rektor, verstorben am 8. Dezember 1993 im Alter von 96 Jahren

Prof.Dr. Walter Rollwagen, emeritierter Professor für Experimentalphysik bei der Fakultät für Physik, verstorben am 10. Dezember 1993 im Alter von 84 Jahren

Prof.Dr. Wilhelm Schimmler, Professor für Innere Medizin i.R. bei der Medizinischen Fakultät, verstorben am 15. Dezember 1994 im Alter von 71 Jahren

Dr.h.c. Wilhelm Neudecker, Ehrensator der Universität, verstorben am 24. Dezember 1993 im Alter von 80 Jahren

Dr.phil. Erhard Schreiber, Akademischer Ober- rat am Institut für Kommunikationswissen- schaft der Sozialwissenschaftlichen Fakultät, verstorben am 27. Dezember 1993 im Alter von 58 Jahren

Ute Schneider, Krankenschwester im Klinikum Großhadern, verstorben am 1. Januar 1994 im Alter von 28 Jahren

Prof.Dr. Joachim Werner, emeritierter Professor für Vor- und Frühgeschichte bei der Philosophi- schen Fakultät für Altertumskunde und Kultur- wissenschaften, verstorben am 9. Januar 1994 im Alter von 84 Jahren

Prof.Dr. Meinhard Rüsse, emeritierter Professor für Physiologie und Pathologie der Fortpflan- zung, insbes. Gynäkologie und Geburtshilfe bei der Tierärztlichen Fakultät, verstorben am 12. Januar 1994 im Alter von 65 Jahren

Prof.Dr.Dr.h.c. Emil Kunze, Honorarprofessor für Klassische Archäologie i.R. bei der Philoso- phischen Fakultät für Altertumskunde und Kulturwissenschaften, verstorben am 13. Januar 1994 im Alter von 92 Jahren

Verstorbene

(soweit uns die Angaben bekannt sind)

Prof.Dr.Dr.h.c. Emerich Francis, emeritierter Professor für Soziologie bei der Sozialwissenschaftlichen Fakultät, verstorben am 14. Januar 1994 im Alter von 87 Jahren

Helga Pötscher, Verwaltungsangestellte im Klinikum Großhadern, verstorben am 16. Januar 1994

Prof.Dr. Edwin von Böventer, Professor für Volkswirtschaftslehre bei der Volkswirtschaftlichen Fakultät, verstorben am 17. Januar 1994 im Alter von 63 Jahren

Prof.Dr. Hartwig Cleve, Professor für Anthropologie und Humangenetik bei der Fakultät für Biologie, verstorben am 17. Januar 1994 im Alter von 65 Jahren

Prof.Dr. Josef Breitner, außerplanmäßiger Professor für Frauenheilkunde und Geburtshilfe i.R., verstorben am 4. März 1994 im Alter von 79 Jahren

Prof.Dr. Ernst Kinder, außerplanmäßiger Professor für Elektronenmikroskopie und Elektronik i.R., verstorben am 13. März 1994 im Alter von 85 Jahren

Prof.Dr. Friedrich Sengle, emeritierter Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte, verstorben am 14. März 1994 im Alter von 84 Jahren

Eva Tobler, Verwaltungsangestellte im Klinikum Großhadern, verstorben am 26. März 1994 im Alter von 59 Jahren

Prof.Dr. Kurt Walser, Professor für Geburtshilfe und Gynäkologie der Tiere sowie Zuchtschäden und Aufzuchtkrankheiten i.R., verstorben am 5. April 1994 im Alter von 65 Jahren

Prof.Dr. Herbert Begemann, außerplanmäßiger Professor für Innere Medizin, verstorben am 6. April 1994 im Alter von 76 Jahren

Prof.Dr. Peter Bumm, außerplanmäßiger Professor für Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde, verstorben am 22. April 1994 im Alter von 55 Jahren

Hans Stich, Elektromechaniker im Klinikum Großhadern, verstorben am 8. Mai 1994 im Alter von 61 Jahren

Prof.Dr.Dr. Hanns-Heinrich Grasser, Professor für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde i.R., verstorben am 11. Mai 1994 im Alter von 68 Jahren

Prof.Dr. Torsten Gebhard, Honorarprofessor der Volkskunde mit bes. Berücksichtigung der Sachkultur, Generalkonservator i.R., verstorben am 12. Mai 1994 im Alter von 85 Jahren

Karin Hofmann, Pförtnerin in der Evangelisch-Theologischen Fakultät, verstorben am 13. Mai 1994 im Alter von 56 Jahren

Roswitha Kabuth, Krankenschwester im Klinikum Großhadern, verstorben am 19. Mai 1994 im Alter von 42 Jahren

Prof.Dr. Paul Brandlmeier, Honorarprofessor der Allgemeinmedizin, verstorben am 23. Mai 1994 im Alter von 79 Jahren

Prof.Dr. Ahmad Fateh-Moghadam, Professor für Klinische Chemie bei der Medizinischen Fakultät, verstorben am 9. Juni 1994 im Alter von 59 Jahren

Prof.Dr. Robert Wagner, emeritierter Professor für Musikerziehung, verstorben am 30. Juni 1994 im Alter von 79 Jahren

Karin Bamberg-Scharf, Angestellte im Institut für Internationales Recht der Juristischen Fakultät, verstorben am 11. Juli 1994 im Alter von 49 Jahren

Doris Feder, Fotomeisterin im Dr. von Haunerschen Kinderspital im Klinikum Innenstadt, verstorben am 25. Juli 1994

Prof.Dr. Otto Hueck, außerplanmäßiger Professor für Chirurgie, verstorben am 15. August 1994 im Alter von 72 Jahren

Frau Regina Steinberger, Dekanatssekretärin in der Fakultät für Biologie, verstorben am 6. September 1994 im Alter von 59 Jahren

Elisabeth Gschwendtner, Verwaltungsangestellte im Institut für Pharmazeutische Biologie der Fakultät für Chemie und Pharmazie, verstorben am 11. September 1994 im Alter von 54 Jahren

Lidija Crnjanski, Krankenschwester in der Chirurgischen Klinik im Klinikum Innenstadt, verstorben am 12. September 1994

Barbara Wetzel, Medizinisch-Technische Assistentin in der I. Frauenklinik im Klinikum Innenstadt, verstorben am 13. September 1994 im Alter von 56 Jahren

Prof.Dr. Hans Dieter Lux, außerplanmäßiger Professor für Neurophysiologie, verstorben am 15. September 1994 im Alter von 69 Jahren

Prof.Dr. Konrad Goßner, Professor für Physikalische Chemie i.R., verstorben am 11. Oktober 1994 im Alter von 66 Jahren

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Max Müller, emeritierter Professor für Philosophie, verstorben am 18. Oktober 1994 im Alter von 88 Jahren

Dr. Volker Henschel, Leitender Regierungsdirektor bei der Zentralen Universitätsverwaltung, verstorben am 23. Oktober 1994 im Alter von 44 Jahren

Dr.jur. Diederich Behrend, Leiter der Abteilung Studentenangelegenheiten, verstorben am 7. November 1994 im Alter von 59 Jahren

Herrn Eduard Spatz, Betriebselektriker bei der Zentralwerkstatt, verstorben am 9. November 1994 im Alter von 61 Jahren

Prof.Dr. Karl Heckmann, außerplanmäßiger Professor für Röntgenologie, verstorben am 22. November 1994 im Alter von 91 Jahren

Prof.Dr. Manfred Haider, außerplanmäßiger Professor für Innere Medizin, verstorben am 11. Dezember 1994 im Alter von 48 Jahren

Prof.Dr. Norbert Lieb, emeritierter Professor für Kunstgeschichte Bayerns, verstorben am 20. Dezember 1994 im Alter von 87 Jahren

Karl-Heinz Müller, Verwaltungsangestellter im Dr. von Haunerschen Kinderspital im Klinikum Innenstadt, verstorben am 29. Dezember 1994

Prof.Dr. Franz Vilsmeier, Honorarprofessor für Pädagogik, verstorben am 24. Januar 1995 im Alter von 94 Jahren

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Adolf Butenandt, emeritierter Professor für Physiologische Chemie, verstorben am 18. Januar 1995 im Alter von 92 Jahren

Prof.Dr. Ewald Kapal, außerplanmäßiger Professor für Physiologie, verstorben am 25. Januar 1995 im Alter von 84 Jahren

Dr. Liane Teml, Studienberaterin in der Zentralen Studienberatung, verstorben am 13. Februar 1995 im Alter von 57 Jahren

Dr. Arno Pompino, Kinderarzt im Dr. von Haunerschen Kinderspital im Klinikum Innenstadt, verstorben am 19. März 1995 im Alter von 35 Jahren

Dr. Claus-Peter Ernst, wissenschaftlicher Angestellter in der Frauenklinik im Klinikum Großhadern, verstorben am 23. März 1995 im Alter von 53 Jahren

Verstorbene

(soweit uns die Angaben bekannt sind)

Prof.Dr. Gerhard Hübner, Professor für Allgemeine Pathologie i.R., verstorben am 6. April 1995 im Alter von 69 Jahren

Marianne Bergbauer, Verwaltungsangestellte in der Poliklinik im Klinikum Innenstadt, verstorben am 15. April 1995

Prof.Dr. Hubert Freiherr von Pechmann, emeritierter Professor für biologische Holzkunde und Forstnutzung, verstorben am 21. April 1995 im Alter von 89 Jahren

Prof.Dr. Inge-Lore Kluge, Professorin für Japanologie i.R., verstorben am 23. April 1995 im Alter von 75 Jahren

Dr. Barbara Zinke, wissenschaftliche Angestellte am Institut für Deutsche und Vergleichende Volkskunde der Philosophischen Fakultät für Altertumskunde und Kulturwissenschaften, verstorben am 14. Mai 1995 im Alter von 53 Jahren

Prof.Dr. Heinrich Thies, außerplanmäßiger Professor für Pharmazie und Lebensmittelchemie, verstorben am 22. Mai 1995 im Alter von 90 Jahren

Prof.Dr. Jürgen-Hinrich Greite, Privatdozent bei der Medizinischen Fakultät, verstorben am 22. Mai 1995 im Alter von 58 Jahren

Prof.Dr. Ernst Holzer, Honorarprofessor für Innere Medizin, verstorben am 8. Juni 1995 im Alter von 75 Jahren

Dipl. Chem. Alfred Herzog, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Anorganische Chemie der Fakultät für Chemie und Pharmazie, verstorben am 10. Juni 1995 im Alter von 54 Jahren

Inge Priese, Verwaltungsangestellte im Institut für Rechtsmedizin im Klinikum Innenstadt, verstorben am 14. Juni 1995 im Alter von 42 Jahren

Prof.Dr. Dietrich Köllhofer, Honorarprofessor für Bankpolitik, verstorben am 20. Juni 1995 im Alter von 60 Jahren

Rita Petri, Verwaltungsangestellte in der Chirurgischen Klinik im Klinikum Innenstadt, verstorben am 21. Juni 1995

Prof.Dr. Heinz-Hermann Reichenbach-Klinke, außerplanmäßiger Professor für Fischereibiologie, Fischkrankheiten und Zoologie, verstorben am 10. Juli 1995 im Alter von 80 Jahren

Prof.Dr. Wolfgang Penning, Professor für Gynäkologie und Geburtshilfe i.R., verstorben am 19. Juli 1995 im Alter von 69 Jahren

Maria von Meszaros, Zahnarzthelferin in der Poliklinik für Zahnerhaltung und Parodontologie im Klinikum Innenstadt, verstorben am 19. Juli 1995

Klaus Neufurth, Leitender Regierungsdirektor, Ständiger Vertreter des Kanzlers, verstorben am 24. Juli 1995 im Alter von 55 Jahren

Dr. Franz Parsche, Privatdozent für Anthropologie, verstorben am 25. Juli 1995 im Alter von 46 Jahren

Prof.Dr. Erich Liebhardt, Professor für Gerichtliche Medizin und Versicherungsmedizin, verstorben am 6. August 1995 im Alter von 63 Jahren

Prof.Dr. Peter Scherpf, emeritierter Professor für Betriebswirtschaftslehre, verstorben am 6. August 1995 im Alter von 92 Jahren

Frau Renata Julia Weinschenk de Prinzenberg, ehem. Dekanatssekretärin, verstorben am 11. August 1995 im Alter von 67 Jahren

Ursula Schwabe, Medizinisch-Technische Assistentin am Adolf-Butenandt-Institut für Physiologische Chemie, Physikalische Biochemie und Zellbiologie der Medizinischen Fakultät, verstorben am 27. August 1995 im Alter von 56 Jahren

Hermann Kirschner, Präparator am Institut für Tieranatomie der Tierärztlichen Fakultät, verstorben am 28. August 1995 im Alter von 54 Jahren

Prof.Dr. Jürgen Jacobs, Professor für Spezielle Zoologie i.R., verstorben am 29. August 1995 im Alter von 65 Jahren

Maximilian Thuringer, Feinmechaniker am Institut für Allgemeine und Angewandte Geophysik der Fakultät für Geowissenschaften, verstorben am 11. September 1995 im Alter von 49 Jahren